

*Herzog-Dürck*

# MENSCHSEIN ALS WAGNIS

*Neurose und Heilung  
im Sinne einer personalen  
Psychotherapie*

*Klett*

Johanna Herzog-Dürck, die durch wesentliche Veröffentlichungen bekannte Münchner Psychotherapeutin, bekennt sich zur *personalen Psychotherapie*, wie sie von E. Künkel, L. Binswanger, F. Mehnertz, v. Gebsattel, E. Neumann, E. Mielch, H. Trübinger-Linte vertreten wird. In ihrer Sicht ist die Neurose letztlich die Unfähigkeit des Kranken, *Mensch zu sein*, resultierend aus einer Störung der zwischenmenschlichen Beziehungen, die in früher Kindheit stattfand. Aufgabe der personalen Therapie ist es, diese Störung sichtbar zu machen und den Reifungsprozess des Menschen zu fördern, ihm die Möglichkeit zu echter, menschlicher Beziehung, zur *wirklichen Liebe* zu erschließen ganz ebenso wie die Fähigkeit zum echten religiösen Erlebnis.

Jede spezifische Neurosenform äußert sich nach Herzog-Dürck in spezifischen Fragen nach dem *Sinn der Menschheit* (und dementsprechend in spezifischen Formen der Religionsauffassung), Der Depressive, der Zwangneurotiker, der Hysteriker, der Schizoide, die alle

JOHANNA HERZOG-DÜRCK

# Menschsein als Wagnis

*Neurose und Heilung  
im Sinne  
einer personalen Psychotherapie*

ERNST KLETT VERLAG  
STUTT GART

# INHALT

## I. TEIL · GRUNDLEGUNG

Die Idee der Heilung . . . . .	13
Geschichtlicher Überblick . . . . .	13
Die Heilung als Übung im Menschsein . . . . .	20
Vom Wesen der Neurose . . . . .	34
Die Grundbedingungen der menschlichen Existenz . . . . .	34
Die Schwere der Grundbedingungen . . . . .	36
Aufruhr gegen die Grundbedingungen . . . . .	38
Sicherung gegen die Grundbedingungen . . . . .	39
Die Vernichtung der Grundbedingungen . . . . .	41
Zusammenfassung . . . . .	45
Die mitmenschliche Grundthematik der Neurose . . . . .	48
Vorbemerkung . . . . .	48
Verlassenheitsthematik . . . . .	51
Geborgenheitsthematik . . . . .	55
Freiheitsthematik . . . . .	59
Thematik der Ordnungen . . . . .	64
Das therapeutische Mitmenschsein . . . . .	69
Die therapeutische Zuwendung zum schizoiden Menschen . . . . .	69
Der Therapeut und der Depressive . . . . .	76
Die therapeutische Zuwendung zum zwanghaften Menschen . . . . .	83
Die therapeutische Zuwendung zum hysterischen Menschen . . . . .	90
Das innere Handeln . . . . .	99
Vorbemerkung . . . . .	99
Das innere Handeln als Selbsterkenntnis . . . . .	107
Inneres Handeln als „Einräumung“ . . . . .	111
Selbst-Annahme . . . . .	114
Umgestaltung des Lebens . . . . .	117

7SK 38



899 / 1988 - 899

(B 615)



Vom Traum und der therapeutischen Arbeit mit Träumen . . . . .	121
Theoretische Vorüberlegung . . . . .	121
Der Traum als Erwecker aus dem Wesensschlaf . . . . .	125
Die Einfälle und das „Wer“ des Träumens . . . . .	129
Die „Arbeit“ der Träume und die therapeutische Aufgabe	130

## II. TEIL · AUS DER PRAXIS DER BEHANDLUNG

Vorbemerkung . . . . .	147
Eleanor C. / Eine dreißigjährige Musikerin	
Überblick über eine Behandlung . . . . .	149
Vorgeschichte und Symptomatik . . . . .	149
Das erste Behandlungsjahr . . . . .	156
Das zweite Behandlungsjahr . . . . .	165
Das dritte Behandlungsjahr . . . . .	178
Andreas K. / Ein fünfunddreißigjähriger Geistlicher	
Krisis und Wendepunkt einer Heilung . . . . .	191
Vorgeschichte und Symptomatik . . . . .	191
Die erste Traumgruppe . . . . .	198
Die zweite Traumgruppe . . . . .	208
Die dritte Traumgruppe . . . . .	216
Veronika P. / Eine fünfzigjährige Studienrätin	
Drei entscheidende Behandlungsabschnitte . . . . .	222
Ausgangssituation und Symptomatik . . . . .	222
Bisherige Lebensgeschichte . . . . .	227
Der erste Behandlungsabschnitt . . . . .	231
Der zweite Behandlungsabschnitt . . . . .	243
Der dritte Behandlungsabschnitt . . . . .	252
‡ Thomas E. / Ein sechsundzwanzigjähriger Medizinstudent	
Die Anfangsphase einer Behandlung . . . . .	262
Vorgeschichte und Symptomatik . . . . .	262
Das Auftauchen der inneren Bildwelt . . . . .	269
Das menschliche Du . . . . .	289

ΨΥΧΗ ΠΑΣΑ ΑΘΑΝΑΤΟΣ

*Die Seele ist in ihrer Ganzheit unsterblich*

PLATON, PHAIROS

Die vorliegende Schrift will einen Beitrag leisten zu denjenigen Bestrebungen in der Psychotherapie der Gegenwart, die den Menschen in der Tiefe seines Menschseins verstehen wollen. Die personale oder anthropologische Psychotherapie setzt sich nicht über das Erfahrungsgut der psychotherapeutischen Pioniergenerationen hinweg, denen sie sich vielmehr zu größtem Dank verpflichtet weiß und auf deren Erkenntnissen und Erfahrungen sie aufbaut. Aber sie fragt weiter, sie setzt etwa da an, wo entscheidende Fragestellungen, die auch bei diesen, den Pionieren, stets immanent vorhanden sind, von ihnen selbst nicht mehr als solche bewußt gemacht werden. Die Psychotherapie, nur in ihrer rein analytischen Gestalt ein Kind der Naturwissenschaften, ist in Wirklichkeit so alt wie die geschichtliche Menschheit und in vielen Metamorphosen immer lebendig gewesen. So darf es uns nicht wundern, wenn sie auch weiterhin ihr Gesicht wandelt. Denn sie steht ja, ob sie sich dessen bewußt ist oder nicht, in wurzelhaftem Zusammenhang mit der ständig durch die Epochen sich wandelnden philosophischen Selbstinterpretation des Menschen.

In der vorliegenden Schrift können nur einige Perspektiven einer personalen Psychotherapie herausgearbeitet werden, sowohl was die Betrachtung der Neurose als auch die Heilung betrifft. Der häufige Einwand, personale Psychotherapie berücksichtige zu

sehr „das Geistige“, zu wenig „das Sinnliche“, ist noch von der alten Trieb-Geist-Dualität her bestimmt. Personale Psychotherapie aber erkennt, auf der inneren Erfahrung der Existenz beruhend, diesen alten Gegensatz nicht mehr an, sondern sie fragt nach dem Menschsein des Menschen, sei es in seinen sinnhaften, sei es in seinen geistigen Erlebnisweisen, sei es in jeder Weise eines Seins in der Welt. Personale Psychotherapie will ernst machen mit dem Gedanken, daß der Mensch als ganzer und das heißt in der Fülle seines Wesens als Person und als Du begegnet. Methodisch ist damit der Boden naturwissenschaftlicher Objektivierung verlassen und einer phänomenologisch betrachtenden und erhellenden Methodik das Wort gegeben.

Die Idee der „Grundbedingungen“, die schon in meiner Schrift „Zwischen Angst und Vertrauen“ im Mittelpunkt stand, hat sich mir mit wachsender Erfahrung als immer fruchtbarer erwiesen. Als Grundbedingungen gelten mir jene Grenzerfahrungen, die den Menschen vor die Tiefe seines Seins führen, auf die es keine rationale Antwort mehr gibt, sondern nur ein „Antworten“ durch die Selbstwerdung des ganzen Menschen aus der transzendierenden Mitte seines Wesens. An den Grundbedingungen entscheidet sich das Wagnis des Menschseins. Es entscheidet sich entweder im Sinne des Ausweichens in die Verschleierungen eines ständig sich selbst verhüllenden Daseins (Jedermannswelt) oder im Sinne der angsthaften Erstarrung und der hybriden Bemächtigungshaltungen der Neurose oder endlich im Sinne einer echten existentiellen Reifung, die wesensmäßig religiöse Urerfahrung bedeutet. Deshalb verstehe ich die Heilung der Neurose unter dem Aspekt einer Auseinsetzung des Menschen mit den Grundbedingungen seines Seins in der Welt, also im Sinne einer existentiellen Reifung. Eine Befreiung und Entwicklung der Persontiefe in ihrer transzendierenden Spannkraft, ein Erwachen des „Geistes des Herzens“ sind also die entscheidenden Momente im Heilungsgeschehen. Sich vom Herzen her dem Sein, dem Du und

der Welt zu öffnen, ist der schöpferische Weg der Heilung, der dadurch ermöglicht wird, daß die Haltungen und Bilder des Unbewußten im kommunikativen Raum der Therapie ihre Wahrheit gegenüber der „Wahrheit“ der Neurose zur Aussage bringen. Die Heilung meint Erwachen zur Liebe in ihrem tiefsten Sinne, die die eigentliche und letzte Antwort des Menschen auf die Grundbedingungen darstellt. — Die christlichen Wahrheiten sind als anthropologische Existenzaussagen ersten Ranges deshalb so wesentliche Hintergründe der Therapie, weil in ihnen — wie übrigens in jeder reifen Religion — der Kernvorgang der menschlichen Reifung vor dem Geheimnis des Seins verborgenerweise „gemeint“ ist.

Wo die Neurose als eine Verfehlung der existentiellen Reifung aufgefaßt wird, muß sich Psychotherapie als eine „Übung im Menschsein“ entwickeln. Die Meditation der Grundbedingungen, die diese immer wieder transparent macht auf die hinter ihnen stehende „Gnade des Lebens“ (so etwa die Zeit auf die „Ewigung“, den Tod auf die Hoffnung, die Schuld auf das offenbare Wesen der Liebe hin) wird zur ständigen Quelle der psychotherapeutischen Arbeit. „Non intratur in veritatem nisi per caritatem“, „nur dem Liebenden tut das Tor der Wahrheit sich auf“, — diese tiefe Einsicht Augustins beseelt den Geist echter personaler Psychotherapie. Sie weiß, daß der Mensch an seinem Menschsein erkranken muß, sofern er nicht ein in Produktivität, in Hoffnung und Freude, in Phantasie, Gemüt und Gewissen und vor allem in Liebe lebendig vertrauender Mensch sein kann und darf. Voraussetzung des psychotherapeutischen Tuns ist deshalb nicht allein die volle „Analysiertheit“ des Therapeuten, sondern die Durchdrungenheit seines Tuns von seiner ganzen und echten Menschlichkeit und Mitmenschlichkeit, die sich in bewußter innerer Geschichte und wacher Entscheidung im kommunikativen Geschehen der therapeutischen Arbeit entwirft.

Die Psychotherapie hat die ungeheure Wandlung, in der sich der

Mensch von heute befindet, voll zu intuitieren — sowohl nach der Seite ihrer Gefahr, nämlich des Verlustes an menschlicher Substanz, wie auch nach der Seite des möglichen Gewinnes an solcher. Vieles von dem, was für frühere Jahrhunderte Metaphysik war, kommt auf den Menschen selber zu und in ihm zusammen. Metaphysische „Projektionen“ wollen in der Reifung der Person ihre existentielle Verwirklichung finden. Deshalb ist es nicht eine Frage der Wahl, sondern eine Gebotenheit von weittragender Bedeutung, wenn die anthropologische Blickrichtung in der Psychotherapie um eine ständige Vertiefung ringt.

## I. TEIL

### GRUNDLEGUNG

## DIE IDEE DER HEILUNG

### *Geschichtlicher Überblick*

Was ist Heilung? Was verstehen wir im Bereich der Psychotherapie unter Heilung? Worin sehen wir das Wesen des Heilungsvorgangs? Auf diese Frage geben die verschiedenen Richtungen der Psychotherapie je nach der anthropologischen Grundkonzeption, auf der sie beruhen, und der von dieser bestimmten Auffassung der Neurose verschiedene Antworten. Diese Antworten schließen sich keineswegs aus, im Gegenteil, sie fordern einander als Ergänzungen. Denn das Wesen des Menschen ist ja nie abschließend feststellbar, und es ist nur natürlich, daß die verschiedenen psychotherapeutischen Systeme in dem dynamischen, geschichtlich bewegten und letztlich unergründlichen Sein des Menschen verschiedene Perspektiven herausgreifen — sowohl was die Auffassung der Neurose als was die Auffassung der Heilung betrifft. Zudem steht die Psychotherapie ja in inniger Verflechtung mit dem gesamten sich ständig wandelnden philosophischen Weltentwurf der jeweiligen geschichtlichen Epoche.

Es kann uns also nicht überraschen, daß wir sehr divergierenden Heilungsideen innerhalb der Psychotherapie begegnen. Mit dem ganzen Rechtsanspruch eines positivistischen Naturwissenschaftlers sieht *S. Freud* den Menschen prinzipiell als von der Naturkraft der Triebe bestimmtes Wesen, das nur unter dem Zwang der Sozietät Triebkräfte in kulturelle Tendenzen „sublimiert“. Die Neurose ist nicht gelingende Sublimierung; sie beruht auf einer Verdrängung von illegalen Triebansprüchen, die auf irgendeiner Stufe des verästelten ontogenetischen Entwicklungsweges der Libido einsetzt. Sie stellt eine Fixierung im psychobiologischen menschlichen Mechanismus dar, die dessen quantitative Verhältnisse stört. Die differenzierten Gesetze von

Lebens- und Todestrieb können sich auf Grund traumatischer Ursachen verschieben und verwirren, was eben die neurotische Erkrankung besagt. Die Heilung besteht in der Bewußtmachung des Verdrängten, im Finden einer neuen Position des Ich zwischen dem Es und dem Über-Ich, in einem vollen Funktionstüchtigkeitwerden des psychischen Apparates, in der präzisen Reparatur der hochkomplizierten, libidogespeisten seelischen Maschine. Die persönliche Menschlichkeit, von der Freud selbst in so hohem Maße getragen war, durfte in der Theorie der Psychoanalyse für die Begriffsbildung keine Rolle spielen.

Dieser Theorie gegenüber liegt *A. Adlers* methodischer Ansatz bei der menschlichen Gesellschaft, in deren sozialem Kräftespiel die Neurose eine Störung darstellt. Durch die Lebensangst des Menschen und durch eine falsche Bewältigung des „Willens zur Macht“, durch das stets auf Überlegenheit abzielende Geltungsstreben wird der einzelne zum Neurotiker. Die Heilung berichtigt die falsche Verteilung von Geltungsstreben und Minderwertigkeitsgefühl und ordnet den in der Neurose „unnützlich“ Gewordenen wieder als nützlich Glied in die menschliche Gemeinschaft ein. Der Kern der Neurose liegt im Minderwertigkeitsgefühl und seiner Überkompensation. Die Idee der Heilung wurzelt hier in der Wiederherstellung des Gemeinschaftsgefühls und damit der sozialen Funktionsfähigkeit des Menschen. Die Formel von der Wiederherstellung der Genuß-, Arbeits- und Liebesfähigkeit des Menschen ist als Prinzip der Heilung gleichermaßen von der Freudschen wie von der Adlerschen Schule anerkannt worden, — bei Freud vorwiegend im psycho-biologischen, bei Adler vorwiegend im psycho-soziologischen Sinn.

*C. G. Jung*, der sich zwar ausdrücklich zur naturwissenschaftlichen Empirie bekennt, kommt dennoch vorwiegend zu einer geistesgeschichtlichen Konzeption des Menschen, der Neurose und der Heilung. Er sieht erstmalig das Eigenleben der Seele selbst als das entscheidende Phänomen; er sieht den Menschen vor den

umfassenden Hintergründen der Kulturgeschichte, Religionsgeschichte und Mythologie. Als (potentielles) Selbst tritt der Mensch in Beziehung zu den Urbildern und Archetypen des kollektiven Unbewußten, dessen Träger er ist. Die Neurose drückt ein Spannungsverhältnis zwischen den seelischen Funktionen und damit ein Steckenbleiben des Menschen in der Auseinandersetzung zwischen dem Bewußtsein und dem Unbewußten aus, dessen tiefere Schichten das Ich desto mehr zu übermächtigen vermögen, je mehr es sich gegen sie verschließt. Demzufolge liegt für Jung die Idee der Heilung in einem inneren Entwicklungsprozeß, dem Prozeß der Individuation. Es ist der Weg nach innen, der Weg der Auseinandersetzung mit den Archetypen des kollektiven Unbewußten, in denen die Sinnfragen des Lebens symbolisch anklingen und die Integration der Gegensätze sich ermöglicht. Jung sieht das Selbst in psychologischer Fülle und dennoch als einsames Selbst. Der Personabegriff Jungs stellt zwar die Beziehung zur Sozietät dar; aber eben auch nur diese, die amtliche, gesellschaftliche, repräsentative Außenseite des Menschen in seinem Verhältnis zu den anderen.

Das eigentliche Problem des menschlichen Mitseins (nicht nur nach seinen sozialen Ordnungen befragt wie bei Adler), der menschlichen Gemeinschaft (bei Jung in der Entwicklung der Gefühlsfunktion etwas beiläufig untergebracht) erkannte erst *F. Künkel* als zentrales Problem der Psychotherapie. Künkel faßt wie Adler die Neurose als Störung der zwischenmenschlichen Beziehung auf, aber nicht bloß im Bereich der Werte einer sozialen Gesellschaftsordnung wie dieser oder im Sinne des Jungschen Personabegriffs, sondern er schließt durch die Einführung der Begriffe des „Urwir“ und des „reifenden Wir“, des Subjekts und der Ich-Maske die Tiefenbereiche der zwischenmenschlichen Beziehung systematisch auf. Neurose bedeutet bei Künkel die Erstarrung des Urvertrauens von Mensch zu Mensch. Die Idee der Heilung liegt im Lebendigwerden von Vertrauen, Verant-

wortung und Mut. Als Subjekt, und das heißt bei Künkel immer als Wir, nimmt der Mensch teil an der „Infinalität“ des Lebens, die er sich durch die Dressate des Ich verbaut. Die „Wirfähigkeit“ des Menschen ist das Kennzeichen seelischer Gesundheit — jedoch eben nicht im Sinne einer Oberfläche gekonnten Kontaktes, sondern im Sinne der Echtheit von Du zu Du, die sich im Reifungsweg immer mehr verwirklicht. So steht Künkel, nicht durch den Anschluß an das Denken der Theologie, sondern rein vom seelischen Phänomen her, im Bereich christlicher Erkenntnis.

H. Schultj-Hencke baut die Freudsche Trieblehre in eine Lehre von den Antrieben um. Er stellt in genetischer Reihenfolge sechs Antriebe fest, deren jeder dem Schicksal der Störbarkeit durch die menschliche Umgebung unterliegt, dem Schicksal des Gehemmtwerdens. Die Neurose besteht in der erworbenen Gehemmttheit eines oder mehrerer Grundantriebe und in den Folgen der Gehemmttheit für die Persönlichkeitsentwicklung im Lebensaufbau. Der Heilungsvorgang erfolgt durch die „Beseitigung der Gehemmttheit“ und deren Folgeerscheinungen. Das Pathos dieses relativ einfachen, praktisch fruchtbaren psychotherapeutischen Systems liegt im Begriff der Autonomie. Das „autonome“ technische Verfahren erstrebt auch die „Autonomie“ des Patienten. Es ist echte therapeutische Bescheidenheit, die sich begnügt mit der Frage der „Freiheit wovon?“ — die Frage der „Freiheit wozu?“ aber dem Heilwerdenden selbst überläßt.

Neuere psychotherapeutische Ansätze der Gegenwart — sofern Psychotherapie nicht streng im Rahmen eines der vorgebildeten Systeme weiter ausgebaut wird — führen vielfach zu einer stärkeren Herausarbeitung der personalen, religiösen und kommunikativen Wesenszentren des Menschen und weisen mehr und mehr in Richtung einer anthropologischen Gesamtkonzeption, in der die Heilung aus der personalen Begegnung verstanden wird (L. Binswanger, J. Meinertj, U. v. Gebattel, E. Michel, E. Neumann, F. Schotilaender, H. Trüb, U. Frankl u. a.; auf philosophi-

scher Basis M. Buber, A. Uetter u. a.). Liegt auch für Jung der religiöse und der mythologische Bereich im Raum seines bedeutendsten Interesses, so betrachtet er ihn doch, wie er nachdrücklich betont, qua Naturforscher der Seele (was keineswegs ausschließt, daß er an vielen Stellen seiner Werke als ein tief Ergriffener von ihm spricht), der lediglich die in der Psyche vorfindlichen Phänomene beschreibt. Ein anderer Ansatz, eine andere Grundhaltung aber ist es, den Zugang zu seelischen Phänomenen als ein selbst „religiös Vernehmender“, aus der Haltung der „religiösen Vernunft“, also so mit dem Leidenden zu vollziehen, daß dieser aufhört, bloßes Objekt wissenschaftlicher Feststellung zu sein. Ein, wie Binswanger ausdrücklich nachweist, legitimer Zugang, durch den sich die seelischen Phänomene, sofern sie je immer auch ein Transzendieren sind, erst in ihrer Wesentlichkeit erschließen. Das religiöse Phänomen ist nämlich nur das anthropologisch aufschlußreichste, dasjenige, in dem Menschsein sich am klarsten in seinem ontologischen Wagnischarakter zeigt.

Das religiös vernehmende Denken kann sich im Raum der Theologie, im Raum der Kirche als letztgültiger Wahrheitsoffenbarung auffangen (V. v. Gebattel, E. Michel, weitgehend auch V. Frankl), aus ihm speisen und folgerichtig die Idee der Heilung der Neurose auch in ihm sich vollenden sehen. Es kann sich aber auch rein anthropologisch und unabhängig von jeder theologischen Vorbewältigung auf das Wesen dessen ausrichten, was Menschsein in seiner grundhaft religiösen Intention, in der Möglichkeit seines Ergriffenwerdens vom Sein, was Menschsein als Wagnis aussagt. In diesem Sinn ist ein Versuch wie die vorliegende Schrift zu verstehen. Die Idee der Heilung wird dann in einer existentiellen Reifung des Menschen erblickt werden, wobei der Zugang zum theologisch geprägten Raum jeweils der freien Entscheidung des Einzelnen vorbehalten bleibt. Am deutlichsten ist die existentielle Heilungsentention ausgedrückt worden durch L. Binswanger und J. Meinertj. Das Wesen von Psychotherapie



beschreibt L. Binswanger als „die existentielle Erhellung und Erziehung in Verbindung mit lebensgeschichtlicher Forschung.“ „Psychotherapie in ihrer eigentlichen, d. h. kommunikativ erweckten Form und Funktion . . . ist Versöhnung des Menschen mit sich selbst und damit mit der Welt.“ \* Für J. Meinert<sup>2</sup> steht und fällt die Psychotherapie damit, daß sie „existentiell“ ist. „Psychopathologie und Psychotherapie werden existentiell sein oder sie werden nicht sein.“ Heilung kann nur als existentielles Geschehen intuiert werden.\*\*

In der Geschichte der Psychotherapie sehen bzw. hören wir also eine Symphonie der Heilungsideen lebendig zusammenklingen. Grundsätzlich verfehlt wäre es zu behaupten, eine von ihnen sei

\* L. Binswanger, *Ausgewählte Vorträge und Aufsätze*, Francke, Bern 1947, S. 155. Zu Binswangers methodischer Gesamtposition vgl. *Grundformen und Erkenntnis menschlichen Daseins*, Niehans, Zürich 1. Aufl. 1942. Gegenüber Heideggers Dasein als Sorge entwirft Binswanger eine Anthropologie, in der die Liebe als tragender Seinsgrund geschaut wird. Psychologie als wahre Daseinserkenntnis darf von diesem Seinsgrund der Liebe nicht abgeschnitten werden, ansonst sie nur ein rationales und verkümmertes Derivat der Naturwissenschaft sein würde. Liebe ist „triumphierende Seinsgewißheit“, „reiner Überschwang“, Unendlichkeit, Ewigkeit und Heimat der Seele in einem, sich offenbarend in der Dualität, in der Wirheit. Menschsein bestimmt Binswanger als „In-der-Welt-über-die-Welt-hinaus-sein“, als ewigen Widerspruch zwischen Sorge und Liebe, Psychologie als Widerspruch zwischen Diskursivität und liebender Imagination, der in „psychologischer Bildung“ überwunden wird. Daseinserkenntnis ist „doppelt unendliche Bildung“, insofern das Geschaute und der Schauende sich im Vorgang der liebenden Imagination in gegenseitiger Gestaltung „bilden“. (Vgl. Goethe: „Jeder Gegenstand, wohl beschaut, schließt ein neues Organ in uns auf.“) Die intentionale, die existentielle und die duale (wirhafte, eroshafte) Seinserfahrung schließen sich zusammen als „produktive Teilnahme am Spiel des Daseins mit sich selbst“. A. a. O. S. 676. Liebe ist immer „Überschwingung der Welt in die absolute Vollbedeutsamkeit des Daseins als Wirheit“. A. a. O. S. 695.

\*\* J. Meinert, *Psychotherapie als Wissenschaft*, Klett, Stuttgart 1952,

die richtige, die anderen seien falsch, — ganz abgesehen davon, daß es sich ja um Ideen handelt und nicht um Begriffe. Das vielfältige, lebendige, geschichtliche und vielschichtige Menschsein duldet keine geistlose Uniformierung eines so kernhaft tiefgreifenden Geschehens wie es die psychotherapeutische Heilung ist. Die Neurose als Ausdruck einer wie immer gearteten Störung, Beunruhigung, Erkrankung dieses Menschseins kann nicht eine eindeutige kategoriale Methode „und nichts anderes“ herausfordern. Die mannigfaltigen „Gesichter“ des Menschseins rufen nach mannigfaltigen Antworten, die wechselnden Stile des Lebens und der Lebensverdunkelung nach unterschiedlichen Bemühungen seelischer Heilung. Ob die Neurose als eine Weise des Menschseins im Leiblichen, im Psychischen, oder im Geistigen ihren Akzent setzt, bleibt dabei völlig offen. Im Laufe eines dreiviertel Jahrhunderts sehen wir einen Wandel der psychotherapeutischen Heilungsidee von der naturwissenschaftlich faßbaren Funktionsfähigkeit über die gesellschaftliche Einordnung zur Idee der inneren Selbstwertung, von der Autonomie über die Wirfindung

S. 193. Meinert<sup>2</sup> arbeitet die wissenschaftstheoretischen Grundlagen der Psychotherapie sorgfältig heraus. Er setzt sich dabei insbesondere mit Jaspers auseinander, der bekanntlich die Gefahr der Vergegenständlichung in jeder psychologischen Annäherung an die für ihn nur philosophisch gültigen Begriffe der Existenz und der Existenz-erhellung erblickt und deshalb strikt ablehnt. Dieser Haltung gegenüber weist jedoch Meinert<sup>2</sup> nach, daß es sich bei einer lebendigen, nicht nur rationale Strukturen berücksichtigenden Psychologie, bei einer solchen also, die die Ganzheit des Seelischen adäquat zu erfassen sucht, nicht nur nicht vermeiden läßt, sondern als unabdingbare Notwendigkeit zeigt, der existentiellen Dimension unentwegt zu begegnen, wobei sie eben nicht rational objektiviert wird, sondern dem selber unobjektivierbaren Gesamt der Seelenkräfte des Erfassenden in den Blick kommt. Ohne der „Freiheit des Selbstseins“ gerecht zu werden, gibt es gar keine personale Begegnung, aus der sich Psychotherapie entfalten könnte, bei der die heilende und die kognitive Synthese zusammenfallen. Die besondere Seinsart des Erfassenden und des Erfassten bringen dies einfach mit sich.

zur Existenzhellung sich entfalten. Nicht ein Relativismus oder Eklektizismus wird freilich für den modernen jungen Psychotherapeuten angesichts dieser Sachlage die Folge sein. Wohl aber wird er sich fragen, welchem dieser Aspekte seine eigene Wesensart am tiefsten entspricht, sich zu ihm bekennen und zugleich die Vielfalt der anderen Aspekte für seine persönliche Stellungnahme fruchtbar zu machen versuchen.\*

### *Die Heilung als Übung im Menschsein*

Für den Psychotherapeuten werden in jeder Behandlung die Grundbedingungen des Menschseins sichtbar. Wo die Neurose als Existenzverfehlung zu einem tieferen Ringen um den Sinn des Daseins geworden ist, wird *der Heilungsvorgang* in seinem Wesen dies sein müssen: *eine neue Auseinandersetzung des Menschen mit den Grundbedingungen der menschlichen Existenz*. Diese Auseinandersetzung erfolgt immer in einer bewußten und in einer unbewußten Sphäre; sie ergibt sich aus der Analyse des Bewußtseins und aus der Analyse des Unbewußten, die sich in einer psychotherapeutischen Behandlung verflechten, da die nie objektivierbare menschliche Existenz sowohl im bewußten wie im unbewußten seelischen Bereich in Erscheinung tritt.

Die Grundbedingungen sind nicht Fakten, kausal erklärbare Tatbestände; sofern sie nur als solche gesehen werden, bleibt ihr Wesen verhüllt. Sie lassen den Menschen erfahren, daß sein Dasein kein göttliches ist, und lassen ihn gleichzeitig erfahren, daß er zu sich selbst, zu sich als menschlichem Dasein in einer unabschließbaren Reifung gerufen wird. *Die Zeit, der Tod, das Ge-*

\* Einen ausgezeichneten Überblick über die Entwicklung der Psychotherapie vermittelt P. Seidmann in: *Der Weg der Tiefenpsychologie in geistesgeschichtlicher Perspektive*, Rascher, Zürich und Stuttgart 1959.

*schlecht, das Schicksal, die Schuld, das Böse in der Welt sind Grundbedingungen der menschlichen Existenz*; durch sie wird der Mensch in jenes eigentliche Antworten, jene Bewegung seiner Mitte, jene Produktivität seines Grundes gerufen, die wir als Reifung bezeichnen. Die Neurose ist immer ein Verfehlen jenes Antwortens; an seiner Stelle steht die Angst, die Leere, die Vermeidung oder die Bemächtigung. Im Heilungsgeschehen brechen diese Erstarrungen auf. Der Mensch übernimmt gleichsam sich selbst und die Aufgabe, Chance und Gnade des Menschseins nochmals oder erstmals wie aus Ursprung.

In diesem Sinne darf das *Heilungsgeschehen* auch *als eine „Übung im Menschsein“* betrachtet werden: Verflachtes Dasein will wieder in seine Tiefe finden. Der Mensch wirkt durch die Bilder seines Unbewußten selbst auf sich ein — ohne das aber vorerst begreifen zu können. Er will aus dem „chronischen Suizid“, als den ein Patient die Neurose bezeichnete, wieder in echtes Leben kommen; er will sein wahres Menschsein aus der Erstarrung in Konvention, aus der Erstarrung in einem Uneigentlichen herausretten. Er will sich im wirklichen Menschsein „üben“, und das heißt: sich mit dessen offenen Horizonten wieder konfrontieren. Die psychotherapeutische Aufgabe kann ein Weg solcher Konfrontierung sein und somit Übung im Menschsein. Für den einen Menschen kann es vornehmlich die Grundbedingung des Todes, für einen anderen die des Schicksals oder die der Schuld sein, in die sich zu vertiefen sein Unbewußtes ihn als Notwendigkeit fühlen läßt. Psychotherapie als Übung im Menschsein hat die Aufgabe, das verödete Dasein wieder in den Raum seiner Ursprünge zu bringen.

Die Reifung, die wir im Auge haben, ist nicht wie die psychologisch-biologische ein genetischer Vorgang mit regelhaft zu erwartenden Schritten und Stufen; vielmehr vollzieht sie sich in biographischer Einmaligkeit und in individueller *innerer Geschichte*. Die Reifung ist immer Selbstwerdung — doch nicht so,

als ob ein vorher nicht Dagewesenes aus dem Nichts entstünde. Der Mensch „ist“ vielmehr Selbst und ist es auch nicht — da das Selbst durch die Neurose überdeckt und in den Möglichkeiten seiner Entfaltung abgeschnürt und unterbunden worden ist. Im Heilungsvorgang beginnt dies Selbst zu leben und sich zu entfalten — befruchtet und in den Raum seiner Möglichkeiten gebracht durch das zwischenmenschliche und innerseelische Geschehen der psychotherapeutischen Arbeit. Diese Entfaltung ist unabschließbar und offen.

*Reifung und Selbstwerdung* scheinen als anthropologischer Kernvorgang in jeder großen Religion „gemeint“ und gleichsam als Modell in ihr verborgen zu sein. Das gilt für die christliche wie für die buddhistische oder die jüdische, die islamische wie die hinduistische Religion. Im Heilungsgeschehen liegt deshalb immer eine individuelle Parallele zu dem, was im Gehalt einer reifen Religion an innerer Erfahrung des Menschen mit seinem Sein durchsichtig wird. Besser gesagt: der Heilungsvorgang lebt aus dem, was in den Religionen an „Substanz“ menschlicher Selbsterfahrung Gestalt geworden ist und es immer weiter wird. Wie anders könnte ein neurotischer Mensch ins Vertrauen finden, wenn nicht eben diese „Substanz“ in der Welt wäre?

An die Person des Psychotherapeuten stellt sich damit die Forderung, diese Reifung seines Patienten nicht nur nicht zu hindern, sondern ihr Partner zu sein. Über seine, des Therapeuten, Person geht nun einmal der Heilungsvorgang. Versteht er diesen zu vordergründig, bemißt er ihn zu sehr nach dem „Erfolg“, den sichtbaren, statistisch feststellbaren Resultaten, so besteht die Gefahr der Verdunkelung des Wesentlichsten.

Die zwischenmenschliche Beziehung in der Situation der Psychotherapie ist wohl kaum voll ausschöpfbar zu beschreiben. Was den Psychotherapeuten betrifft, so wird er durch jeden Menschen, dessen Heilungsweg er begleitet, ein Eingeweihter in die Mysterien und Dramen, die Leiden und Rätsel eines Lebens, die oft

kein anderes Auge erblickt hat noch erblicken wird. Nur mit Erschütterung und Ehrfurcht kann er das hinnehmen. Jeder Mensch, der zu ihm kommt, nötigt ihn, das Menschsein von neuem in sich zu durchdenken, und das heißt, das empirisch Gegebene jedes Einzelnen in den offenen Horizonten der Grundbedingungen der Existenz zu vergegenwärtigen. So wird er durch sein Amt und Tun fortwährend „geübt“ in einer nichtruhenden *Meditation des Menschseins*. Dem Therapeuten wird jeder Patient, dessen Lebensgeschichte sich vor ihm entfaltet, zu einem „Ecce-homo-Erlebnis“. In jedem bricht die Unergründlichkeit des Menschseins auf mit immer wieder anderem Gesicht; in jedem zeigt sich die ganze Kostbarkeit des Menschseins, zeigen sich aber auch die Punkte, wo der Therapeut versucht ist, mit Sophokles zu sprechen:

*μη φῶναι τὸν ἅπαντα καὶ λόγον*

Nicht geboren zu werden ist besser als jede Weisheit

Die therapeutische Meditation des Menschseins bleibt aber nicht müßige, anschauende Kontemplation. Vielmehr wird sie zum Quellgrund der eigentlich heilenden Intuition des Therapeuten. Sie bleibt nicht Philosophie, vielmehr setzt sie sich um in inneres Handeln. Aus ihr speist sich die therapeutische Gestimmtheit, stimmt sich die Tonart der inneren Zuwendung des Therapeuten zu seinem Partner. In das methodische Vorgehen fließen aus ihr jene Impulse ein, die dem Patienten seine ungekannten Möglichkeiten aufleuchten lassen. Und so bleibt dieses ergriffene, wache Besinnen, das wir Meditation des Menschseins nennen, nicht im Therapeuten für sich; es springt über auf den Leidenden, so wie es nach der Struktur seiner Persönlichkeit und seiner Neurose möglich und fruchtbar ist. Es löst lang bestehende Identifikationen, Verschmelzungen seines Wesens mit einmal übernommenen Denk-, Fühl- und Vorstellungsgewohnheiten auf, so daß er oft in einen erschreckten Wirbel, einen „ontischen Wirbel“ gleichsam, gerät. Er merkt, daß er unerhellte Dimensionen als ein stän-

diges Servitut auf sich lasten hat, die sich nun plötzlich erhellen und Befreiung, Wesenswandlung zulassen. Diese existentielle Bewegung trägt den Menschen wieder vor die Grundbedingungen seiner Existenz, denen er aber jetzt nicht im einsamen Angstgefühl der Kindheit ausgeliefert ist, sondern in der menschlichen Kommunikation der therapeutischen Beziehung begegnen kann.

Es ist insbesondere der Raum der religiösen Vorstellungen des Patienten, in dem solches deutlich wird. Wirft doch häufig der Mensch in den dichten Nebel des absoluten Geheimnisses den Schatten seiner starren Projektionen, den er dann für metaphysische Wirklichkeit hält. Fängt aber der Kristall des Selbst zu leuchten an, so erhellt sich der Nebel, der Schatten schwindet, — aber mit ihm auch die metaphysische Projektion. An deren Stelle tritt die klare Unergründlichkeit unseres Seins, die keine Projektion mehr zuläßt, wohl aber die echte Reifung des menschlichen Herzens in gelassenem Vertrauen weckt. *Analyse und Meditation*, tiefenpsychologisch ermöglichte Selbsterkenntnis und Existenz-erhellung greifen im Heilungsvorgang ständig in einander ein, sich gegenseitig befruchtend und vertiefend.

Der Therapeut nimmt den Patienten in seine eigene innere Geschichte hinein. Er läßt sich von ihm im Menschsein üben; denn das gilt ja genauso wie das Umgekehrte, daß der Heilungsweg für den Patienten eine Einübung im Menschsein bedeutet. Der Patient ist ein Schicksal für ihn, den Therapeuten, das er annimmt, um nun für die Zeitstrecke gemeinsamer Geschichte dessen gesamtes Entwicklungsproblem so vor Augen zu haben, als wäre es eine Möglichkeit seines eigenen Menschseins. Es gibt ein therapeutisches *Reifungsgewissen*, das sich gleichsam im Heilungsvorgang des Patienten objektiviert, bis dessen eigenes Reifungsgewissen, das unter dem Über-Ich und dem Moralgewissen brach lag, erwacht und erwachsen ist.

Jeder Einzelne ist Ausschnitt aus dem unendlichen Geflecht des Lebens; er bewegt mit seinen kleinen Problemen Fäden, die in

unabsehbare Hintergründe reichen, und erheischt mit seiner Not Antworten, die letztendlich aus solchen herfließen. Im Gefühl für die Not des Leidenden, das nicht tief und unmittelbar genug sein kann, — es ist vielleicht ein Geistgefühl des Herzens zu nennen — gewinnt der Therapeut den eigentlichen Blick für seinen Partner. Was dieser vielleicht nur als „factum brutum“ in die Analyse bringt, wird für den Therapeuten Aussage eines Menschseins, das den Rätseln der menschlichen Grenzerfahrung unbewußt so ausgeliefert ist, wie jeder bewußt Lebendige es wachend ist.

Greifen wir ein beliebiges Beispiel heraus:

„Als ich zwölf Jahre alt war, starb mein Vater, der Fleischer war. Ich hatte ihn nicht gemocht. Er war jahrelang krank gewesen. Von seinem Bett aus warf er mir das Heft an den Kopf, weil ich seiner Ansicht nach den Aufsatz schlecht gemacht hatte. Die Mutter, die mich ständig ungerecht verdächtigte, heiratete bald darauf unseren Zimmerherrn, einen Lehrer. Der wollte mich nun erziehen und nahm mich bei jeder Gelegenheit in den Schwitzkasten. Der steckte mich auch auf die höhere Schule, die ich verabscheute und wo man mich auslachte. Die beiden wollten vorher schon immer allein sein und schickten mich bei Waldspaziergängen einen anderen Weg, auf dem ich mich verirrte und heulend zwischen den Bäumen herumlief.“

Ein kleines Stückchen aus einem Selbstbericht eines Menschen, ein winziger Bruchteil aus der ewigen, emsigen Handschrift des Lebens. Welche Grundbedingung der menschlichen Existenz klänge nicht allein in diesem Bruchteil auf? Der Therapeut, der es einerseits an Scharfblick für die notwendigen psychologischen bzw. tiefenpsychologischen Kombinationen, die dieses Stückchen liefert, nicht fehlen lassen darf, wird sich aber gleichzeitig fragen: was ging in der Seele dieses Menschen, dieses zwölfjährigen Kindes „wirklich“ vor sich? Und zu dieser Frage verhält sich die psychologisch-tiefenpsychologische Kombination etwa so, wie sich die Elektrophysik zur Atomphysik verhält.

Woher speist sich nun eigentlich die therapeutische Meditation des Menschseins? Man möchte fast die Gegenfrage stellen: gibt es etwas, woraus sie sich nicht speisen könnte? Je inniger die Partizipation des Therapeuten an der Mannigfaltigkeit des Lebens ist, desto mehr Quellen hat sie. Sei es die Versenkung in die Kunst, die Philosophie, die Religion, die Natur, den Mythos, die Geschichte — aus all diesen Sphären kann dem Therapeuten die Vergegenwärtigung des Urphänomens des Menschseins zukommen. In all diesen Sphären wird ihm der Mensch durchsichtig, wie er schöpferisch seine Welt entwirft und wie er bedroht wird von den Gefahren der Angst, des Hochmuts, der Selbstvergötterung, — aber doch ewig wie gehalten scheint von etwas Gnadenhaftem, das sich ihm offenbar macht und ihn in der Schweben hält. Im abendländischen Raum liegt die Idee der psychotherapeutischen Heilung letztlich darin, daß der Mensch zur Liebe kommt, daß das ewige Wesen der Liebe ihn ergreift und verwandelt. Was das meint, ist mit biologisch-psychologischer Funktionsfähigkeit und mit sozialcaritativer Anpassung — so unentbehrlich beide sind — noch nicht voll ausgesagt und ist auch mit der Anerkennung und Verwirklichung eines Wertsystems, ja auch mit der Erfüllung des Individuationsprozesses noch nicht selbstverständlich mitgegeben. Liebe ist mehr. *Liebe ist die Antwort des Herzens auf die Grundbedingungen der Existenz.* Die Pforten, an denen der Mensch verstummen muß, und die er deshalb so gern mit dem Wall seiner Augenblicksinteressen verschließt, sind ja die Pforten, durch die der Anruf zur Liebe an ihn ergeht. Neurose ist immer Lieblosigkeit, die aus Lieblosigkeit herrührt und gegen Lieblosigkeit opponiert. Während die „Jedermannswelt“ jenen Anruf überläßt, bedeutet Neurose, von ihm beunruhigt zu sein, ohne doch sich ihm aussetzen und an ihm reifen zu können.

Es kann uns also nicht wundern, wenn im abendländischen Raum die Thematik der christlichen Grundwahrheiten im Verlauf eines

psychotherapeutischen Heilungsvorgangs auftaucht. Sie taucht nicht deshalb auf, weil die Menschen nun einmal christlich erzogen worden sind, sondern sie taucht auf, *weil die christlichen Wahrheiten anthropologische Existenzaussagen sind.* Den Partnern des psychotherapeutischen Vorgangs, die dies Auftauchen weder wollen noch erwarten, geschieht es inmitten ihrer konkreten Arbeit, daß eine Erkenntnis, die sie suchen, als christliche Wahrheit evident wird, — wobei es sich aber nicht um den Bereich der theologischen Setzungen, sondern um den anthropologischen Gehalt handelt. Der christliche Entwurf des Menschseins als eines Seins in der Liebe ist ein so unbedingter, daß er uns umfaßt, auch wenn wir uns dessen nicht bewußt sind. Wir empfangen aus ihm einen Maßstab und haben unwillkürlich diese Eruption an Feuer und Licht im Gefühl, wenn wir Menschliches erspüren und bewerten.

Als Psychotherapeuten wissen wir von vorneherein, daß der neurotische Mensch niemals unter Ausschluß seines Unbewußten zur Liebe kommen kann. Ein Versuch, dies zu erreichen, stünde nicht mehr auf dem Boden der Psychotherapie und müßte fehlschlagen. Sind aber die Verdrängungen und Dressate, Hemmungen und Komplexe durch die Träume und durch die analytische Arbeit ans Licht getreten, sind die Aggressionen frei geworden, und geht es nun um ein „Fertigwerden“ mit dem allen, da reichen die Konventionen des allgemein gültigen common sense nicht aus. Wir stehen mit unserem Patienten in „Grenzsituationen“, und auch das vorbehaltlose Befragen der tiefen Bilder und Symbole des Unbewußten läßt noch weiten Raum und erspart es ihm und uns nicht, existentielle Entscheidungen zu treffen.

Betrachten wir z. B. einen Menschen, der durch die konventionelle Moralität der Erziehung seine Triebe und Antriebe weitgehend unterdrückt und verdrängt hat, diese nun aber im Behandlungsverlauf wieder gelten zu lassen lernt; zunächst bleibt er ja grundsätzlich auf dem Boden dieser konventionellen Moralität, mit der

er nunmehr nur einen klügeren und freizügigeren Vergleich zu schließen sich anschickt. In den Raum der Selbstwerdung aber tritt er erst ein, wenn er sich der Grundbedingung der Schuld gegenüberstellt, die ja hinter dem Thema der Aggressionen und der Triebe steht. Damit wird sein Gewissen im tieferen Sinn des Wortes, sein Gemüt, der Geist seines Herzens auf den Plan gerufen. Mit ihnen stellt sich die Intuition von einem Menschsein und einem Mitmenschsein ein, das ganz anders gebaut ist als die allgemein gültige Daseinsauslegung es wahrhaben will und bestimmt. Ist durch die Analyse aufgelöst, was an zwanghaften und infantilen Schuldgefühlen aller Art vorhanden war, hat die Schuld als Grundbedingung sich aufgetan, so steht der Mensch in der Dimension jener Einsamkeit, in der die existentielle Aussage der reifen Religionen erst hörbar wird.

Das Problem der Schuld bildet ein heißes Eisen in der Psychotherapie. Von außen wirft man der Psychotherapie eine Bagatellisierung der Schuld vor, das Ausreden des Schuldgefühls als infantiler Haltung und die damit erfolgende Verflachung des Menschen, der um die wesentliche Dimension des Gewissens betrogen würde. Die Psychotherapie wehrt sich gegen diesen Vorwurf durch den Hinweis, daß der Patient sich durch moralische Maßstäbe, ethische Forderungen, an denen er ja oft genug erkrankt sei, von neuem überfordert fühle und in seine Angst nur tiefer hineingetrieben werde. In Wirklichkeit aber geht es gar nicht um ein solches Entweder-Oder. Es gibt eine *psychotherapeutisch-mitmenschliche Uerarbeitung der Schuldfrage* auf Grund der Meditation des Menschseins, die sich vor der Grenzsituation der Schuld nicht verschließt. Von da aus ergibt sich die Aufgabestellung für den Therapeuten, die Schuld mit seinem Patienten ernst zu nehmen und gerade, indem die infantilen Anteile des Schuldgefühls aufgelöst und die aus alter starrer Unselbständigkeit stammende Schuldangst überwunden worden ist, vor der *wirklichen Schuld* zu stehen, sie zu übernehmen und dennoch den

Schritt ins Vertrauen zu wagen. Die verschiedenen Neurosenformen legen dem Therapeuten hier durchaus verschiedene Wege auf. Entscheidend ist, daß der Mensch lernt, eben daran zu reifen, daß er Schuld hat. Entscheidend ist, eben darin das „Geheimnis der Vergebung“ zu erleben, daß der Mensch an seiner Schuld reifen kann und darf. Entscheidend ist, daß er ein Mensch werden kann, der aus dem Herzen lebt und nicht mehr mit moralischer und unmoralischer Fassade sich selbst und die anderen quält, ein Mensch, der sich hinzugeben und sich wandeln zu lassen wagt. Die therapeutische Einübung im Menschsein setzt eben nicht ein moralisches Muß, das dieser Patient nicht erfüllen kann; vielmehr schafft der Therapeut den „ermöglichenden Raum“, tut, was vielleicht kein Mensch je im ganzen Leben des Patienten tat: nimmt ihn als Menschen ernst samt seiner Schuld, lauscht sorgfältig auf die wirkliche Not, kommt nicht mit Verkündigung und Buße, nicht mit den Institutionen der Kirche im Rücken, wodurch ja nur die Wut, die Minderwertigkeitsgefühle, der Trotz und die Verzweiflung gesteigert würden, — aber läßt auch nicht das verdorrte, verödete, begrabene „Leben im Leben“ liegen, dadurch, daß nun etwa bloß und ausschließlich methodengerecht mit einem solchen Menschen analysiert würde. Hier geht es um menschliche Neuwerdung, hier tritt der Therapeut zu seinem Patienten als *der therapeutische Mitmensch*, der weiß um die ganze biographische Gewordenheit, der die Tränen und die Träume kennt, der den Fluch des Kindes gegen seinen Vater gehört hat, der die furchtbare Bitternis der Enttäuschung durch die Mutter von früh an mit diesem Menschen mitfühlt, — und der ihn nun doch und gerade deshalb in seinem Menschsein (d. h. in seinem Sein, dem immer etwas offenbar werden will), ernst nimmt. Er ist mit ihm ratlos, so als sei ihm, dem Patienten, noch nie etwas „gesagt“ worden (und wie oft ist ihm in der Tat nie etwas „gesagt“ worden!) und fängt nun an, mit ihm zu suchen und zu fragen. Er riskiert es, aus dessen Träumen, emotionalen Erlebnissen, Äng-



sten, suizidalen Krisen, seinem Zittern und Totsein die Keime der Seele zu erspüren, das Schlafen des doch noch nicht toten Herzens. Und er findet diese Keime: hier sehnst du dich ja doch nach Liebe, nach Leben, nach Sinn, nach Würde, nach dem Werden dessen, der du bist und sein kannst. Er läßt die Urfragen kommen, ernst wie mit einem Kinde, das noch nie zu fragen gewagt hat, antwortet auf sie ernst wie ein Kind einem Kinde antwortet, dem noch nie etwas „gesagt“ worden ist.

Was hier von der Grundbedingung der Schuld gezeigt wurde, gilt entsprechend von der Grundbedingung der Zeit, des Todes, des Schicksals, des Geschlechts, des Bösen in der Welt. Jede von ihnen kann als Problem eines Lebens in der psychotherapeutischen Behandlung auftauchen, als Angst in den Träumen sich melden und erfordert dann die eigenständige, das Unbewußte einbeziehende und hörende Auseinandersetzung des Patienten mit dem Menschsein, die wir als Übung im Menschsein bezeichnen.

\*

Es kann nicht ausbleiben, daß nach dem Gesagten die Frage auftaucht, ob Psychotherapie in dieser Sicht nicht ihre Kompetenzen überschreite und in den Hoheitsbereich der theologischen Seelsorge übergreife. Wo dies Bedenken nicht aus Angst oder aus Machtanspruch her stammt, ist es sicher ernst zu nehmen. Aber es kann bei genauerer Betrachtung nicht standhalten. Die Psychotherapie hat es mit dem ganzen und dem wirklichen Menschen zu tun — oder sie hat es gar nicht mit dem Menschen zu tun. Eine künstliche Scheidung zwischen rein wissenschaftlichem, profanem Behandlungsvorgang und theologisch seelsorgerischer Betreuung bliebe eine akademische Forderung und würde die Psychotherapie ihrer Tiefendimension berauben. Der Mensch in der Welt ist der Mensch in der Transzendenz, und mit ihm haben es beide zu tun, Psychotherapie und Seelsorge. Aber beide auf völlig verschiedene Weise. Der Therapeut verkündigt und absolviert nicht, sondern er heilt. Das therapeutische Anliegen ist sein einziges. Soweit aber

der Heilungsvorgang als solcher eine religiöse Entwicklung mit sich bringt, ein Erwachen der religiösen Urkräfte der Seele, so ist das ein autochthones Phänomen, das nicht zerschnitten oder beiseite gewiesen werden darf. Wenn christliche Urwahrheiten dabei aufleuchten, so leuchten sie „von selbst“ auf — in Bestätigung der tertullianischen Erkenntnis „anima naturaliter christiana“. Oder, wie oben gesagt, der anthropologische Gehalt des Christlichen ist eine existentielle Aussage des Menschseins von höchster psychologischer Reife. Der Therapeut aber ist der therapeutische Mitmensch seines Patienten, auch in diesen Bereichen seines religiösen Erwachens, der hier nicht plötzlich von der inneren Bildfläche verschwinden kann.

Der geheilte Mensch wird sich oft genug in neuer lebendiger Entscheidung mit der Kirche auseinandersetzen, wird vielleicht die universelle, gültige Sprache jener Wahrheit suchen, von der ihm im eigenen Inneren eine erste Ahnung zukam. Gerade er, der vor dem an der Kirche mit Achselzucken oder mit Hohn vorüberging oder aber sich angstvoll und infantil an ihre Institutionen klammerte, wird vielleicht eine eigenverantwortliche Beziehung zu dem hohen Gut der Tradition gestalten können. Das gilt in besonderem Maße dann, wenn ihm in seiner Frühzeit die religiös transzendierende Kraft der Seele durch das Jahrmarktsgeschrei der Jedermannswelt übertönt oder durch lieblose Öde und Strenge lahmgelegt worden war. Für ihn ist „das Religiöse“ nichts anderes als der Reifungsweg des Selbst, in dem ihm das Menschsein durchsichtig wird bis auf seine dunklen Grundbedingungen, denen er in transzendierendem Vertrauen sich hinzugeben wagt, — was ihm nun lebendig zusammenströmt mit den Verheißungen des Glaubens. Glaube bedeutet nun nicht mehr bloß eine Stellungnahme zum Dogma; *Glaube bedeutet das Eigentlichwerden als Mensch*. Von da aus wird es überhaupt erst möglich, die tiefe, transrationale Struktur des Dogmas entfernt zu ahnen und sie zu verehren.

\*

Die Rolle und Bedeutung der Psychotherapie im gesellschaftlich sozialen Leben hat sich im Laufe eines halben Jahrhunderts in mehrfacher Beziehung weitgehend geändert. Einmal ist durch den Ausbau der psychosomatischen Blickpunkte und Methoden der Umkreis ihrer Anwendung tief in den Bereich somatischer Erkrankungen hinein vorgetragen worden. Zum anderen wächst die Erkenntnis der Möglichkeiten der Psychotherapie auch in der Psychiatrie; gewisse Bezirke psychotischer Störungen erweisen sich als erschließbar für psychotherapeutische Methoden. Vor allem aber hat der Blick für das Phänomen neurotischen Leidens sich verschärft, hat der Begriff der Neurose sich erheblich geweitet und mit ihm der Umkreis der Menschen, die psychotherapeutische Hilfe in Anspruch nehmen. Es ist oft genug und von berufener Seite ausgesprochen worden, daß mehr und mehr Menschen die Hilfe des Psychotherapeuten suchen, die an „Konfliktneurosen“ leiden.

Dieses Neurosenbild ist nicht durch grobe Symptomatik oder psychosomatische Erscheinungen gekennzeichnet, sondern es stellt sich dar als allgemeine Beunruhigung, real nicht begründbare Friedlosigkeit und das gerade in heutiger Zeit so verbreitete entwurzelnde Gefühl, daß alles menschliche Tun und Treiben mehr oder weniger sinnlos ist und einem Abgrund zueilt. Die religiöse Frage in der Psychotherapie ist deshalb heute nicht mehr privates Interesse eines Psychotherapeuten. Vielmehr stellt ihn seine Aufgabe, sein Patientenkreis mehr und mehr vor die Notwendigkeit, sich mit dem Sinnproblem des Menschen in all seiner Vielschichtigkeit auseinanderzusetzen. Bei der gewaltigen Entfremdung der Massen von den Kirchen leben Unzählige ohne jeden Bezug auf eine tragende Mitte des Lebens. Dieser Zustand drückt sich in einem quälenden Unbehagen und in zerstörenden Konflikten aus, — vielfach in jener ungreifbaren Angst, die wie ein unterirdisches Feuer unter Tag und Nacht einhergeht. Aber auch die manifeste Störung, das Symptom, das Versagen im Lebens-

kampf einschließlich der psychosomatischen Erscheinungen, derentwegen ein Mensch die Behandlung aufsucht, erweisen sich häufig als ein unbewußter Vorwand oder Vorspann, um die grundlegende Not seines Menschseins zum Austrag zu bringen. Stumpfheit, Brüchigkeit, Verlogenheit und Zynismus, das „homo homini lupus“, die Paarung von Intellekt und Plattheit, von Selbstvergötzung und Aberglaube, die unsere technisierte Gesellschaft durchsetzen, finden ihren Niederschlag in der neurotischen Erkrankung, in deren Unheil der neurotische Mensch um eine „restitutio“ seines Menschseins ringt. So sucht gewissermaßen im Heilungsvorgang des Einzelnen die vermasste Gesellschaft nach neuer Substanz. Dieser kollektiven Verantwortung wird der Psychotherapeut sich bewußt sein müssen.

## VOM WESEN DER NEUROSE

### *Die Grundbedingungen der menschlichen Existenz*

Die Probleme, um die es in der psychotherapeutischen Behandlung geht, sind die anthropologischen Grundthemata, die Grundprobleme des Menschseins, die uns in individuell biographischer Einkleidung als das System neurotischer Schwierigkeiten und Nöte begegnen. Der neurotische Mensch kann nicht reifen an den Grundbedingungen unserer Existenz als da sind: Tod und Zeit, Geschlecht und Leib, Schicksal und Schuld, das Böse in der Welt — alles, was auf die grundsätzliche Gefährdung des Menschen weist, auf sein Sein „nicht wie Gott“, alles, was ihn vor die Tiefe seines Seins bringt.

Die Grundbedingungen der Existenz sind also das, wovor der Mensch entweder in ein konventionelles und institutionelles Seinsverständnis ausweicht, oder an dem er reift in innerer Geschichte und personaler Individuation. Die Neurose bleibt gewissermaßen zwischen diesem Entweder-Oder hängen.

Eine *Depression* stellt, zwar nicht oder selten in Worten, aber seinsmäßig die Frage an uns: Wie kann der Mensch, in seinem Wesen angelegt auf Heilheit, d. h. auf Liebe, Vollkommenheit und Ganzheit, zu sich selber kommen angesichts dieser kurzen Strecke des Lebens, in der flutenden Unrast der Zeit, die ihm ständig den Boden unter den Füßen wegzieht, angesichts der Vergänglichkeit aller Werte und Bindungen, im sicheren Bevorstand des Verlustes alles Geliebten, im ständigen Abschied von allen bergenden Räumen (beginnend mit dem Mutterschoß), im ständigen Erfahren, daß alles sich mit Staub bedeckt und zu Staub wird? Die Uhr tickt, der Zeiger schreitet weiter, der Sternenhimmel dreht sich — aber das Leben ist nur ein Traum.

Der *Schizoide* fragt uns durch seine Grundstimmung: Warum und

## DIE GRUNDBEDINGUNGEN DER MENSCHLICHEN EXISTENZ

wozu leben wir? Warum sind wir nicht — nicht? Was enthüllen denn die Phasen des Lebens? Nichts! Der Mensch begreift, daß alles eitel ist und verfällt an Krankheit, Alter, Ekel und Tod. Solche und ähnliche Fragen präsentiert uns das Wesen der schizoïden Struktur.

Anders lauten die existentiellen Grundfragen der *Zwangsneurose*, wenn wir sie uns als solche zu erhellen versuchen. Warum lebt der Mensch in Ketten, ein Sklave, ein Blinder, „Ananke, dem gezwungenen Zwang“\* verfallen? Sollte er nicht autonom sein wie ein Gott? Statt dessen aber heißt er von Schuld zu Schuld, entkommt niemals dem Joch ewigen Schuldigseins und ewigen Zweifels. Es gibt ja kein Handeln, das *sicher* gut wäre, kein Denken, kein Sein ohne Verschuldung, „Tribut entrichten einander die Geschöpfe . . .“ (Heraklit). Gefangener und Gefängnis, gefangenes Gefängnis ist der Mensch, gefesselter Wärter seines eigenen Gefängnisses. Keiner entgeht dem Fluch des Bösen, keiner kann vor dem göttlichen Richter bestehen.

Das Phänomen der *Hysterie* stellt etwa die Frage: Warum ist der Mensch an die Mühsal der Reifung und an die Not des Leibes, der Zeit und des Raumes überhaupt gebunden — in der Liebe (Grundbedingung des Geschlechts) so gut wie in allem seinem Tun und Werden: Ist er nicht eigentlich Schöpfer und Bildner wie Gott?

Wenn wir die Neurose auf ihre seinsmäßige Aussage befragen, sehen wir also, daß *jede Neurosenform auch eine grundlegende Wahrheit des Menschseins aussagt*. Und gerade deshalb ist uns dieses tiefe Verstehen der Neurose möglich. Wahrheiten, die konventionsgemäß von „Jedermann“ verschleiert werden, da sie die Grundtatsachen des Menschseins zu scharf ins Bewußtsein rufen, finden gleichsam in der Neurose eine krasse Beleuchtung: das unheimliche ins Nichts Geworfensein, das Leid der Todverfallen-

\* C. Spitteler, Olympischer Frühling.

heit, die Gefangenschaft des Menschen aber auch sein tiefer Adelsanspruch. Nur wird die Wahrheit, die die Neurose aussagt, jedesmal fälschlicher Weise *verabsolutiert* und wird eben deshalb zu der existentiellen Verzerrung und Gebrochenheit des Menschseins, als welche uns die Neurose begegnet. Denn diese jeweilige in der Neurose behauptete Wahrheit bleibt ohne dialogischen Widerspruch, sie erstarrt *ohne die schöpferische Gegenmacht anderer Wahrheiten*. Sie wird gleichsam zu einem Schrei, der jeden existentiellen Dialog des menschlichen Werdens durchbrochen und zerrissen hat. Kann doch die lebendige, die „wirkliche“ Wahrheit unseres Menschseins, seine tiefe und klare Unergründlichkeit nur in dialogisch sich verflechtenden, weiterschreitenden Wahrheitserfahrungen durch ein Leben hindurch eingeeignet werden, die in der Geschichte unserer menschlichen Reifung in immer neuen Konstellationen aufleuchten.

Gegenüber der oberflächlichen und unwahrhaftigen Verhüllung der Grundbedingungen unserer Existenz in der Jedermannswelt aber bringt die Neurose jeweils ein tiefes *Leiden an den Grundbedingungen* zum Ausdruck. Das ist ihr Unglück und zugleich auch ihre Chance.

#### *Die Schwere der Grundbedingungen*

Ist es denn nicht „wahr“, was die *Depression* wie in währendem Protest bekundet: daß das Leben des Menschen in einem Ausgeliefertsein an überwältigende, unbekannte Mächte besteht, daß Kultur, Religion und alle vitalen Freuden nur hilflose Illusionen darstellen, die diese Tatsache umgaukeln und das grenzenlose Elend des Menschen, dieses einsamen Stäubchens im All, nur von Schritt zu Schritt überdecken, nicht aber aufheben? Nirgendwo und nirgends gibt es eine wirkliche Bergung für den Menschen, der an Zeit und Tod, an das unerforschliche Schicksal, an die un-

ausdenkbaren Gewalten des Seins überantwortet ist und nirgendwohin entfliehen kann. Er kann sich nicht retten, es sei denn, er müßte seine ganze im Argen liegende Welt selbst aufheben, vernichten, zerstören. Im Spinnennetz des Todes lebt der Mensch, schon das Neugeborene ist mit der Geburt, ja schon mit dem Moment der Zeugung dem Sog des Todes hingeworfen. Durch die Spanne seiner Zeit läuft der Mensch sich selber nach, ohne sich jemals einzuholen. Keiner kann auch nur einen Augenblick bei sich selber sein, denn indem er sich zu erreichen meint, ist er schon ein anderer geworden. Und so stürzt er zuletzt über den Rand hinaus. Die gnadenlose Ohnmacht der menschlichen Existenz, ihr unermessliches Elend und die Einsamkeit des Menschen — das sind die Urtatsachen, die die Depression in stummer Verzweiflung aussagt, und an denen sie nicht, eben gerade nicht produktiv zu werden vermag. Auch die Religion des Depressiven ist nur eine *metaphysische Versteinerung* dieser Stimmung. Sie ist nicht Wandel transzendierenden Gestimmtwerdens eines Erfahrenden. Welcher Mensch — so fragt uns der Depressive, nicht mit Worten aber durch das Wesen seines Leidens — welcher Mensch kann bis zum Grunde durchleben, daß ein geliebter Mensch ihm stirbt? Nur Täuschung und Selbsttäuschung, nur dumpfe Trägheit, Oberflächlichkeit und Brutalität bewegen uns dazu, weiter und immer weiter zu existieren, bis wir ins Dunkel hinunterstürzen. Welcher Mensch kann es wirklich im Herzen ertragen, daß ein unbekannter Bruder Qual, Not, Ungerechtigkeit erleidet, kann dies bis zum Grunde auf sich zukommen lassen ohne zu verbrennen vor Gram? Müssen wir uns nicht alle verkapseln? Ist nicht alles Helfen bloß Selbstbetrug angesichts der Tatsache, daß das Böse und der Tod in der Welt sind und überall auf uns lauern?

*Aufruhr gegen die Grundbedingungen*

Ganz anders die seinsmäßige Aussage der *Hysterie*. Auch sie drückt eine Wahrheit des Menschseins aus, die ohne Widerspruch und deshalb eben unwahr, die ohne das Gespräch der Reifung bleibt. Die Wesensaussage der Hysterie liegt in der möglichen „Gottähnlichkeit“ des Menschen: Schrankenlos steht die Welt dem Menschen offen; er gebietet über die Situationen und auch über die Grenzsituationen des Daseins, indem er sich in ihnen verkündigt. Die „Wahrheit“ der Hysterie ist letztendlich die, daß der Mensch gar nicht in „Grundbedingungen“ und damit nicht in die von diesen ausstrahlenden Ordnungen gehört, daß er in die schmerzhaft einschneidende Struktur der Zeit und des Todes, des Geschlechts und des Raumes nicht „hineinpaßt“, daß sie seinem souveränen Wesen gar nicht auf den Leib geschnitten ist. So grotesk, so verzerrt die einzelne hysterische Neurose im konkreten Fall dies bekunden mag, — im Grunde meldet sie an, daß der Mensch ein Bewohner des Paradieses und nicht der antinomischen menschlichen Welt sein sollte und könnte, ein Wesen, das sich als Mitspieler Gottes verstehen dürfte, dem Engel und Dämonen dienstbar sein müßten. In dieser „Idee“ des Menschen liegt die Partitur des hysterischen Selbstentwurfes. Ich bin der wahre Mensch, Sohn oder Tochter des Himmels, aus zu edlem Stoff, um auf dem Grundriß der menschlichen Beschränkung und der menschlichen Ohnmacht zur Entwicklung kommen zu können, zeugend von einem Vollkommenen, das an der irdischen Unvollkommenheit tragisch zugrunde gehen muß. In tausendfacher Maskierung spielt der Hysteriker doch immer etwas von der metaphysischen Vorstellung aus, daß der Mensch ursprünglich größer und großartiger gemeint ist, leib- und weltdurchherrschender, so wie er in den Paradiesesmythen der Religionen intuiert ist. Denn der Paradiesesmythus und der Mythos vom Goldenen Zeitalter intuiert ja das ursprunghaft göttliche Wesen des Menschen.

Hat der Hysteriker Religion, so weist sie sich aus durch ihre eigentümliche *existentielle Fühllosigkeit* für Dimensionen und Distanzen, für das im Gespräch zwischen Gott und Mensch eigentlich „Gemeinte“. Der Hysteriker redet laut in den metaphysischen Raum hinein, er will weniger hören als gehört werden; Gott ist seinem bemächtigenden Griff erreichbar, oder — wenn die Hybris zerbricht — der Göge, den man durch Wut und Uragst verunehrt.

Wir lesen also beide Strukturen, die der Depressionsneurose sowie die der Hysterie, in enger Beziehung auf den Tatbestand der menschlichen Grundbedingungen — nur in gegensätzlicher Weise. Der Depressive läßt die Grundbedingungen wie ein währendes Gewitter über sich ergehen (das mit ihnen „Gemeinte“ nicht vernehmend); der Hysteriker wirft sich zum Richtenden über sie auf und ebenfalls das „Gemeinte“ nicht vernehmend, nämlich das produktive Reifwerden. Der Depressive läßt sich von ihnen zermalmen, der Hysteriker dramatisiert sie, im Grunde aber ebenso furchtbar an ihnen leidend. Der Depressive beugt sich unter unendlicher Schwere, der Hysteriker „spielt“ unendliche Leichte. Die Depression wirft den Menschen ins Kerkerloch des Daseins, die Hysterie läßt ihn auffahren in die Wolke der Illusionen. Der Depressive sagt das ganze Elend der Kreatur aus — der Hysteriker (verzerrt) die ganze Größe der bildnerischen Möglichkeiten. Die Depression weist in ein Menschsein ohne Hoffnung — die Hysterie in eine imaginäre Fülle unendlicher Möglichkeiten.

*Sicherung gegen die Grundbedingungen*

Zwischen diesen beiden existentiellen Aussagen steht die *Zwangsneurose* in der Mitte. Die „Wahrheit“ des Zwangsneurotikers über das Menschsein ist der Satz, das Gesetz, die „Wahrheit“, daß es keine Wahrheit gibt außer Formel und Kalkül und keine

Rechtfertigung des Menschen vor dem Sein außer moralischer Perfektion. Seine „Wahrheit“, so könnte man deshalb auch sagen, ist der grundsätzliche Zweifel. Die Zwangsneurose baut ihre starren Ordnungen, in denen sie sich ein Terrain der Sicherheit gibt im Chaos des Daseins, ein Terrain der Abschirmung gegen die Wogen des „Schicksals Mensch“, die den Depressiven überschütten, den Hysteriker triumphierend hochtragen oder tragisch niederschleudern. Auch der Zwanghafte „bezieht sich“ seinsmäßig auf die Grundtatsache der Rätselhaftigkeit unserer Existenz: unter ihrem Wetterleuchten hat er sich sein „System“ gebaut, aus dem er nicht herausgeht. In ihm allein fühlt er sich gesichert vor der Angst der Grundbedingungen; hier hat er sich eine Enklave errichtet, in der ihn das Dasein wie es wirklich ist, nicht einzuholen vermag. Die Starrheit seiner Haltungen gibt ihm Ruhe gegenüber den irrationalen und chaotischen Mächten, die das Leben durchwirken und aus der Seelentiefe des Menschen heraufzittern, — eine falsche Ruhe. Der zwanghafte Mensch kann sich den Grundbedingungen der Existenz nicht ausliefern (in welcher Auslieferung der Mensch ja das echte Transzendieren erfährt, ins Gespräch der Reifung kommt) und reißt sich doch von ihrem Banne nicht los. Er transformiert sie deshalb in von ihm gesetzte Bedingungen und Normen, denen er mit der peinlichen und qualvollen Exaktheit seiner Haltungen und Handlungen nachkommt. Er setzt dem Geheimnis der Existenz zwei Dinge entgegen: den dogmatischen Satz und die moralische Rechtfertigung, — damit Zweifel und Schuldgefühl kompensierend. Die Wahrheit der Zwangsneurose ist die *Schuld des Menschen vor seinem Sein*. Aber der Zwangsneurotiker hält die Grundbedingung der Schuld nicht aus; er gestattet es der Gottheit nicht, ihm die Füße zu waschen.

Hat der Zwangsneurotiker Religion, so ist es eine strenge Religion der Pflicht, ist es *theologische Mathematik*, Gottesbeweis und Moralsystem. Und sonst nichts.

### *Die Vernichtung der Grundbedingungen*

Es gibt aber noch eine weitere grundsätzliche Möglichkeit, „hadernd“ auf das In-der-Welt-sein zu reagieren, und diese besteht in einer weitgehenden Verweigerung jeder „Antwort“. Es ist der Mensch, der sich vom Menschsein nicht engagieren läßt. Er schließt sich ab gegen den Anruf der Existenz. Wir sind nun einmal in die Welt geworfen, wir können es nicht ändern. Je weniger man sich innerlich beteiligt, desto weniger wird man leiden. Das Ganze ist ja doch unverstänlich. Sich nicht so tief einlassen, daß das Chaotische und das Grauenhafte, das da im Grunde irgendwo wohnt, durchkommen kann! Wir sprechen vom Formenkreis der *schizoiden Strukturen*\*. Der Schizoide stellt, wenn nicht denkend, so doch seinsmäßig durch seine Gestimmtheit, die Kernfrage der Philosophie: Warum ist nicht Nichts — warum ist überhaupt Sein und Dasein?

Der Schizoide steht den Grundbedingungen mit kühlem Gleichmut, kalter Gleichgültigkeit gegenüber; dunkles fernes Erinnern an früheste Verlassenheit läßt ihn Riegel vorschieben gegen jedes wirkliche Betroffenwerden. Auch er drückt seinsmäßig eine Wahrheit unseres Daseins aus, die *Wahrheit der Nichtigkeit, der Sinnlosigkeit des Menschseins*.

Während der Depressive sich quält unter dem Todesaspekt unserer Existenz, der Zwanghafte ihn „in den Griff bekommen“ will, der Hysteriker auf ihm spielt, — „bemerkt“ der Schizoide ihn scheinbar gar nicht. Er ignoriert ihn in seiner metaphysischen Valenz, zuckt die Achseln: Das ganze Leben — viel Lärm um nichts.

Dadurch aber unterscheidet sich der Schizoide vom „gesunden“

\* Wir folgen dem üblich gewordenen Sprachgebrauch, den von E. Kretschmer konstitutionell gemeinten Terminus neurosen-theoretisch zu verwenden.



Jedermann (der sich ja auch in die gefährvollen Randzonen des Menschseins nicht begibt, der sie stellvertretend und institutionell von anderen für sich leben läßt), daß diese seine Daseinsform ihn nun dennoch beängstet. Das große, das unendliche Schweigen überfällt ihn mit unheimlichem Schauer, vor dessen Kälte er sich weiter zurückzieht, wo nun dasselbe unendliche Schweigen ihm entgegenkommt. Seine „Wahrheit“ ist nicht die Nichtigkeit des Menschen unter der metaphysischen Schwere der Grundbedingungen, sondern vielmehr die *Nichtigkeit der Grundbedingungen selbst*. Seine „Wahrheit“, die furchtbarste, ist die, daß es gar keine Grundbedingungen gibt, die dem Menschen die Vertiefung in innerer Geschichte durch die Erstreckung eines Menschenlebens auferlegen und ermöglichen, und die eben damit Gnade und höchste Chance sind. Tod, Schuld, Leid, Zeit, Schicksal, das Böse in der Welt — sie verlangen von ihm keine „Antwort“, sind Fakten unter anderen welthaftern Fakten, Gegebenheiten, die der Verstand richtig einzuordnen hat, — sind nicht Fenster in eine andere Dimension. Das ist die „Wahrheit“ des schizoiden Menschseins. Wer könnte sie widerlegen, wer mit ihr ins Gespräch kommen? Nur er selbst; er selbst dadurch, daß er an ihr krankt. Man könnte auch vom Schizoiden sagen, daß er mit den Grundbedingungen „spiele“ — jedoch in einem ganz anderen Sinn wie der Hysteriker. Dieser dramatisiert sie und sich selbst in ihnen; jener aber manipuliert sie wie Atomenergien. Und so kann es kommen, daß der Schizoide die Grundbedingung des Todes selber in die Hand nimmt und sie „verfügt“, sei es über andere, sei es über sich selbst — und so auch die Grundbedingung des Bösen und die des Geschlechts.

Auch von der Zwangsneurose sagten wir, sie hebe die Grundbedingungen auf und ersetze sie durch von ihr selbst gestellte Bedingungen. Aber in dieser Form bleibt der Zwangsneurotiker ihnen gerade hörig und erfüllt indirekt durch peinlichen Dienst ihre Forderung — wenn auch in systematischer Verkehrung des

Reifungssinnes. Der Schizoide aber stellt sich taub gegen die Sprache der Grundbedingungen oder verspottet sie in kalter Selbstvergötzung. Aber er *ist* nicht taub, sondern überempfindlich. Und so erreichen sie ihn doch — ja sie überfallen ihn, und sei es im Augenblick des Todes — oder des Tötens. (Der Mensch kann dem Menschsein weitgehend entweichen, aber er kann sich nicht aus seiner Wurzel reißen.) Es gibt Momente, wo sie gleichsam mitten in seiner Seele aufflammen, dem Schizoiden mit unheimlicher Schärfe sein Kranken an sich selber bewußt machend.

Ist es ein Stigma unserer geschichtlichen Epoche, daß die schizoide Struktur häufiger wird? „Braucht“ die Zukunft der Menschheit, vielleicht als Übergang zu einer Loslösung von der Erde, diese Struktur — „braucht“ sie aber eben auch deren Heilwerdung? Jedenfalls trägt unsere Gesellschaftsordnung mit ihrer Atomisierung und Entpersönlichung, mit ihrem Blick in den Weltraum und ihren unvorstellbaren Zukunftsvisionen dazu bei, die schizoide Struktur zu begünstigen, die dem Psychotherapeuten die schwerste Aufgabe stellt.

*Jede der großen Neuroseformen stellt also eine andere Weise dar, das zu versagen, worauf es unter der göttlichen Anrede der Grundbedingungen ankommt: die eigentliche Reifung des Menschen. Jede von ihnen transformiert den großen „Widerstand“, den die Gottheit dem Menschen entgegensetzt, um sein freies Selbst aufzurufen, in eine verborgene Form eigenen Widerstandes. Aber jede von ihnen tut es, indem sie eine Wahrheit unserer Existenz aufgreift und sie verabsolutiert, um in dieser besonderen Weise das Menschsein mißzuverstehen.* Und es ließe sich ja auch unschwer zeigen, daß jede in der Kulturgeschichte der Menschheit ihre epochale Ausprägung, ihre großartigen Vertreter gefunden hat.

\*

Es ist das immer wiederkehrende Erlebnis der Sprechstunde, daß das Problem der Neurose über alle methodisch aufzufangenden

Zusammenhänge hinausgeht. Jeder Psychotherapeut erlebt das, und viele haben es ausgesprochen. Aber es ist schwer zu fassen wie alles, was auf das Geheimnis des Menschen weist. Die eigentliche Glaubenskraft des menschlichen Herzens und Geistes ist es letztendlich, die in der Neurose verdunkelt, verhängt oder gar zerstört erscheint, eine Glaubenskraft weit vor und unter jeder im engeren Sinn religiösen Bestimmung. Ich habe das hier Gemeinte auch als „ontischen Glauben“ bezeichnet. Das Wort Glaube kommt aus der Wurzel ge-loben, meint also in diesem Zusammenhang den sich dem Sein voll anvertrauenden Menschen. Im ontischen Glauben geht es um die aller religiös-dogmatischen Formulierung vorgegebene Bewegung des Transzendierens als solche, um die sowohl hinnehmende wie schöpferische Erschlossenheit des Menschen für die Wirklichkeit seines Seins. Glaube in diesem Sinn bedeutet ein Auf-sich-zukommen-lassen des Ganzen und ihm aus eigener Mitte Entgegengehen, bedeutet Offensein für alles, was Offenbarungscharakter hat, bedeutet, in der Einstimmung auf die dunklen Grundbedingungen unseres Seins zu sich selbst zu kommen.

Die Gegenaussage des Lebens, die Gegenaussage der unbewußten seelischen Bereiche (der Tiefenbereiche der Existenz), gegen die jeweilige Wahrheit der Neurose aber wird von der Neurose längst nicht mehr vernommen, wird vielmehr gerade im Sinne ihrer starren „Wahrheit“ übersetzt, womit allmählich die letzte Möglichkeit eines Lernens vom Leben, einer spontanen Wandlung verschwindet. Das eben ist die Verzweiflung der Neurose, daß sie eine Wahrheit meint und von ihrer eigenen Wahrheit ad absurdum geführt wird.

In der *psychotherapeutischen Behandlung* wird es darum gehen, die Aussage des Unbewußten, die ja das Leben heranbringen will, und die Sprache des Lebens allmählich wieder zu hören, sie verstehen und annehmen zu lernen, und damit den Weg der Reifung in der Antwort auf die Grundbedingungen der Existenz zu

finden. Es wird darum gehen, die „Wahrheit“ der jeweiligen Neurosenstruktur ganz zu Worte kommen zu lassen, aber gerade damit auch die ihr widersprechenden „Gegenwahrheiten“ in den Horizont treten zu lassen und auf den Plan zu rufen, so daß das lebendige Wahrheitsgespräch, in dem der gesunde, der antwortende Mensch reift, zur Entfaltung gelangen kann.

### *Zusammenfassung*

Von der Anthropologie des mitmenschlichen Raumes her gesehen gibt es im mannigfaltigen Bereich der Neurosen *vier hauptsächlichste Themenkreise*: eine vorwiegende *Mutterthematik*, eine vorwiegende *Vaterthematik* und eine vorwiegende *Elternthematik*. Dazu eine weitere Thematik, die schwer zu benennen ist, da der mitmenschliche Raum, in dem sie entsteht, häufig von schicksalhaften Faktoren destruiert ist; nennen wir sie die *Verlassenheits- oder Einsamkeitsthematik*. Es ist klar, daß diese Themenkreise sich jeweils nicht auf die konkreten persönlichen Elternfiguren beschränken, als ob die Neurose ätiologisch und kausal nur aus ihnen abzuleiten wäre. Vielmehr geht es um einen jeweiligen Aspekt des menschlichen In-der-Welt-seins, den Aspekt des Mütterlichen, den des Väterlichen und den der Vereinigung der Gegensätze von Mann und Frau im Elternpaar, die dem Kinde aber jeweils an der persönlichen Mutter, dem persönlichen Vater, den persönlichen Eltern erstmalig erlebbar werden. Ferner geht es um den Aspekt eines grundsätzlichen Verlassenseins vom Menschlichen, der in einem ersten und frühesten Verlassenwerden von der Elternliebe seine psychologische Wurzel hat.

Die psychologische Beziehung der Neurosenstrukturen zu dem, was wir als die Grundbedingungen des Menschseins bezeichneten, liegt damit auf der Hand. Schließt doch die *Mutterthematik* eine Todesthematik insofern ein, als der Mensch a priori an der Mut-

ter, an ihrem bergenden Lebensraum das Gesetz der Zeit, des Werdens, des Abschieds erfährt — schon im Verlassen des Mutterschoßes bei der Geburt. Die Liebeskräfte, die die Mutter ausstrahlt, sind diejenigen in der menschlichen Existenz, die auf das Urproblem des Todes und der Zeit „antworten“, sich ihm gleichsam entgegenwerfen und ihm in einem inneren Sinn „das Leben“ abringen. Sind diese Kräfte bei der Mutter verkümmert, so wird die „Wahrheit“ der Neurose demonstrieren: Menschsein ist dunkel lähmende Todverfallenheit. (Depressionsneurose.) Die *Vaterthematik* schließt eine Thematik der Schuld und des Zweifels in sich. Im Vateraspekt erfährt der Mensch sich nicht einfach als Werdenden, sondern als Bauenden, Formenden, die Welt Gestaltenden im Rechten und im Wahren. An der Vaterkraft erfährt das Kind, daß der Mensch durch Mut und Selbstvertrauen die Schuld und die Unsicherheit seines In-der-Welt-seins schöpferisch zu überwinden vermag. Verkümmern aber diese Antwortkräfte beim Vater, so wird die Wahrheit der Neurose aussagen, daß der Mensch wesensmäßig ein Schuldiger und ein Zweifelnder ist. Das ist wahr — aber nicht allein wahr! (Zwangsneurose.)

Im *Elternaspekt* menschlichen In-der-Welt-seins erfährt der Mensch die schöpferische Vereinigung der Gegensätze, die Überbrückung der Antinomien seines Daseins als grundsätzlich möglich. In diesem Sinne läßt die Elternthematik die Grundbedingung des Geschlechtes als Anruf zur Integration der Gegensätze in der Welt hervortreten. Versagt die Gemeinschaft der Eltern, wobei ja in der Regel jeder Elternteil das Kind über seinen Reifegrad hinaus verwöhnend und werbend zu erhöhen pflegt, so liegt es nahe, daß das Kind die „Arbeit der Ordnungen“ in seinem Existenzgefühl grundsätzlich überfliegen zu können vermeinen wird: die Mühe des Menschseins wird im „Gottähnlichkeitsanspruch“ der Hysterie geleugnet. Der „stumme Schrei“ der schizoide Neurose aber sagt anthropologisch am grundlegendsten aus, daß der Mensch ein Liebeswesen ist, daß er der Zuwendung

des Menschen, des Gesprächs der Seele bedarf, um in ein Menschsein als Antwort auf die Grundbedingungen der Existenz einzuschwingen. Wo jede Liebe das Kind von Anfang an im Stiche läßt, wird die „Wahrheit“ der Neurose die der Sinnlosigkeit, die des Nichts und der Nichtigkeit sein. (Schizoide Struktur.)

Jede Neurosenstruktur sagt in ihrer eigentümlichen Sprache ihre „Wahrheit“ in *doppelter Bedeutung* aus. Einmal hat die Neurose *seinsmäßig* recht: ist der Mensch etwa *nicht* in Tod und Zeit geworfen wie auch in Schuld und in die Unfähigkeit zu absoluter Erkenntnis? Ist er etwa *nicht* fähig, die Mühsal der Menschwerdung zu überspringen? Und was bürgt ihm wirklich dafür, daß nicht sein ganzes Dasein sinnlos ist? So stellt die Neurose gleichsam in vier globalen Strukturen das glaubenslose Menschsein, das Menschsein ohne den Kommentar der Liebe, ohne die Interpretation schöpferischen Transzendierens dar.

Zum anderen aber hat die Neurose ein relatives, ein stummes und tiefes „*Recht*“ gegenüber der *Jedermannswelt*, d. h. gegenüber dem Menschen, der den Anruf der Grundbedingungen „vergißt“, ohne an diesem Vergessen zu kranken. Die Neurose hat recht gegenüber der Scheingesundheit der Jedermannswelt. Unrecht aber hat sie gegenüber dem produktiven Mut zum Menschsein als einer geschichtlichen Reifung. Gegenüber einem solchen Menschsein hat die Neurose unrecht. Aber an ihrem anthropologischen Ort ist sie unüberhörbare Mahnung. Indem die Neurose gegen die Grundbedingungen des Menschseins hadert, hadert sie zugleich gegen Jedermann, der die Grundbedingungen antwortlos in Vergessenheit geraten läßt.

## DIE MITMENSCHLICHE GRUNDTHEMATIK DER NEUROSE

### *Uorbemerkung*

Der Ursprung jeder Neurose liegt im mitmenschlichen Raum und weist auf ein Dunkel zurück. Denn das, was Mitmenschsein ist, z. B. Mutter- oder Vatersein, kann ja niemals in seiner Ganzheit in den Blick genommen werden. Die genetischen zeitlichen Stufen der Ansätze der Neurosenbildung in ihren verschiedenen Strukturformen sind von der analytischen und der neoanalytischen Schule (*S. Freud, H. Schult-Hencke*) mit größter Sorgfalt herausgearbeitet worden. Doch ist es auch wiederum selbstverständlich, daß bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der mitspielenden Gegebenheiten die genetisch-zeitliche Zuordnung einen heuristischen Charakter behalten muß. Jede Neurose kann uns in ihrer Biographie überraschen. Der Einzelne zeigt häufig eine fast undurchdringliche Komplikation neurotischer Wesenszüge, in der bloß Akzente und Ballungen deutlich werden. Später erworbene Störungen können ja rückgreifend frühere Werdensstufen durchfärben, früher erworbene durch spätere weitgehend überdeckt sein. Sekundäre Ansätze in der späten Kindheit oder Pubertät sind möglich.

So ist es verständlich, wenn andere Richtungen der Tiefenpsychologie der Frage der zeitlichen Entstehung weniger Wert beimessen, was ja auch mit der grundsätzlichen Ausgangsebene der Neurosenauffassung zusammenhängt. *A. Adler* und *F. Künkel* betrachten die Gesamtlagerung der Erziehungsatmosphäre als ausschlaggebend für die Vorformung eines Neurosenbildes. Die Künkelschen „Charaktertypen“, hergeleitet aus dem Ineinandergreifen einer „harten“ oder „weichen“ Erziehung mit der robusteren oder sensibleren Konstitution des Kindes, verzichten mehr oder weniger auf einen genetisch-zeitlichen Ansatz, berücksichtigen

### VORBEMERKUNG

aber die Eigenart der menschlichen Freiheit weit mehr, als der Begriff der „Hemmung“ (*Schult-Hencke*) es vermag; sie zeigen die verschiedenen grundsätzlichen Weisen, wie vom Kinde Freiheit aufgegeben wird, um Angst und Gefahr zu vermeiden und zielen damit auf den Kern der differenten Neurosenbildungen. Die „Hemmung“ bei einem jeweiligen Grad der Entwicklung als Vorprägung des späteren Neurosenbildes ergibt wohl wesentliche Richtlinien. Jedoch hat der Begriff der Hemmung auch etwas Mechanisches und verdeckt leicht gerade den entscheidenden Aspekt, nämlich den der spontanen Antwort des Kindes auf die ihm widerfahrenden Einwirkungen.

In der *Jung*schen Lehre wird eine Verschiebung im System der vier psychologischen Grundfunktionen, deren jede ein notwendiges Instrument der Weltbewältigung bedeutet, für die Entstehung der verschiedenen Neurosentypen verantwortlich gemacht, wobei auch die Gesamtrichtung der Libido (Extraversion, Introversion) eine Rolle spielt. Die Gegensatzspannung zwischen dem Bewußtsein und dem Unbewußten, die durch das Verharren oder Absinken einer oder einzelner Funktionen ins Unbewußte entsteht, gefährdet oder sprengt das seelische Gleichgewicht; die Libidostauungen im Unbewußten und die durch sie aktivierten Energien des kollektiven Unbewußten können den Menschen in Form neurotischer Zustände und Symptome oder als autonome Komplexe bedrohen. Das Überwiegen einer bestimmten Funktion ist dabei aber nicht rein anlagemäßig, sondern stets auch reaktiv auf die Umwelt, im Widerspiel mit den psychologischen Faktoren der menschlichen Umgebung und also im mitmenschlichen Sinne zu verstehen. Auch diese psychologische Schau trägt unentbehrliche Aspekte zur Erfassung der Neurosenstrukturen bei. Für uns handelt es sich darum, tiefer in die Wesenszusammenhänge der Mitmenschlichkeit hineinzuleuchten, die das Leiden des Menschen am Menschsein und an der Welt (das die Neurose in ihren verschiedenen Formen darstellt), von Grund aus provo-

zieren. Freilich bewegt man sich dabei in der uferlosen Fülle der seelischen Variationen, die sich ewig überschneiden und in bewegten Wellen verdecken. Doch in großen Linien läßt sich wohl sehen, daß die Depression vorzugsweise eine Mutterthematik, die Zwangneurose vorzugsweise eine Vaterthematik zum Inhalt hat, bzw. aus einer solchen hervorgegangen ist, die hysterische Neurose aber ihre charakteristischen Komponenten aus dem Zusammenspiel beider Elternpersonen und beider mit dem Kinde empfängt. Die schizoide Neurose wiederum, die ja auf die Störung der ersten Frühe zurückweist, zeigt in ihrer Entstehungsgeschichte meist massive Schicksalsfaktoren, die in ihrer Übermacht auch die Psychologie der Eltern blockierten oder die Eltern-Kind-Beziehung in erster Frühe zerrissen. Die zeitlich-genetische Zuordnung verbindet sich mit dieser anthropologischen Betrachtungsweise von selbst.

Der Begriff der Mutter- und Vaterthematik darf nicht im konkret-persönlichen Sinne verstanden werden; können doch die Elternpersonen einander auch weitgehend vertreten und kraft der männlich-weiblichen Veranlagung jedes Menschen weitgehend ersetzen. Es handelt sich bei beiden Thematiken um anthropologische Wesens- und Lebenszentren, die in der ganzen Tiefe ihrer Bedeutungsschichten nie voll aussagbar werden. Was „Muttersein“, was „Vatersein“ heißt, spiegelt kaum die Dichtung aller Sprachen, die Kunst und Literatur der Welt. Mythen und Religionen stammeln die ontische Fülle dieser Wesenheiten, die doch zugleich jedes Kindes reale „Umweltsfaktoren“ sind. Alle irdischen und himmlischen, lichten und dunklen Mächtigkeiten des menschlichen In-der-Welt-seins hängen in diesen beiden Namen und werden zum konkreten Schicksal des Kindes in den Gestalten seiner leiblichen Eltern. Was C. G. Jung mit dem Begriff der Elternarchetypen faßt, ist phänomenologisch die Wirklichkeit des kindlichen In-der-Welt-seins in Bezug auf Vater und Mutter.

Ebenso wird aber das Kind für die Eltern — man möchte sagen

zur Inkarnation der Grundbedingungen der menschlichen Existenz. Wie die Elternpersonen auf die Grundbedingungen antworten, so antworten sie auch auf das Kind und stimmen so wiederum dessen welthaftes Grunderleben. Doch ist dieses Stimmen nicht als ein Be-stimmen im Sinne einer kausalen Prägung zu verstehen, sondern auch das Kind antwortet ja wieder aus dem geheimnisvollen Fundus seines noch unentwickelten Selbst.

### *Verlassenheitsthematik*

#### *Die Anfänge der schizoiden Entwicklung*

Schwere und zerstörende Schicksale sprechen in den Anfängen der schizoiden Entwicklung oft ihr Wort mit: Schicksalsschläge während der Schwangerschaft, Tod der Mutter bei der Geburt oder bald nach derselben, Verlust beider Eltern am Lebensanfang, Krieg, Verschleppung, Gefangenschaft, Flüchtlingslos, Krankheit, Verbrechen, Kriminalität eines oder beider Eltern usw. Wo aber das später dem Formenkreis der schizoiden Neurose zugehörige Kind ohne massiv greifbare schicksalshafte Destruktion des Lebensanfangs bei seinen Eltern aufwächst, müssen wir uns nach deren seelischer Verfassung und insbesondere nach der seelischen Verfassung der Mutter vor und während der Schwangerschaft und in der Lebensfrühe des Kindes fragen. Mit Recht wird die „intentionale Hemmung“, die Hemmung der Weltzuwendung überhaupt, der „Neugierde“ (Schultz-Hencke) im frühesten Lebensanfang für den späteren Ausbau des schizoiden Neurosenbildes verantwortlich gemacht. Genügt es aber, sie seitens der Umwelt der „mittleren Fehlerhaftigkeit“ des menschlichen Charakters, den durchschnittlichen Fehlhaltungen des „mittleren Menschen“ zuzuschreiben, die hier nur unglücklicherweise das zarteste Stadium des kindlichen Lebens treffen? Mir scheint, daß hier *spezifische* innere Haltungen der Mutter herausgearbeitet

werden müssen. Die Keime der schizoiden Entwicklung liegen nicht allein in der pflegerischen, nestmäßigen äußeren Vernachlässigung des Säuglings, sondern darin, daß sich durch die Geburt des Kindes — um es nüchtern zu sagen — in der Seele der Mutter nichts verändert hat. Und das ist eine beinahe ungeheuerlich merkwürdige Tatsache. Keine Wandlung scheint geschehen zu sein, kein Ergriffenwerden, das den mütterlichen Egoismus erschüttert hätte, nicht einmal „Rührung“, Angerührtsein, das zu den einfachsten primitivsten Liebesbindungen hätte führen müssen, zur einfachsten personalen Zuwendung, zum einfachsten „Gespräch“ mit dem Himmelsboten. Dies Ereignis, daß ein Mensch aus dem Dunkel des Nichtseins ins Dasein bricht, dies bei aller biologischen Kausalität schlechthin Numinose, das wie das Numinose des Todes in Mythen und Religionen aller Völker das Wunder des Seins erleben läßt und den Menschen zum Gefäß des göttlichen Lebensstromes macht — dies Ereignis hat keinen existentiellen Widerhall bei der Mutter ausgelöst. „Das Kind war unerwünscht“. Selbst die Gottheit erreicht diesen eisigen, stumpfen Egoismus, diese Ego-Befangenheit nicht mehr. So muß das profunde Gefühl der Kälte der Welt, der Fremdheit der Welt, des Unerwünschtseins in ihr, des Nichtangenommenseins schon die ersten spontanen Regungen dieses kleinen Wesens lähmen. Das Kind tritt nicht als Mitmensch in die Welt, sondern einsam. Es ist gleichsam dem Gefälle allen Lebens zum Tode hin von Geburt an ausgesetzt, ohne den „Widerspruch“ der bergenden Liebe. Der innere Widerstand der Mutter gegen das Kind schmilzt nicht auf. Jener wunderbar sich entwerfende mitmenschliche Bund, der die Gebärende mit dem Geborenen durch alle Zukunft, durch alle unbekanntes Schicksale bis zum Tode verbindet, kommt nicht zustande. Der tiefe und zentrale Anruf an das Menschsein der Eltern, jedes in seiner Weise, den das Kind darstellt, wird hier nicht vernommen; das Kind wird als existentiell verwandelnde Potenz nicht ins Leben der Eltern

einbezogen. Ihm antwortet nicht jener seelisch-geistige Instinkt der Mutter (oder des Vaters) mit seinen öffnenden Ahnungen, seinem Staunen, seiner uralten Weisheit, der die biologische Mutter, den biologischen Vater erst zur Mutter und zum Vater in der Tiefe des Wortsinns macht. Das Kind wird ohne Liebe, ohne Freude, ohne Dankbarkeit, ohne Ergriffenheit gezeugt, empfangen und geboren. Und wenn auch nichts Nachweisbares an ihm versäumt wird: der innere Widerstand der Mutter (vielleicht auch beider Eltern) gegen das Kind bleibt bestehen. Damit werden dem Kinde die Grundlagen der Zustimmung zur Welt, der Einstimmung ins Menschsein abgeschnitten, die ja nur die Liebe schaffen kann. Der grundlegende Klangraum des Vertrauens zwischen Kind und Welt bleibt stumm.

Von Anfang an versagt hier die im Mutter-Kind-Bund als einem tiefen existentiellen Liebesbund wurzelnde konstruktive Intuition der Mutter für die eigentlichen Lebensnotwendigkeiten des Kindes: jetzt und durch alle kommenden Phasen der Entwicklung. Keine Lehrbuchrichtigkeit der Pflege ersetzt diese substantielle Bejahung, die ein Ja der Mutter *und* des Kindes zu den Grundbedingungen des Lebens einschließt; denn beide sind ja seelische Einheit. Auch wo äußerlich nichts zu fehlen scheint, wo aber die Integration von Mensch zu Mensch, die der Keim ist der Integration von Mensch und Welt, nicht statt hat, — da bleibt auch die vernunftgemäßeste Erziehung wie über einem Hohlraum.\*

Wenn die oft schicksalsbedingte seelische Erstorbenheit der Eltern — deren Ehe meist stumpfe Konvention ist — noch in der „Jedermannsstruktur“ wie aufgehoben sein kann und in ihr gewissermaßen verborgen bleibt, oft bei glänzender technischer Anpassung an die Sozietät, so wird bei dem Kinde die von früh an sich einschleichende Verkümmern zu demjenigen existen-

\* Vgl. René A. Spitz, *Nein und Ja. Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*, Klett, Stuttgart 1959; und: *Die Entstehung der ersten Objektbeziehungen*, Klett, 2. Aufl., Stuttgart 1959.



tiellen Problem, das wir als die „Wahrheit“ des Schizoiden kennen. Er krankt an jener Verkümmern des Herzens, die die Grundbedingungen nichtig macht, aber eben damit der Jedermannswelt eine erschütternde Wahrheit vorhält. Mißtrauen, Angst, Abgespaltenheit, das Gefühl des Nicht-da-seins, befremdete Beziehungslosigkeit zu Welt und Menschenwelt und oft etwas wie Selbstverfemung sind die qualvollen Grundzüge der schizoiden Struktur, mit denen sie „demonstriert“, daß der Mensch ein Liebeswesen ist, das ohne die schöpferische, transzendierende Kraft der Liebe im Nichts hängt, ins Nichts verschwindet. Wir sehen den Schizoiden auf einzelnen Gebieten ästhetischer, intellektueller und technischer Art oft hohe Qualitäten erreichen. Er dringt auf einem solchen Gebiet mit einer zuweilen tragisch anmutenden Leidenschaft vor, als suche er hier die Verbindung mit der Menschenwelt einzuholen, die ihm von der Mitte her fehlt. Mehr noch, als suche er hier die Transzendenz gewaltsam zu erschließen, die er durch transzendierendes Vertrauen nicht erschließen kann. Seine Produktionen und Träume bewegen sich vielfach im Bizarren, Gespenstischen, Grotesken, Ironischen, mit dem er die Gefahr des Chaos, die ihm von der Nichtigkeit der Grundbedingungen her droht, noch gerade in Schach hält. Mit der dunklen Angst vor dem Chaos aber verbindet sich die Empfindung, daß nur ein Chaos ihn wandeln könnte.

Wie aber wird sich aus der Einsicht in diese Zusammenhänge die Begegnung des Therapeuten mit dem Schizoiden gestalten? Welche Heilungsintuition muß seine „Wahrheit“ im Therapeuten wecken, die „Wahrheit“, daß es sich nicht lohnt, ein Mensch zu sein? Welche Übung im Menschsein (für den Therapeuten durch die Wahrheit des Schizoiden, für diesen durch die Antwort des Therapeuten auf sie) wird hier notwendig werden? Wir werden auf diese Frage im nächsten Kapitel zurückkommen, wenn wir uns auch die mitmenschlichen Ansatzstellen der anderen Neuroseformen vor Augen gerufen haben.

*Geborgenheitsthematik*  
*Die Anfänge der Depressionsneurose*

Als der entscheidende „Einzugsraum“ der Depressionsneurose wird die Frühphase etwa des ersten Lebensjahres angesehen, ein Zeitraum also, in dem noch immer vorwiegend die Mutter für das Kind „Welt“ ist. Wir fragen nach den spezifischen seelischen Qualitäten der Mutterpersönlichkeit, die den Entwicklungsstrom des kindlichen Selbst mit jener Grundgestimmtheit durchfärben, die sich später als depressive Haltung auswirken wird. Die theoretische Frage, ob ein „Mutterarchetyp“ in der Seele des Kindes „angelegt“ sei, soll uns hier nicht beschäftigen. Das mütterliche Menschsein, die existentielle Tiefe des Mutterseins in der Unabsehbarkeit seiner Bedeutungsräume ist jedenfalls für das Verstehen der Depression phänomenologisch zu imaginieren. Die bloße oral befriedigende Funktion der Mutter zeigt nur den biologisch-psychologischen Aspekt als das gleichsam exemplarisch Greifbare des Mütterlichen bzw. des mütterlichen Versagens in der Entstehungsgeschichte der Depression. Wir sehen Depressionsneurosen auch da entstehen, wo die Mutter dem Kinde genügend „orale Zufuhr“ gibt, dabei aber nicht bergende, „stille“ Einheit mit dem Kinde werden kann. Denn entscheidend für diese Phase scheint uns das von der Mutter ausstrahlende Grundgefühl der Geborgenheit zu sein, das dem werdenden Menschen bei den elementaren Vollzügen dieser Wachstumsperiode ein Kapital profunden Weltvertrauens verleiht. Ist diese echte, einschwingende existentielle Geborgenheit in Frage gestellt — sie kann, wie wir sehen werden, auf verschiedene Weise in Frage gestellt sein — da ist die Gefahr der depressiven Entwicklung gesetzt.

Dennoch besteht ein grundsätzlicher Unterschied gegenüber jener Mutterperson, die das Kind zur schizoiden Abgespaltenheit disponiert. Denn ein „Bund“, eine grundlegende menschliche Kom-

munikation ist hier bei den Anfängen der depressiven Entwicklung wohl zustande gekommen. Aber er wird im Sinne der mütterlichen Ichhaftigkeit, der mütterlichen Angst oder der mütterlichen Bemächtigung „interpretiert“. Es fließt in diesen Bund das als die entscheidende Tönung ein, was das Herz der Mutter auf die Grundbedingungen des Menschseins antwortet: Sie strömt in den Bund mit dem Kind so viel Angst ein, wie sie Angst vor dem Leben hat, setzt dem Kind so viel Eigenmacht entgegen, wie sie dem Leben Eigenmacht entgegensezt. Sowohl das Kind der existentiell angsthaften Mutter wird in die depressive Grundstimmung eingestimmt wie auch das Kind der existentiell bemächtigenden Mutter. Beide Wurzelstränge der Depression sind möglich, beide sind deutlich zu unterscheiden. Man darf sagen, die eine Mutterperson gibt dem Kind *zu viel Geborgenheit*, die andere gibt ihm *zu wenig Geborgenheit* — beide keine echte Geborgenheit, die als solche das Vertrauen und den Mut zur Welt mit einschwingen läßt.

Die angsthaft und vermeidend vor den Grundbedingungen der Existenz zurückschauernde Mutter hüllt das Kind in eine bang durchstimmte „unio mystica“, in eine magische, mondhafte Übergeborgenheit. Welt und Schicksal, das grelle Licht des Tages, alles, was dich „draußen“ einmal erwartet, wird bitter sein. Ach könntest du ewig bei mir bleiben, könnte ich dich vor allem Leid bewahren! Bei mir, nur bei mir bist du geborgen.

Dieser Muttergestalt steht konträr die andere gegenüber, die dem Kind zu wenig Geborgenheit vermittelt. Den Grundbedingungen ihre Härte entgegensezend, faßt sie auch das Kind herb an. („Man muß sich beizeiten durchbeißen lernen.“) Diese Mutter sperrt den tiefen stillen Seelenraum, den das Kind braucht, in dem sein „metaphysisches“ Wesen atmen kann, allzu früh ab. Sie übersetzt die leise Anrede, die von dem geheimnisvollen Wesen des Kindes an sie ergeht, in materielle Bemühung; laut, lärmend, besorgend und ewig nur besorgend folgt sie dem Appell von

Kram und Geschäft. Sie gibt keinen goldenen Mondraum für das Kind, sondern sie ist die „Sonne“, aber diese Sonne ist Neonlampe, ist die Mutter selbst in ihrer eigensinnigen, lauten Pracht und Macht.

Heimweh, Sehnsucht nach einem Jenseits, in dem es kein Böses gibt, läßt den einen depressiven Typus sich nie in die Welt wagen; der andere steht in der Welt, angepaßt und gelernt — aber in den Tiefenbereichen seines Wesens nagt dieselbe Sehnsucht, dasselbe Heimweh nach einem unnennbaren Raum weit jenseits des lärmenden Weltgetümmels. Das sind die Grundgestimmtheiten der Depression, die doch beide das gleiche aussagen, dieselbe „Wahrheit“ geltend machen: *die übermäßige Schwere der Grundbedingungen menschlicher Existenz*.

Die erstgenannte Mutter gibt Umschlossenheit, sie durchtränkt das Kind mit dem Grundgefühl des Unwiederbringlichen, der Abwehr gegen die Vergänglichkeit und den Abschied, ohne den doch keine Reifung geschehen kann, der Abwehr gegen den Tod, der doch schon in dieser Süße des frühen Lebens und der innigen Mutter-Kind-Einheit darin ist; diese gefahrvolle, dämonische Süße meint Absolutheit und wirkt Angst vor der Welt, wirkt als Sog zurück in dunkleseliges Unbewußtsein. *Diese Muttergestalt hadert gegen den Zeitcharakter der Existenz*, dagegen, daß sie das Kind mit jedem Tag hergeben, aus sich entlassen muß, hadert gegen die Gottheit, die Menschsein in die Zeit eingegossen hat. Sie hadert keineswegs bewußt aber durch ihr Wesen, ihre Atmosphäre, ihre Gestimmtheit, die das Kind, indem sie es aus den Grundbedingungen ausnehmen und heraushalten will, diese gerade als das unsägliche Schwere erleben läßt, das ja durch keine Produktivität des Herzens aufgehellt werden kann.

Wenn die Mutter des schizoid disponierten Kindes in keine existentielle Verflechtung mit dem Kinde trat, so ist hier die Verflechtung zu tief, grabhaft tief; das Kind lernt nicht, freudig nach der Welt zu greifen, wohl aber in Bangnis vor der Welt sich über die

Welt hinaus zu sehnen. Es bleibt unbewußt fasziniert vom Traum ewiger Mutterliebe, aber die Wirklichkeit des Lebens, die Schritte auf der Erde, die kalte Luft und die Forderung des Alltags werden zur schmerzlich einschneidenden Kränkung.

Die zu dieser übermäßig bergenden Mutter gegensätzliche Muttergestalt aber gibt dem Kind zu wenig an Geborgenheit, womit ebenfalls der depressiven Entwicklung Vorschub geleistet wird. Beide können die Welt dem Kind nicht zur Heimat machen. *Diese Muttergestalt*, die wir jetzt im Auge haben, ist dem *Zeitdasein verfallen*, ihm hörig, sie hetzt, sie hat nie Zeit, innere Zeit für das Kind. Ist dort alles Stillstand, so hier alles Hetze. Auch sie ist wohl den fundamentalen ersten Bund mit dem Kinde eingegangen, aber sie biegt ihn um nach der Struktur ihres Eigensinns. Den tiefen existentiellen Entwurf, den der Bund meint, fängt sie allzu früh schon wieder in ihr eigenwilliges und eigenbezügliches Seinsverständnis ein. Die göttliche Sprache, die sie im Kinde gehört hat, übersetzt sie eilends wieder in die Vokabeln des Besorgens und Machens, der vergleichenden Geschäftigkeit und aller Gelüste, die sie aus dem Gespräch der Stille mit ihrem Kinde entfernen. Diese Muttergestalt wird nicht mehr angerührt von dem wunderbaren Menschsein, das ein Kind in dieser Frühe ist, sie überläßt mit ihrem Ich sein zartes Erwachen, das sich langsam in das Geheimnis des Daseins öffnen möchte. Sie vergißt, daß sie das Medium ist, durch welches die Grundbedingungen an das Kind herangelangen, um von ihm integriert zu werden — lange vor jeder rationalen Bewältigung. Sie vergißt, daß die lichtenden Mächte der Hoffnung und der Freude die wesentlichste Nahrung des zarten Keimes sind, nicht rational, sondern wesensmäßig eingeströmt lange vor jeder bewußtseinsmäßigen Erziehung. Die Keimkraft schöpferischen Transzendierens kann sich im Kinde nicht entfalten: die Grundbedingungen werden zur lastenden Schwere.

Beide Formen der „Mütterlichkeit“ lassen es dem Kinde als viel

zu schwer erscheinen, die Welt zu ergreifen; es fühlt sich hoffnungslos untüchtig und unfähig dazu, es kann nur — weinen.

### *Freiheitsthematik*

#### *Die Ansätze zur Zwangsneurose*

Wie sich die Depressionsneurose vorwiegend an der Mutterthematik entfaltet, so entfaltet sich die Zwangsneurose vorwiegend am Vaterthema. Als ihre Ansatzphase gilt mit Recht ungefähr das zweite bis vierte Jahr, ein Alter also, in dem die Bedeutung des Vaters bzw. des Väterlichen in der Welt immer stärker neben die bisher vorwiegende der Mutter tritt. Wie die Thematik der Depressionsneurose am Begriff der Geborgenheit sichtbar wird, so die der Zwangsneurose am Begriff der *Freiheit*. Das gesunde Kind wächst aus der ersten Lebensphase, in der die bergende Liebe sein Menschsein umhüllt und langsam auf das Leben in der Welt vorbereitet, in die Phase der Ich-Findung — ein entwicklungspsychologisch ungemein komplizierter Vorgang. Mit der steigenden Bewußtwerdung konstituiert sich für das Kind die Innenwelt seines Selbst, verbunden mit der Erfahrung, daß es nicht nur ein Sein, sondern auch ein Sollen gibt, das für das Kind vorwiegend erlebbar wird am Paradigma der Vatergestalt, wenn gleich auch von der Mutter schon Sollen ausging (Rhythmik der Ernährung, Sauberkeitsgewöhnung). Das Kind erfährt sich selbst als den Grund von Entscheidung, erlebt sich selbst zwischen Sollen und Können, es entdeckt, daß es selber ja und nein sagen kann. Es erobert in dieser Phase ungeheure Gebiete eigenständigen Reagierens auf die Welt. Mit der Sprache, mit der Fähigkeit der Fortbewegung und des Spiels erschließen sich weite Bereiche für den kindlichen Menschen, in denen sich Außen- und Innenwelt differenzieren. Zugleich wird die mitmenschliche Dialogik bewußter erfahren und ergriffen; *das Kind tritt in eine Be-*

*ziehung zu sich selbst* als dem ursprunghaften Fundus von Innerlichkeit, Gemüt und Gewissen in ihren keimhaften Ansätzen. War für die Stufe des Lebens in der Geborgenheit die Mutter das bedeutsamste Schicksal des Kindes, so gewinnt auf der Stufe erster Freiheitsfindung der Vater mehr und mehr an schicksalhafter Valenz, — was wieder nicht im konkret-persönlichen Sinn zu fassen ist, sondern jeweils als die Wirkströme der Muttermacht und der Vatermacht in der Welt, die ja im biographischen Einzelfall auch in einer Persönlichkeit vereint oder im empirisch Rollenhaften vertauscht sein können.

Die Anthropologie des väterlichen Menschseins ist so unendlich vielräumig wie die des mütterlichen und wie diese in ihrer Tiefe in den Mythen und Religionen der Menschheit Gestalt geworden. Ihre archetypischen Perspektiven wie König, Herrscher, Führer, Richter, ihre unerforschlich tiefen Gefühlsklänge der Liebe, Strenge, Güte, des sich in der Verantwortung durchsichtig werdenden Menschseins — das alles klingt an, wenn ein Mensch ganz „Vater“ sagt. Er sagt das Herrliche, Mutige des Menschseins als ein Numinosum, gespiegelt im glückseligen Stolz des vertrauenden Kindes, das sich erst selbst zu entdecken und zu werden im Begriff ist, und das mit seinem eigenen Werden den zeitlichen Aspekt des „Vaterarchetyps“ erst aufschließen wird: Sorge, Last, Scheitern, Schuld, Tragik. Aber mit dem Vatersein ist alle spezifisch mögliche Verdunkelung und Verzerrung dieses besonderen Menschseins ja auch mitgegeben: der Zorn des Gesetzeseiferers, die Starrheit der Autorität, Grausamkeit und Willkür der Macht, launische Majestät, Verlotterung der Verantwortung — die beschämendste aller möglichen Destruktionen.

Auf der Stufe der Ich- und Freiheitsfindung, der ersten Selbstfindung beginnt das Kind also die Vatergestalt mehr und mehr zu integrieren; es beginnt das, was das Väterliche gegenüber der schenkenden Fülle des Mütterlichen meint, nämlich Forderung, Formung, Leistung, Verzicht, Beherrschung, „Sollen“, zu beant-

worten aus dem keimhaften Grunde seines kindlichen Eigenseins. Diese existentielle Dialogik zwischen Vater und Kind (gegebenenfalls zwischen der väterlich-männlichen Seite der Mutter und dem Kind) strukturiert nun wieder grundlegend die Beziehung des Kindes zu sich selbst. Wo der „rechte“, der schonend fordernde, der gütig führende, formende und freilassende Zusammenklang erfolgt, kann das *Vertrauen des Kindes zu sich selbst*, das grundlegende schöpferische Selbstvertrauen des Menschen sich bilden, aus dem ein Mensch durch ein ganzes zeiterstrecktes, todverfallenes Leben hindurch in die Grundbedingungen der menschlichen Existenz einreift.

Wo aber das Kind von der Vatergestalt her nur Härte erlebt, starres Gesetz, inadäquates Sollen, Forderung, die unelastisch, unverständlich, zerstörend eingreift, da kann es des Grundes seiner Freiheit nicht inne werden, da wird es aus dem Frieden mit sich selbst vertrieben. Es wird mißtrauisch gemacht gegen sich selbst, gegen den Grund in ihm, den Grund der Seele, der Freiheit der schöpferischen Antwortmöglichkeit. *Durch ständige Verbote wird ihm ja suspekt, was aus diesem Grunde seines Selbstseins aufsteigt.* Gelten gelassen wird nur was der gesetzten Norm und der väterlichen Forderung, der zürnenden Majestät des Vatergottes genehm ist. Die Angst, ein Sollen nicht einzuhalten, Gebote nicht zu erfüllen, auf deren Nichterfüllung vom Vater der moralische Druck des Liebesentzugs und der Strafe gelegt ist, schiebt sich über die Keime der spontanen Selbstwerdung. Diese Angst bringt das Kind in einen grundlegenden Konflikt mit sich selbst und spaltet Bewußtsein und Unbewußtes voneinander ab. In den Mechanismen der Zwangsneurose wird sich in späteren Jahren das zur Unproduktivität verdamnte Selbstsein auf dem Wege des Unbewußten dennoch durchsetzen.

Das Kind ahnt in diesem Alter schon die Schwere der moralischen menschlichen Existenz in ihrem Kampf zwischen Gut und Böse. Und eine vielleicht sittlich überzeugte aber starre ethische Er-

ziehung, die vom Ideal des strikten Gehorsams durchdrungen ist, macht ihm die eigenen schöpferischen Antriebe, die Lust zu erobern und zu entdecken, die sich beim gesunden Kinde frei entfalten darf, tief verdächtig. Unbewußte oder bewußte Schuldgefühle lassen alle nicht autorisierten Lebensregungen sich mit Angst umkleiden. Statt der Ansätze innerer Geschichte bildet sich ein System von Dressuren, statt des Mutes zum Wagnis von Schicksal und Schuld die Anklammerung an feste Riten und Gesetze, die vor der Schuld schützen sollen. Das Kind fürchtet seine „Aggressionen“, sein „Böses“, die aber desto stärker und autonomer werden, je mehr es sie bekämpft.

Wir sehen auch auf dieser Ebene wie auf der des Ansatzes der Depressionsneurose zwei gegensätzliche Möglichkeiten. Wie dort das Zuviel an Geborgenheit dem Mangel an Geborgenheit gegenüber steht, so hier der Einschnürung der Freiheit und des Willens ein spezifisches Übermaß an Freiheit, nämlich die Belastung des Kindes mit verfrühter Verantwortung und eigener Entscheidung. Bisher hatten wir die autoritäre Vatergestalt im Auge, die durch den Druck der Verbote die kindliche Spontaneität und das kindliche Freiheitserleben despotisch ausmerzt und dadurch das Kind in die unbewußte starre Aggressionshaltung gegen sich selbst und gegen andere drängt. Ihr gegenüber steht die Vatergestalt, die dem Kind allzu früh ein großes Maß an Verantwortung auflastet, es zu früh zum „erwachsenen“ Partner der Sorge macht. Das Kind wird dabei gedrängt, seine Impulse in Reflexionen umzusetzen. Zu früh wird das Kind, wo solche Verhältnisse sich etwa im moralisch-religiösen Raum manifestieren, vor den Ernst der „Sünde“ gestellt, in den abgründigen Raum einer eigenen Beziehung zu Gott, in die schwermütige alttestamentarische Verpflichtung des freien Gehorsams einer handelnden Gottheit gegenüber genommen. Hier setzt innere Geschichtlichkeit ein, aber in stetem angsthaftem Gegensatz zum „Leben“ mit seinen Versuchungen, in Zweifel und Reflexion. Diese Züge bilden sich freilich erst beim älte-

ren Kinde aus, aber schon das kleine Kind nimmt auf der Stufe der Freiheitsfindung den Geist dieser ringenden Vatergestalt in sich auf. Freiheit besteht dann nicht mehr im Vertrauen zum eigenen Grunde, sondern in einem Lauschen nach oben, auf einen überweltlichen Gott, dem man als winziges Subjekt doch gegenübergestellt ist. Der ewige *Zweifel an sich selbst*, ob und wie man es recht machen kann, die bohrende Unruhe des Gewissens, die schwermütige Grübelsucht des introvertierten zwanghaften Charakters finden hier ihren Ansatz.

Beim schizoid disponierten Kind bleiben die Grundbedingungen gewissermaßen latent; kein Herz des Menschen rührte das Kind an, keine menschliche Liebeskraft empfing es in der Welt und initiierte die Spannkraft seines Antwortens. Beim depressiv disponierten Kind läuten die Grundbedingungen wie schwere dunkle Glocken in seine erste Weltstimmung hinein als das metaphysisch Rätelhafte und ewig Angst Einflößende. Bei dem Kind aber, das sich auf der Linie zwanghafter Erkrankung bewegen wird, werden die Grundbedingungen zur metaphysischen Forderung, der der Mensch mit eigener Vollkommenheit, mit Leistung und Gehäuse, mit Tugend, Dienst, Dogma und Magie zu fronen hat — und somit sich ihnen ewig widersetzt, ewig Reifung verweigert. Überschärft könnte man sagen, *wie die Mutter des Depressiven das Kind nie freigegeben konnte an die Grundbedingung des Todes, so konnte der Vater des Zwangsneurotischen es nie freigegeben an die Grundbedingung der Schuld*. An Stelle des schöpferischen Urgewissens, das auch dem Dämonischen Gehör gibt und das Urbildhafte schaut, hat er „ein für allemal“ das angsthaft starre Moralgewissen eingepflanzt\*. Der Zwangsneurotiker antwortet auf die Zeit und den Tod mit festhaltender Sicherheit, auf das Böse mit Perfektion und Desinfektion der Seele, auf das Geheim-

\* J. Herzog-Dürck, Zwischen Urgewissen und Moralgewissen, Deutsches Pfarrblatt, Nr. 1—4, 1952.

nis des Geschlechts mit dem Sittenkodex — und u. U. auf das ganze Sein mit „Religion“, die dann das vollkommene System seiner Sicherungen darstellen soll.

Und doch ist das wiederum auch seine „Wahrheit“, die „Wahrheit“ der Zwangsneurose gegenüber der Jedermannswelt, daß er doch überhaupt das Bangen kennt, das Schaudern, das der Menschheit bestes Teil, — daß er in tragischer Bemühung Dämme errichtet gegen die Grundbedingungen, deren Meeresgrollen, wenn der Tageslärm verstummt ist, in seinen Träumen, Phantasien und nächtlichen Ängsten hörbar wird.

*Thematik der Ordnungen  
Der Ansatz der hysterischen Entwicklung*

Auch der Ansatz der hysterischen Entwicklung liegt in dem mitmenschlichen Raum, in dem lebendiges Menschsein zu sich selber kommt oder aber nicht zu sich selber kommen kann. In einem Platonischen Dialog\* wird uns jener tiefsinnige Mythos berichtet, demzufolge der Mensch einstens ein vollkommenes androgynes Wesen von hoher Mächtigkeit war; die Götter fürchteten sich vor ihm und spalteten dieses Wesen in die beiden Hälften Mann und Frau, die sich nun ewig suchen müssen und dadurch die Götter nicht mehr bedrohen. Wo die Kugelhälften nicht zueinander passen, da entsteht das tiefste Unglück, das unstillbare Unheil des Menschen.

Nahmen wir für den Ansatz der schizoiden Entwicklung ein schicksalhaftes Verstummen des Menschen, die ambivalente Mutterthematik für den Ansatz der Depression, die ambivalente Vaterthematik für den der Zwangsneurose in Anspruch, so ist es das *Zusammenspiel der Eltern*, die *Thematik der Gemeinschaft*

\* Platon, Das Gastmahl (Erzählung des Aristophanes).

im Sinne der großen Lebensordnungen, an der die hysterische Grundhaltung des Kindes sich vorzugsweise zu bilden scheint. Wieder öffnet sich phänomenologisch gesehen ein Raum von ungeheurer Tiefe, das Zusammenströmen einer doppelten Unendlichkeit. Die *Begegnung von Mann und Frau* — umschließt sie nicht alle Höhe und alles Elend des Menschen? Die ahnende Seele des Kindes ist auf der Stufe von vier bis sechs Jahren schon geöffnet für die tiefsten Sinnfragen des Menschseins (Märchenalter!), was Hand in Hand mit der stürmisch vorwärtsdrängenden „Realitätsprüfung“ und dem welthaften Orientierungsbedürfnis des Kindes geht. Das seelische Schicksal des Kindes in dieser Phase („oedipale Phase“) hängt weitgehend von der Echtheit der Liebesgemeinschaft der Eltern ab. Wo die Gemütskräfte des Kindes aus der Teilhabe an einer lebendigen Liebesgemeinschaft der Eltern und damit aus dem Grundgefühl der Überbrückbarkeit der Gegensätze, aus dem Grundgefühl, daß die gegensätzlichen Mächte des Daseins sich in Liebe finden und begegnen, genährt werden, kommen die Grundlinien eines integren Weltbildes im Kinde zustande. Gerade dann wird ihm die „Wirklichkeit“ nicht erstarren und verarmen müssen, sondern in ihrer offenen Vierräumigkeit transparent bleiben, wie sie dem wesenhaften Lebensgefühl des Kindes entspricht. Die seelische Produktivität, die Keimkraft des Transzendierens, das Vertrauen in letzte Ordnungen, die das Menschsein halten und durchstrahlen — das alles festigt sich in Heilheit und bildet den Resonanzboden der unbefangenen Forschung des Kindes. Die Forschung des Kindes richtet sich auf das Woher und das Warum aller Dinge und des Lebens, der Regentropfen, des Radioapparates und der Neugeborenen. Und ebenso trägt dieser Resonanzboden die Entfaltung der mitmenschlichen Gefühle des Kindes. Die Liebe von Vater und Mutter nicht nur zu ihm, sondern untereinander bildet für das Kind die Gewähr, daß auch die bösen Gewalten in der Welt den Menschen nicht übermächtigen können.

Ganz anderes aber geschieht, wo die Ehe der Eltern in irgendeinem Sinne Trug bedeutet, Existenzlüge, Stagnation, offenen oder schleichenden Machtkampf, Entwertung des einen Geschlechts durch das andere. Da wird die vertrauende und integrierende Mitte, auf der immer die Echtheit und die Kontinuität eines Menschen beruht, unterhöhlt und zerrissen. Das Kind partizipiert ja wesensmäßig an beiden Elternteilen, an diesen beiden „Archetypen“, die jeweils eine unübersehbare Fülle von Welt in sich sammeln. Die innere Desintegration der kindlichen Seele, die mit beiden geliebten Wesen verwachsen ist, an beiden weiterwachsen möchte, sie kann beim inneren Verfall der Elternehe nicht ausbleiben. Das Kind wird mit sich selbst und mit den Ordnungen, nach denen es sucht, in einen profunden Unfrieden gebracht. Es lernt, sein eigenes Selbstsein zu verraten, sich dem jeweiligen Elternteil anzupassen, der Orientierung oder Gewinn verspricht. Es lernt sich auszuwechseln, unecht zu werden, eine Rolle zu spielen, Wahrheit preiszugeben. Ein erschütternder Vorgang, wie der Quellbrunnen der Heilheit (und damit der Reifung für ein Leben) im Menschen durch den Menschen vergiftet wird. Freilich bleibt immer, wie bei jedem Neurosenansatz, die geheimnisvolle Freiheit des Selbst auch im Kinde zu bedenken. Alle diese Vorgänge vollziehen sich nicht im Sinne der Kausalität, sondern nur notwendig und bedingend.

Die Lüge der Elternehe, der Haß, der Bruch in der Liebesatmosphäre muß es dem Kinde aber nun auch grundsätzlich erschweren, den *Ort seines eigenen Geschlechtes* zu finden. Es gibt darüber kein vertrauendes Gespräch; und eben deshalb kann es auch in den tiefen Bildern der Seele nicht erahnen und entdecken, *was Frausein oder Mannsein in der Welt bedeutet*. Dagegen erfährt es im Konflikt der Eltern die Entwertung seines eigenen sowie auch die des anderen Geschlechts. Es lernt, in aktiver oder passiver Bemächtigung die eigene Geschlechtsrolle als Chance auszuspielen.

Darin liegt die eigentliche Gefahr der sogenannten oedipalen Phase. Selbst wenn das Kind sich mit einer der beiden Elternpersonen zu identifizieren vermag, so wird bei der inneren Unwahrhaftigkeit oder dem offenen Ruin der Ehe diese Identifikation eine unselige Verzerrung der kindlichen Mitmenschlichkeit zur Folge haben.

Nicht nur die lärmend feindselige Ehe, sondern auch die flache, träge Scheingemeinschaft, die kein Inbild dynamischer Weltbewältigung durch die „geeinte Zwienatur“ des Menschen bietet, kann die hysterische Entwicklung begünstigen. Begünstigen aber kann sie auch die unberechenbare Labilität oder Launenhaftigkeit einer einzelnen Elternperson, die das Kind hin und her wirft, es bald mit Zuwendung überschüttet, bald in kalte Unerreichbarkeit verschwindet, und somit das Kind in verwirrender Weise zu ständiger Umanpassung zwingt.

Was aber bei den Eltern noch kompensiert sein mag in der fluktuierenden Jedermannspsychologie mit der Hast und Jagd ihrer momentanen Zwecke und ständigen Spannungen, kann unter diesem Vorzeichen der erotischen Destruktion beim Kind zu der spezifischen Erkrankung am Menschsein führen, die wir unter dem Bilde der Hysterie verstehen. Wo die Eltern noch partizipieren mögen an der Scheingesundheit der Jedermannswelt, wird in dem Kinde die innere Ratlosigkeit zum Verrat seiner selbst.

Durch die existentielle Unwahrheit der Eltern, die oft beide das Kind umwerben, beide das Kind zum Partner machen, wird das Kind über Gebühr betont und erhöht. Jeder Elternteil ist dem Kinde moralisch unterlegen, und das Kind muß Diplomat werden und kann es auch werden. Das hysterische Kind wird in eine Grundhaltung gedrängt, die die Bemächtigung setzt an Stelle des Antwortens. Dies gilt nicht nur im Bereich des Geschlechtes, vor der Grundbedingung des Geschlechtes mit ihrer umgreifenden Thematik, sondern für alle Bereiche des Lebens. Diese Bemäch-

tigung kleidet sich in die werbenden, rollenhaften, ja dämonisierenden Formen, die es noch immer spüren lassen, daß einmal für das Kind Urange, Untergangsangst, Todesangst aufriß, wo die Einheit des Männlichen und Weiblichen in der Welt den tragenden Grund hätten bilden sollen, statt dessen aber ein Abgrund aufklaffte.

*Der Hysteriker dämonisiert die Grundbedingungen* und sich selbst in ihnen, wo Standhalten und Treue das Selbst in Echtheit reifen lassen sollten. Seine Mitte ist nicht der Kristall, der in Ordnungen wächst, die mit den Ordnungen der Welt in Einklang stehen, sondern amorphe Hohlform. Und je mehr er an diesem Zustand krankt, desto mehr sucht er ihn durch Bemächtigung zu kompensieren. Denn er hat früh gelernt, durch Anpassung, bei der sein Innerstes nicht dabei war, seine Partner zu manipulieren und an die Stelle des Gefühls den bloßen Ausdruck für das Gefühl zu setzen. Mit der zunehmenden Lautstärke seiner Daseinsaffekte betäubt er das Organ für das leise, das wirkliche Tremendum menschlicher Existenz.

*Die therapeutische Zuwendung zum schizoiden Menschen*

Hinter der methodischen Analyse der Träume, der Einstellungen und unbewußten Verhaltensweisen des Leidenden steht für den Therapeuten, wie wir immer wieder sehen, die Meditation der Grundbedingungen menschlicher Existenz. Sein Wissen um menschliche Phänomene ist ja nicht nur empirische Summation, Ansammlung von Erfahrungsmaterial, sondern wird von einem Ringen um das Menschenbild durchpulst, ohne das keine Psychotherapie denkbar ist. In der Arbeit mit der schizoiden Struktur — gleichviel ob leichte Psychosklerose oder massive Neurose — ist vielleicht eine besonders intensive Besinnung des Menschseins geboten, da diese Form uns wie keine andere vor die Sinnfrage stellt. Qualitativ anders als beim Depressiven blickt in der schizoiden Struktur die menschliche Verlorenheit uns an. Dort ist es die Schwere und das tiefe Dunkel der menschlichen Existenz, der er, der Therapeut, so sehr er sie mitvollzieht, innerlich die aufschwingenden Kräfte des Herzens entgegenseßen darf. Hier aber geht es um das Bekenntnis zur Unverbindlichkeit an sich, das atomhafte und punktuelle Dasein und dessen furchtbare Wahrheit, in der wir uns bewegen. Das Menschsein als zufällig, sinnlos, ein genau so gut nicht-sein-könnendes! Existenz ohne Reifung. Die Grundbedingungen nichts anderes als gewöhnliche Fakten unter anderen Fakten. Menschsein als glaubensloses, liebloses Dasein.

„Von Gott zu sprechen ist unverbindliche Ermessens- und Geschmacksfrage. Setze ich Gott voraus, wie könnte die Einzelseele für ihn von irgendeiner Bedeutung sein?“  
Der Therapeut wird nicht nur das Wissen darum, sondern die eigene Möglichkeit des glaubenslosen Menschseins in sich in der



Präsenz seines Gesammeltseins realisieren. Wer nie an den Rand des Nichts gedrängt war, sei es durch Leid, Krankheit, Erschöpfung, Schuld, Schicksal oder Erkenntnis, kennt das Menschsein nicht ganz. Der Glaube, der nicht immer wieder durch Unglauben geht, ist kein echter Glaube.\* Hätte der Therapeut diesen „Raum“ nicht in sich vernehmbar, so wüßte er nicht aus eigener Erfahrung um gnadenhaftes Geschehen.

„Ich bin immer etwas enttäuscht, etwas erstaunt, daß an den Erlebnissen, die andere preisen, so wenig ist; mir kommt das alles ein wenig öde, langweilig vor, berührt mich gar nicht.“ Von dieser leicht das Lebensganze gerinnen machenden, jedoch unheimlichen schizoiden Struktur bis zum bewußt gesezten „existentiellen Suizid“, der bewußt sich auferlegten „Agonie“ eines Rimbaud, der mit achtzehn Jahren seine dichterische Begabung „kassierte“, sich seelisch selbst vernichtete,\*\* erstreckt sich die Skala der schizoiden Neurosenformen, um an der Grenze zur Schizophrenie in jene schweren Bilder überzugehen, bei denen Schübe von echtem Realitätsverlust die Einheit des Bewußtseins durchspalten und vorübergehend zertrümmern. Das entscheidende existentielle Charakteristikum aller dieser Formen liegt darin, daß hier der Mensch dem Tremendum des Menschseins ausweicht, seinem packenden Geheimnis, das die Reifung konstellieren will, entgeht, oft mit jedem Raffinement entgeht, um aber im unbewußten Bereich desto sicherer von ihm eingeholt, ja überschüttet zu werden. Von der leichten Gefrorenheit eines allgemeinen, lässig gelangweilten, „aristokratischen“ Lebenskells, unter dem nur entfernte Stöße beben, bis zu einem Dasein auf brüchig dünner Eisdecke über Meerestiefen bestehen in dieser nämlichen Struktur nur gradmäßige Unterschiede. Das ist ja nun das Seltsame, das anthropologisch so ungemein Alarmierende des schi-

\* Vgl. K. Jaspers, *Der philosophische Glaube*, Piper, München 1948.

\*\* Vgl. H. Miller, *Vom großen Aufstand, Die Arche*, Zürich 1954.

zoiden Menschen, daß der Leere, der Unverbindlichkeit, der Armut seines bewußten Daseins eine gespannte Dynamik seiner unbewußten Seelenbereiche entgegensteht, sich gegen jene aufbäumt und oft in empörten Bildern anzustürmen scheint. Der Schizoide, der die Grundbedingungen der Existenz entmächtigt und entleert, sie gleichsam ausschaltet, indem er sie als nichtig befindet, er gerade ist ihnen als nunmehr zornigen, grausamen Gewalten ausgeliefert. Die Grundbedingungen sind nicht metaphysisch hypostasierbar, aber sie sind die unergründliche, die unendliche Wirklichkeit des Menschen selbst.

Der Schizoide tarnt die Tatsache, daß nichts ihn „erreicht“, oft unter scheinbarer Selbstsicherheit, unter einer oft erstaunlichen Routine der Anpassung; aber was er tarnt, ist die Verzweigung der transzendenzlosen Existenz. Von der relativen Nestwärme der Jedermanns-Atmosphäre, in der jeder sich am andern durch allgemein anerkannte, wenn auch letztlich wurzellose Werte und Interpretationen hält und, ohne diese zu verantworten, doch seine Sicherung und seelischen Inhalt bezieht, unterscheidet sich die schizoide Struktur durch ein kaltes Zuendedenken und konsequentes Verneinen. Sie macht den allgemeinen Selbstbetrug nicht mit, sie lehnt die „Gemütlichkeit ohne Gemüt“, die Spießerei der verlogenen Sensationen ab. Sie verschmäht die Illusionen, kultureller, politischer oder religiöser Art, die dem Durchschnittsmenschen das Leben doch immerhin tragbar und genußreich machen. Aber sie schafft auch nichts Echtes an deren Stelle. Ihre Wahrheit ist, um es mit der Theologie *Karl Barths* zu sagen, das „Nein Gottes“, dem aber keinerlei göttliches Ja, kein Handeln Gottes am Menschen gegenübersteht, das ja für den Schizoiden nur Illusion, nur menschlichen Selbstschutz bedeuten würde, veraltete Tradition, die im Grunde nur Lüge sein kann. Das Nein Gottes ist hier also identisch mit einem Nein des Menschen. Nicht im Sinne eines *Albert Camus* folgert und fordert der Schizoide aber nun etwa ein umso stärkeres, innigeres Ja zum Menschen.

Im Gegenteil, gerade der Mensch darf nur als Objekt begegnen und nur als Objekt gebraucht werden. Drohen doch von diesem Wesen die Gefahren und Schrecknisse einer Wandlung, die der Schizoide durch seine punktuelle Daseinsweise ja gerade auszuklammern bestrebt ist. Ein Hund, ein Vogel stellen diese Gefahr nicht dar, wie auch die Sachgebiete nicht, in denen sich der Intellekt glänzend entfalten kann.

Und doch verrät uns die Seinsweise des Schizoiden, daß hinter der oft so gekonnten Fassade kühler Distanz ein ganz anderer Hintergrund liegt. Wie wäre er sonst von seinem Unbewußten, von jähem Stimmungen verwirrender Angst, von diffusen Symptomen überhaupt beunruhigt? Diese aber flammen über ihn hin; es kann ihm geschehen, daß er mitten in der Nacht in Schweiß gebadet und am ganzen Körper zitternd erwacht; was ihn aber da Unheimliches berührt hat, vermag er nicht zu sagen.

Der Therapeut, wir sahen es schon, ist bei der Begegnung mit dem schizoiden Patienten in seiner tiefsten Mitmenschlichkeit angesprochen, angerufen, die er doch gerade diesem Patienten gegenüber am wenigsten zeigen, am wenigsten „anbieten“ darf. Der Therapeut wird gerade hier ganz Geöffnetheit, ganz intensive Gegenwärtigung, ganz „da“, ganz Zuwendung sein und darf sie doch nur spurenweise durchschimmern lassen. Ein Minimum an Zuviel — und der Patient ist zum Abbruch bereit; ein Minimum an Zuwenig — und das gleiche ist der Fall. „Hält“ ihn der Therapeut, so ist es falsch, „hält“ er ihn nicht, so ist es ebenso falsch. Nimmt er ihm das Wagnis eines Fünkleins produktiver Mitmenschlichkeit durch eigenes Entgegenkommen ab, so ist es falsch; setzt er aber der Abbruchbereitschaft des anderen auch seinerseits kühlen Gleichmut entgegen, so ist es ebenso falsch. Nur im ständigen wachen „esprit de coeur“\* kann die jeweils richtige Balance erspürt werden.

\* Pascal, Pensées.

Vielleicht ist es an dem durch die schizoide Neurose gewiesenen „Ort“ der Therapie am notwendigsten, daß der Therapeut, der gleichsam in der Spannung zwischen dem Nichts und der Liebe, der kalten Weltnacht und der Fülle des Lebens steht, etwas vom *Geist des Zen* in sich verwirklicht habe. Etwas von *Laotse's* Wort muß ihm aufgegangen sein:

„Dreißig Speichen treffen sich in der Nabe —

Auf dem Nichts daran beruht des Wagens Wirksamkeit.“\*

Es ist, als müsse durch das Menschsein des Therapeuten der verborgene Mittelpunkt einer Spirale in dem Patienten berührt werden, die vielleicht in Bewegung kommen kann. Das Nacherleben der Kindheit, so dürftig an Erinnerungsmaterial es gerade hier oft ist, läßt für die sorgfältige Beobachtung doch Spuren der Seele aufleuchten, die ins Jetzt heraufgehoben werden dürfen. Der Therapeut wird diesen Menschen „ehren“, der nie geehrt worden ist und auch niemanden ehrt. Er wird sich erschüttern lassen von der destruktiven Wut, die sich in den Träumen und Bildern des Patienten ausrast, von dem nackten Grauen, das diese Bilder verkünden und dem er, der Träumer selbst, oft nur eine Grimmasse, ein Achselzucken entgegensezt. Diese Erschütterung des Therapeuten wird eine schweigende sein, und doch wird sie irgendwie in die Psyche des Partners einen Widerhall hinübertragen. Aber es sind im Grunde genommen gar nicht die Feuersbrünste und Vulkanausbrüche, die Städte- und Ländervernichtungen, die Berge von Leichen, die Verstümmelten, die mit blutigen Fleischfetzen behängten Skelette, die den Therapeuten „erschüttern“. Vielmehr ist es das geheime Anliegen, das sich in diesem wilden Geschehen abzeichnet, und das ganz allmählich

\* Übersetzt von E. Rouselle in: Führung und Kraft aus der Ewigkeit, Insel-Verlag, Wiesbaden 1946.

Vgl. auch D. Suzuki, Leben aus Zen. Barth Verlag, Planegg 1955, und G. Schmalz, Östliche Weisheit und westliche Psychotherapie, Hippokrates, Stuttgart 1951.

deutlichere Formen annimmt: das Anliegen, daß hier ein Mensch sich selbst vor die letzte Konsequenz, vor die seelische Wirklichkeit des Nichts, um diesen paradoxen Ausdruck zu gebrauchen, hinbringt und daß er mit dem allen aus der Tiefe nach Rettung, nach Hoffnung, nach einer „wirklichen Wirklichkeit“ schreit. Sorgsam wird der Therapeut Ausschau halten nach einem Bäumchen, einer Blume, einem Grasbüschel vielleicht nur, das in diesem apokalyptischen Chaos vielleicht doch irgendeinmal zu entdecken sein wird. Vielleicht findet sich eine Gestalt, eine Handlung, ein Geschehen, das dem ganzen aggressiv-destruktiven Gefälle widerspricht.

Wird die Todesspirale der schizoiden Haltung rückläufig, wenn sich ein solcher Keim gefunden hat und in sorgfältiger Amplifikation (einer *existentiellen Amplifikation des Gefühls*) zum Leben entwickelt worden ist, — oder kann er sich erst finden, wenn die Todesspirale bereits rückläufig geworden ist? Darüber läßt sich schwerlich etwas Bestimmtes aussagen, denn wir sehen ja nicht in letzte Verborgenheiten hinein.

Jedenfalls darf der Therapeut nicht „schlafen“. Es bedarf hier der ganzen Spannweite und auch Lockerheit der Meditation des Menschlichen, es bedarf auch des Präsenthabens mythischer und symbolischer Zusammenhänge (Märchen!), um die lebendigen Keime einer ansetzenden Heilungswendung therapeutisch auszuwerten. Vor allem aber bedarf es der Intuition des Herzens, der das längst verschüttete und begrabene Leid eines brüderlichen Menschen gegenwärtig ist im stillschweigenden Mit-Gefühl.

Es kann nun (und es sollte nun) geschehen, daß dem Patienten in irgendeiner Weise „aufgehen“ wird, daß die Wahrheit seiner Neurose, die Wahrheit von der Nichtigkeit der Grundbedingungen des Menschseins eine solche ist, die für sich allein in den Tod führt, und daß sie *nicht eine Erkenntnis — sondern eine Bekenntniswahrheit* ist, der andere Bekenntnisse des Menschen schöpferisch widersprechen. Dem Patienten wird spürbar, daß er gleichsam — um Psychologisches theologisch auszudrücken — in einen

Seinszustand zurückgewichen ist, *bevor* Gott zum Menschen sprach. Denn der Patient wird ja allmählich unausbleiblicherweise „einsehen“, daß er durch äußerste Vermeidung dessen, was Menschsein meint, sich ebenso bemächtigend in der Welt ausgewirkt hat: er hat ja jedes Du, das sich ihm zuwandte, im Vertrauen vergiftet. Er „tötet“, „bricht die Ehe“, „stiehlt“, „redet falsches Zeugnis“ — ohne daß es ihn bisher bewegt hat. Läßt er nicht die Menschen an sich zugrunde gehen, die, die seine Nächsten, und denen er doch unendlich fern ist?

Der Heilungsweg des schizoiden Menschen wird also zunächst darin bestehen, daß der Patient sein Kranken am Menschsein erst einmal in voller Tragweite bewußt zu übernehmen hat. Er weist es ja bisher weit von sich, daß das Menschsein der Mühe wert ist, daran zu erkranken. Unter Ironie und Selbstverspottung, oder unter kühler, von Gefühl gereinigter Ästhetik (man denke an manche moderne Lyriker) hat er ja den fundamentalen Schmerz verkrusten lassen, den die Herauslösung aus der menschlichen Liebesgemeinschaft — besser gesagt ihr „Niegehabthaben“ — einst bedeutete. In der Übertragung wird dieser Schmerz wieder aktuiert und mit ihm die verdrängte Urangst (oft als Angst vor der Psychose). Die Aufmerksamkeit des Therapeuten hat beständig wach zu sein; seine Bereitschaftsstellung, sein stillschweigendes Angebot an Verbundenheit wird sich intensivieren, wenn suizidale Neigungen spürbar werden. Die *Übung im Menschsein* besteht ja hier gewissermaßen erst in einer Übung in der Partizipation am Menschsein. Es bedeutet für den Patienten eine hohe Leistung, aus einer gleichsam elbischen Daseinsweise in die so ganz andere Dimension des Herzens zu kommen, die für ihn bisher eine unbegreifliche, ja peinliche „Romantik“ darstellte und d. h. in ihrer Eigentlichkeit einfach verdrängt war.\*

\* Man denke an manche für diese Struktur so bezeichnenden Gestalten im modernen Drama, z. B. bei S. Beckett, F. Dürrenmatt, P. Sartre, A. Miller, J. Anouilh u. a.

Man möchte sagen, der Therapeut bringt dem schizoiden Patienten „Wirklichkeit“ zu (in diesem inneren Sinne des Zubringens, als meditative Haltung verstanden). Aber eben nicht den Schnitt des Mikroskops, den er ja anerkennt, oder die Marktwerttabelle, sondern die Transparenz der Wirklichkeit, ihre numinose Vertiefung, die für die offene Existenz eine unendliche Bewegung ist. Die *Aussagekraft der Dinge* wieder vernehmen zu können ist die Vorbereitung der Heilung. Die drei Blutstropfen im Schnee auf Parzifals Ritt durch den Wald weisen numinos auf das Kommende des Erlösungsweges.

Der Therapeut ist weit davon entfernt, seinen Partner davon „überzeugen“ zu wollen, daß das menschliche Dasein nicht nichtig ist; aber aus der eigenen Erfahrung von dieser Nichtigkeit ist er sich auch des Rettenden bewußt. In dem eigentümlichen Simultanerleben der therapeutischen Präsenz leuchtet ihm durch, was für ihn selber zum Wesentlichsten wurde. Nicht daß er eben dies dem Partner „anböte“. Aber er führt das Gespräch mit ihm als einer, dem in der Erfahrung des Nichts etwas zum Wesentlichsten geworden ist.

#### *Der Therapeut und der Depressive*

Der depressive Mensch zeichnet sich durch eine hohe Sensibilität für die „Todeslinie“ aus, die durch alles Leben und durch alle Kultur läuft. Im leuchtenden Sommerwald bleibt sein Blick an dem einen Blatt hängen, das schon herbstlich verfärbt ist; in der festlichen Menge fällt ihm der eine in Trauer gekleidete Gast auf; im Straßenlärm wie im geborgenen Wohnraum hört er die Hüpe des Unfallwagens, der in der Ferne vorüberfährt; in der Musik trifft ihn der Anklang des Todesmotivs. Aber in seiner ganzen düsteren Weltimpression geht es um das zitternde Ich, das in seiner furchtbaren Sorge um sich selbst die Gefahr, die

Bedrohung, den Verlust auf Schritt und Tritt wittert und vorwegnimmt. Er selbst ist das Blatt an dem Baum, er selbst ist der Gast in Trauer, für ihn ertönt überall die „marcia funebre“. Geöffnet für das dunkle Todesleid allen Lebens, bezieht er es doch immer wieder nur auf sich selbst. Die farbige Fülle, die leuchtende Lebensglut ist für seine Sinne erloschen, der Heimatglanz des Schönen nur trauriger Hinweis auf Verfall und Vergänglichkeit, die Zeit nur Raub, verschlungen von den fletschenden Zähnen des Todesdämons. Jede Situation ist nur trügerische Hülse einer lauernden Grenzsituation, die den Rachen des Grabes aufreißt. Fremd geht er unter den sicheren, den starken und frohen Menschen umher, von denen ihn Abgründe trennen; diesen Menschen, die schaffen, bezwingen, genießen, ihn aber nicht zulassen zum Tisch des Lebens, dessen sämtliche Speisen er eigentlich ganz allein essen möchte, um sich zu retten vor dem Sog der Vernichtung, und doch wissend, daß er sich nicht retten kann. Denn der Neid auf die Glücklicheren ist nur das Vorletzte; das Letzte ist die prinzipielle, die grundsätzliche, die ontische „Unerfüllbarkeit“ des Menschseins selbst, das Dasein in der Zeit als Verzweiflung, als nackte, schmerzende Geworfenheit in einen ewigen Verrat.

„Gott hat Hiob dem Satan preisgegeben, obwohl er ihm treu diente, und ihm alles genommen, auch seine zehn Kinder.“

„Gott hat aber dem Hiob nach der Zeit der Prüfung doch zehn neue Kinder geschenkt.“

„Ja, — aber es waren doch nicht die *gleichen*.“

Erst wer diesen Einwand in letzter Schärfe mitvollziehen kann, begreift das eigentümliche Wesen des depressiven Haderns. Das konnte ja selbst Gott nicht, Hiob die *gleichen* Kinder wiedergeben, oder er hätte die Schöpfung auflassen und das Rad der Ewigkeit zurückdrehen müssen. Hiob war ja inzwischen ein anderer geworden! Daß die Geschichtlichkeit eben gerade auch Gnade, auch Chance ist, wird vom Depressiven, wenn nicht in

logischen Worten, so doch durch seine seinsmäßige Gestimmtheit verneint.

Der Therapeut als Partner des Depressiven wird ihn nur erreichen, wenn er in sich selbst den inneren Raum zu öffnen vermag, in dem die Schwere der Existenz wohnt, wo sie recht hat, wo sie in ihrer vollen Aussage zugelassen werden muß. Aber nun zeigt es sich mit aller Deutlichkeit, daß das Leid des Depressiven zwar aus dem Daseinsschmerz der menschlichen Grundsituation aufquillt, sich aber *interpretiert* nur im persönlichen Lebensmißlingen, daß es fixiert, erstarrt, gefangengenommen ist im kleinen Ich-Raum der ängstlichen Lebensscheu oder des Neides, der Eifersucht, der brennenden Anklage über die Benachteiligungen und das Zu-kurz-gekommen-sein am Tisch des Lebens.

So ist das Wesen der Depression für sie selbst verborgen. Der Heilungsweg des Depressiven wird in seinem ersten Aspekt darin bestehen, die große Wahrheit, die seine Neurose verhüllt aussagt, von der Kruste der ichhaften Bezogenheiten zu reinigen und sie zu erfahren als die echte Schwermut des Menschen unter den Grundbedingungen seines Menschseins. Der Depressive muß in seiner Depression als solcher erst „eigentlich“ werden, weil nur dann der wirkliche Heilungsansatz, echten Transzendierens sich öffnen kann: nämlich *das Ja zum Tode*.

Durch die Präsenz seiner eigenen Geschichte öffnet sich im Therapeuten der Gestimmtheitsraum der depressiven Wahrheit. Die große Bruderschaft der Menschen vor Tod und Schicksal geht dem Patienten durch die Person dieses einen Mitmenschen, des Therapeuten, auf. Damit bahnt sich für ihn die Möglichkeit der Wandlung an: er wagt es, die Fessel der angsthaften Ich-Sorge zu lockern. Die Ich-Bezogenheit seiner depressiven Neurose setzt sich der großen Wahrheit der Depression aus. Über alle Güter, alle Macht und alle Freuden gebot der Königssohn Buddha, und dennoch erschütterte ihn der Anblick der Sterblichkeit so tief, daß er alles verließ und in die Einöde ging.

Dieser ganze Vorgang bedeutet ein krisenhaftes existenzielles Werden. Wird doch die reale Frühzeit des Lebens des Patienten „wiedergeholt“ und in vielen Stunden mit dem Therapeuten in aller emotionalen Erschütterung durchlebt. Die ersten Erinnerungen tauchen auf, und die seelische Atmosphäre der Erstzeit, die ja oft zunächst nur aus inselhaften Momenten rekonstruiert werden kann, tritt in Verbindung mit den Stimmungen späterer Phasen in die konkrete gefühlsmäßige Imagination. In diesen ganzen Vorgang wird *der Therapeut in seinem „Muttersein“* verflochten. Denn was das alles nun wirklich heißt, was dieser Lebensansatz in Dunkelheit, Leid und Versagung wirklich ist, realisiert sich in seiner Verbundenheit mit seinem Patienten auch für ihn. Und er muß das mit jedem seiner depressiven Patienten, mit jedem in der einmaligen Besonderheit von dessen Biographie wieder realisieren.

Aber bei diesem unumgänglichen Untertauchen in das Leid verstummenden Menschseins, das sich damals in der Frühzeit dieses Patienten nicht in die Sprache öffnen durfte, lichtergrünen Menschseins, dem nur Grau und Grauen antwortete, — in diesem ganzen Vorgang geschieht ja nun Neues. Im Muttersein, das den Tod ganz angenommen hat, vollzieht sich auch der „Sieg“ über den Tod im Aufbruch der Transzendenz; im Aufbruch der transzendierenden Wesensmächte, die Ewiges schaffen und um Ewiges wissen: lebendige Freude, Heimatraum des Lichtes, des Schönen, der Hoffnung, alles Offenbarenden in der Welt, des Spiels und der Weisheit. Etwas von dem, was *Martin Luther* nahezu vollendet ausdrückte, als er sagte: Wenn ich wüßte, daß morgen die Welt unterginge, würde ich doch heute noch mein Apfelbäumchen pflanzen.

Die Analyse der traumatischen Momente, der Fixierungen und Hemmungen, die Bewußtmachung der Szenen, die geschädigt haben, die Analyse allein tut es noch nicht, wenngleich sie unentbehrlich ist, sondern die „Übertragung“, worin die verschiedenen

Schulen der Psychotherapie sich einig sind. Aber dies Wort kann Verschiedenes beinhalten. Es kann bedeuten, daß der Therapeut sich beschränkt auf die Rolle des Trägers der Projektionen, die an ihm abgearbeitet werden. Es kann aber auch bedeuten, daß er über dies hinaus der *Mitmensch des Patienten in der Wahrheit der Depression* ist, sein fruchtbarer Partner, so daß der Patient in seiner Übertragung dem Menschen, und zwar hier bei der Depression ausdrücklich dem mütterlichen Menschen begegnet, — ganz unabhängig von Alter und Geschlecht beider Beteiligten. Nicht aber um einen Mutteraspekt der Nestwärme und Oralität wird es sich dabei handeln, sondern um den existentiellen Aspekt des Menschseins als Mutter, das Tod und Zeit in der Ewigung der Liebe „beantwortet“ — nicht überwindet!

Was nun in der Seele des Depressiven aufkeimt, gewinnt in ersten Spuren Gestalt in seinen Träumen: der *Überschritt in die Hoffnung*. Das mag von ferne vergleichbar sein mit dem seelischen Geschehen, das den Aufbruch großer Religionen in der Menschheit vorbereitete und begleitete. Der therapeutische Abstieg bis zu jenem Raum, in dem das Dasein als Schmerz ganz offen liegt, ging voran, man möchte sagen, er ging bis unter die Stelle, an der sich dem Kinde einstens das Dasein als Schmerz umgesetzt hat in die Sorge um das Ich. Jetzt tut an eben dieser Stelle die andere Möglichkeit sich auf: statt der Ich-Sorge das Schöpferische des Herzens. In der Depression als jetzt erst geöffneter Wahrheit liegt ja die „Keimkraft“ des Transzendierens, und somit tut sich der Einstrom anderer Wahrheit, das dialogische Wahrheitsgespräch der menschlichen Reifung auf. Was im großen Beispiel sichtbar wird in Lebensstunden eines Bruckner, eines Mozart, eines Michelangelo, geschieht im kleinen bescheidenen Rahmen in der Heilung des Depressiven: das Entdecken des Über-die-Welt-hinaus-seins des Menschen durch echtes In-der-Welt-sein.\*

\* Vgl. L. Binswanger, Grundformen und Erkenntnis menschlichen Daseins, Niehans, Zürich 1953.

Jetzt wird es dem Patienten möglich, sein zehrendes Heimweh nach dem „Paradies“ zu überwinden, um an irgendeiner kleinen Stelle der Welt wirklich lieben zu lernen. Der Patient entdeckt ganz ursprunghaft die Schönheit in der Welt als etwas, das nicht nur brennend versehen muß („denn das Schöne ist nichts als das des Schrecklichen Anfang“\*), sondern auch tragenden Grund ausmachen kann.

Was Reifung in diesem Sinne und von der menschlichen Seele gesagt wirklich ist, läßt sich wohl kaum ausdrücken. Ein Ergriffenwerden und ein Loslassen. Alles kommt nun darauf an, daß der depressive Patient seine Wahrheit nicht verliere, indem er sie, ins Hypomanische umschlagend, im Konformismus der Jedermannswelt preisgibt. Vorher sagte seine Neurose nur aus: *ich* bin der ständig Beleidigte und Gekränkte; jetzt wird er in seinem Freiwerden aussagen, daß die Beleidigung und Kränkung des *Menschen* (durch Zeit und Tod) überwunden werden kann durch ein Aufleuchten, ein Ergriffenwerden und Ergreifen alles Gnadenhaften und Offenbarenden in der Welt. Ob ein Mensch dies erfährt in der unerforschlich tiefen Aussage eines Baumes oder in einem religiösen Erleben im engeren Wortsinn, das muß ganz ihm überlassen bleiben; und es schließen sich da die Möglichkeiten auch nicht aus. Für die therapeutische Verbundenheit mit dem Depressiven jedenfalls scheint mir entscheidend der Abstieg bis in jene Tiefe, in der das Mütterliche einmal für den Patienten versagt hat, und der existentielle Neuansatz, die Ermöglichung desselben durch „Muttersein“ des Therapeuten: menschliches Geworfensein wird durch die Liebe des Menschen zum Menschen geborgen, die Liebe schafft den einzigen *Heimatraum des Menschen in der Welt*.

Hier ist es die therapeutische „Liebe“, die Dualität dieser beiden, die vom Leben in der Aufgabe der Heilung zusammengefügt und

\* Rilke, Erste Duineser Elegie

in ihr verbunden sind. Daß der Patient in echter menschlicher Reifung diese seine „Mutter“ wieder hergeben lernt, ist Ausdruck seines Heilwerdens, das ihn nicht in die allgemeine Selbstvergessenheit der „Manwelt“ führen kann, in der ja die Wahrheit des menschlichen Geworfenseins eben nicht „wahr“ sein darf, sondern verdeckt wird; es führt ihn vielmehr in eine eigenständige Selbstverwirklichung.

Hier kommt es uns nur darauf an, zu zeigen, welche Weise innerer Zuwendung des Therapeuten zum depressiven Patienten notwendig ist. Die breite Fülle der einzelnen Schritte der Behandlung und der methodischen Vorgänge kann und soll hier nicht erörtert werden. Entscheidend wichtig ist in diesem Zusammenhang bloß der „Geist“, der den Therapeuten in seiner Arbeit mit dem Depressiven erfüllt, und aus dem er ihm das innerlich zubringt, woraus die gepeinigte Seele des Depressiven Nahrung schöpft. Es wäre grundsätzlich falsch, dies Zubringen im Sinne einer Suggestion oder irgendeiner Form von Persuasion zu verstehen. Gemeint ist einzig und allein die meditative Grundgestimmtheit des Therapeuten. Denn daß unsere Worte aus einem inneren Raum kommen oder selbst unser Schweigen aus einem solchen kommt, kann nicht übersehen werden. Und dieser Raum wirkt mehr als die Worte selbst, wie die Erfahrung immer wieder lehrt. Alles, was je Antwort des Menschen auf die Grundbedingungen wurde, und ganz besonders das, was menschliches Muttersein auf sie zu antworten vermag, das ja besonders vor den Tod gestellt ist, und eben deshalb auch die schöpferische Kraft des Lichtens, des Heimatschaffens wirkt, das darf der Therapeut (ganz gleich ob Mann oder Frau, denn er realisiert eben sein Menschsein) dem Depressiven bei diesem Abstieg und bei dieser Krise „zubringen“; es wird dann in die breite Fülle der individuellen Behandlungsthematik und in die Aktualität des Lebens einmünden.

### *Die therapeutische Zuwendung zum zwanghaften Menschen*

Auch die Zwangsneurose stellt ihre „Wahrheit“ in ichhafter Verkrustung dar, weil herausgelöst aus dem dialogischen Gespräch der Wahrheiten, in denen echtes Menschsein sich bewegt. Angesichts der zwangsneurotischen Daseinsweise geht es für den Therapeuten darum, die ganze anthropologische Tiefe, den Raum dieser von der Zwangsneurose in ihrem Leiden gemeinten und doch so verzerrten und geleugneten Wahrheit auszuloten. Er wird sich einzulassen haben in jene Urfrage, die alle großen Religionen stellen: Was ist Schuld? Wieso leidet der Mensch an Schuld? Gibt es eine Erlösung von ihr? Was ist das Gewissen? Was Gewissensentscheidung? Was Freiheit? Was Gnade?

Die Auseinandersetzung mit diesen Fragen führt vor letzte anthropologische und theologische Aussagen, für deren Erwägung nicht die „ratio“ allein zuständig ist, sondern der ganze in eigener Geschichtlichkeit erfahrende Mensch, der Antennen hat für die vielfachen Dimensionen der Wirklichkeit und des in ihr Offenwerdenden.

Was meint der qualvolle Konflikt des Zwangsneurotikers im Grunde? Meint er wirklich nur die persistierende Schuldangst des Kindes vor dem Vater, dessen Autorität inzwischen ins Über-Ich introjiziert worden ist? So sagt es das Selbstverständnis des zwangsneurotischen Patienten ja zunächst aus. Wieviel er sich auch verbietet, wie sehr er alle seine expansiven Kräfte auch einengt auf eine immer engere Zelle — er kann das ihm eingepflanzte Ideal der Gesetzmäßigkeit nicht erfüllen, und das ist seine Schuld, das ist seine Not, so wie er sie versteht. In furchtbarer Ich-Sorge zittert er um seine Rechtfertigung. Der Zwangsneurotiker, der sein Dasein im religiösen Horizont auffaßt, zittert vor Hölle und Verdammnis, bangt um seine Rettung, sein ewiges Seelenheil.

Würde die Haltung des Therapeuten dem Zwangsneurotiker ge-

genüber sich auf die Formel bringen lassen: baue deine Hemmungen ab und erlaube dir endlich zu leben und das Leben zu genießen, so wäre der Patient um den existentiellen Wert seiner Neurose betrogen. Denn seine Neurose meint in der Verkleidung des nur moralischen Zwangskonfliktes, der nur moralisch getönten Angst vor dem Gesetz die große, die wirkliche Wahrheit menschlichen Schuldigseins: daß der Mensch vor sich selber flieht, daß er nicht der wird, der er seinem tiefsten Auftrag nach werden könnte und sollte.

Man hat mit einem gewissen Recht die Zwangsneurose als die „christliche Neurose“ bezeichnet. In der Tat erwächst sie häufig auf dem Boden einer engen, sich als christlich verstehenden Erziehung. Und man möchte fast die Behauptung wagen, daß diese Neurose vom Leben „erfunden“ worden sei, um christliche Dumpfheit, Enge, Flachheit ins Licht zu rücken. Denn warum entsteht überhaupt die Zwangsneurose in einer seelischen Umwelt, in der die Vergebung Gottes um Christi Opfer willen zu den unerschütterlichen „Glaubenstatsachen“ gehört? Doch offenbar deshalb, weil dieser Begriff, der Begriff der Vergebung, allzu häufig als eine pure Auslöschung der menschlichen Schuld genommen wird, unter der der Mensch kindlich erleichtert, in seinem Entwicklungsstand aber unverändert derselbe bleiben dürfte.

Aber eben solcher „Vergabung“ spottet die starre, die intransigente, die untröstliche Schuldangst und Zweifelsnot des Zwangsneurotikers. Weist sie aber durch diese ihre Intransigenz nicht gerade darauf hin, daß die göttliche Vergebung etwas ganz anderes bedeuten muß als kindliche Entlastung, Reinwaschung und Besserungsvorsatz — nämlich *die ontologische Tatsache, daß der Mensch an seiner Schuld reifen kann?* Vergebung, so gesehen, heißt: daß der Mensch sich gerade durch seine Schuld und an seiner Schuld zu sich selbst individuieren soll. Und in einem anderen Sinne als in dem einer *echten existentiellen Individuierung* gibt es in der Tat keine wirkliche Heilung der Zwangsneurose. Indi-

viduierung aber bedeutet uns hier nicht bloße Bewußtmachung unbewußter Inhalte, sondern eine Erhellung des Menschen in seinem Menschsein, Auseinandersetzung mit den Grundbedingungen seines Seins, und zwar *auf Grund* der Bewußtmachung unbewußter Inhalte.

Und so handelt es sich bei der Heilung der Zwangsneurose um einen „religiösen“ Prozeß, nun aber gewißlich nicht im Sinne der Angleichung an die allgemeine, festgelegte religiöse Vorstellungswelt und Gefühlswelt, sondern im Sinne einer krisenhaften Wandlung *von der Diktatur eines heterogenen Moralgewissens zur Verantwortung des autonomen Reifungsgewissens*. Das aber bedeutet zugleich den Ansatz des transzendierenden Vertrauens, die Vertiefung des Glaubens vom vorstellungshaften Für-wahr-halten des Paradoxen zu ontischer Hingabe an das Seinsgeheimnis.

Der Therapeut wird aus der Meditation der menschlichen Grundbedingungen und insbesondere der Meditation der Schuld die Entwicklung seines Patienten mittragen. Die analytische Arbeit wird vor diesem Hintergrund stehen. Für den Patienten geht es um eine Wandlung, eine „Metanoia“ seines Tugendeigensinns zum Ergriffenwerden von dem Eigentlichen, dem Kern seiner Wahrheit. Diese Wahrheit ist die der Verantwortung des Menschen vor dem Sein. Menschsein ist Schuldigsein,\* ist Zurückbleiben hinter der ihm einwohnenden Vision der je größeren Möglichkeit seiner selbst. Das wirkliche Annehmenkönnen dieser Wahrheit ist *Reifung des Menschen an der Grundbedingung der Schuld*.

Die Grundbedingung der Schuld bedeutet gegenüber der ontologischen des Todes eine existentielle Vertiefung, wie wir es etwa in dem mittelalterlichen Hymnus „*media vita in morte sumus*“ miterleben:

\* Für das philosophische Bewußtsein der Gegenwart am eindringlichsten dargelegt durch M. Heidegger, *Sein und Zeit*, 8. Aufl., Niemeyer, Tübingen 1957.



„Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfängen.  
 Mitten in dem Tod anficht uns der Hölle Rachen.  
 Mitten in der Hölle Angst unsre Sünd' uns treiben,  
 Wo denn soll'n wir fliehen hin da wir mögen bleiben?“

Fühlen wir modernen Menschen uns auch weit entfernt von der Sprache solcher Symbole, so ist das, was sie an seelischer Wirklichkeit aussagen, doch auch unsere eigene Not. Dünken wir uns „erhaben“ über die Gestimmtheit eines solchen Hymnus, so kennen doch viele Menschen inmitten von Kulturbelagen, technischer Apparatur und sozialversichertem Dasein Augenblicke, in denen ein ungeheures Fragen, eine weither strömende Unruhe sie erschütternd überkommt — ganz unabhängig davon, ob christliche Erziehung vorgegeben ist oder nicht.

In der Zwangsneurose bohrt und hämmert unter den Symptomen, die ja jedes „Unreine“ wegsterilisieren wollen, die Existenzangst der Schuld. Das unterscheidet den zwangsneurotischen Menschen von der „gesunden“ Jedermannspsychologie, in der die Schuld des Menschseins von Jedermann auf Jedermann verschoben und vom Kollektiv auf den Sündenbock abgewälzt wird. Daß aber der Zwangsneurotiker gegen dies Bohren und Hämmern seine Sicherungssysteme errichtet, errichten muß, unterscheidet ihn von der Reifungsindividuation bzw. der inneren Geschichte des reifenden Menschen, der sich wissend zu seinem Schuldigsein als Mensch bekennt, um eben gerade dann zu erfahren, was Vertrauen ist.

Aus diesen Gegebenheiten bestimmt sich der therapeutische Zusammenklang, der besondere „Gestaltkreis“ des Therapeuten und des Zwangsneurotikers. Beim Zwangsneurotiker hat sich die Grundbedingung der Schuld umgesetzt in die „schlechte Unendlichkeit“ (Hegel) ständig möglichen, praktisch konkreten Schuldigwerdens, gegen das er verbaut durch seine Symptome und Ritualien, und das gegebenenfalls auch — wie z. B. im Eifersuchtszwangsdenken — projiziert sein kann auf eine Beziehungsperson. Die Anamnese mit ihrer Wiederbelebung der frühen Kindheit

und ihren entscheidenden Auseinandersetzungen mit dem Väterlich-Richterlichen, in welcher Gestalt es den Patienten auch geformt haben möge, bildet hierbei wieder die unumgängliche Ausgangsposition; die Aussage des Unbewußten in den Träumen führt dann weiter in die Tiefe der Problemstellung. Der Therapeut wird diese ja oft bis zur Grenze des Erträglichen reichenden frühkindlichen Situationen mit seinem Patienten durchmachen müssen. Der Patient kann die Angst vor seinen eigenen Aggressionen jetzt auf sich nehmen, die Aggressionen gegen die Eltern gestalten sich bewußt zu machen wagen sowie auch *deren Schuld*. Seine bisher so ausschließlich ich-bezogene Schuldproblematik weitet sich zur Solidarität der Schuld der Menschen. Von hier aus wird die „Entgiftung der Urszene“\* möglich. Der Weg ins Verstehen und Verzeihen als mitmenschlicher Zuwendung, deren ja auch er selber bedarf, bahnt sich an. Der verbaute Zugang zum eigenen Grunde als spontaner Kraft, das verbaute Vertrauen zu sich selber wird sich langsam anhand der Übertragung restituieren können, durch die Therapeut oder Therapeutin spezifisch in ihrem *väterlichen* Menschsein aufgerufen sind.

Der Traumprozeß läßt das ausgesperrte Leben mit seinen Versuchungen zu Worte kommen. Der Patient wird lernen, seinen „Schatten“, den „dunklen Bruder“ zu ertragen, ihn anzunehmen — aber über das hinaus: sich selbst anzunehmen, ja sich selbst zu lieben.

Wo im Patienten nun erste Spuren, Strahlen oder Funken von Freiheit und Vertrauen aufblitzen, da wird der Therapeut sie aus der dialogischen Fülle der Wahrheiten, in die auch die Wahrheit der Schuld geflochten ist, aufnehmen und sie *aus der meditativen Gestimmtheit der Fülle der Freiheit* „amplifizieren“, so daß sie sich anfachen und entzünden. Die Partner stehen nun in einem Raum der Erwartung und der Sehnsucht, der vielleicht vergleichbar wäre jenen Epochen, die den Durchbruch großer Religionen

\* F. Künkel, Charakter, Leiden und Heilung, Hirzel, Leipzig 1934.

in der Menschheit vorbereiten, wie z. B. die Epoche der antiken Kultur um die Zeitenwende es war.

Der zwanghafte Mensch hat sich ein immer mehr verfeinertes Sicherungssystem aufgebaut, da er die vielräumige Wirklichkeit, der er aus schöpferischem Fundus und eigener Entscheidung nie antworten durfte, als chaotisch drohend und verschlingend erlebte. Wie das Kind nach magischen Riten griff, um sich halten zu können, so der erwachsene Zwangsneurotiker nach der autoritativen Gültigkeit des „ipse dixit“, des rational unterschriebenen Satzes der Wissenschaft, der Kirche oder der Philosophie. Garantierte Irrtumslosigkeit ist dabei das treibende Prinzip. Und doch sitzt der Zweifel wie der Holzwurm im Gebälk seines Hauses.

Der Therapeut wird durch einen leisen Weg sokratischer Fragen hier und da die „ontologischen Wirbel“ auszulösen haben, deren es bedarf, um den Patienten wieder ein Fenster ins Offene aufstoßen zu lassen. Tritt aber jene tiefe Krise ein, in der alle Sicherungen zunichte werden, dann steht der Therapeut mit ihm in der Unverhülltheit des echten Zweifels, im Schwindelgefühl des Abgrunds, wo selbst das Descartes'sche „deus non potest esse mentitor“ zu schwanken beginnt. Dann kommt alles darauf an, daß der Patient den Therapeuten an seiner Seite erlebt im unverbrüchlichen Mitmenschsein. Anders als bei der Depression, wo der „Widerstand Gottes“ gegen den Menschen als die dunkle Nacht von Zeit und Tod erfahren wird, ist für den Zwangsneurotiker der „Widerstand Gottes“ im Rätsel der Existenz investiert, das er durch Wissen, Besitzen, Glaubenssystem auflösen will. Es geht aber um transzendierendes Vertrauen.

Ob nun der zwangsneurotische Patient, dem ja alles spontane Tun, alles Freudige, Festliche zur Pflicht geronnen ist, seine Weihnachtspäckchen grollend schon Anfang Dezember oder wieder einmal, da er sich ja ewig ein Bein stellt, erst am Tag vor Weihnachten abschiebt — auf alle Fälle hegt er in den Heiligen Abend, an dem keine Stille sich auf tun darf. Im Horizont seiner Tugen-

den und Pflichten gibt es keine Sternenstrahlen, kein durchschimmerndes Morgenrot, geschweige denn einen Anhauch dionysischen Schauerns im Bergwald naher Göttlichkeit. Kein „Fest“ durchbricht mit machtvoller Präsenz dichteren Seins diesen starren Horizont. Da darf Orpheus mit der Leier die Seele nicht hinschmelzen und ihren Grund öffnen, nicht verbindet sich Gesetz und Freiheit in der Anmut des Tanzes.\* Es ist ein Menschsein ohne Gnade.

So darf der Therapeut sich glücklich schätzen, wenn der Traumprozeß, Wandlung anzeigend, in Andeutungen und Spuren Mythisches und anschauliche, welthafte Phänomene bringt, die der Patient nun vielleicht erstmalig *schauend* erleben wird.

Der zwangsneurotische Patient bemüht sich unbewußt, sich der Person des Therapeuten zu versichern und sie gleichzeitig durch fein versteckte Kritik zu vervollkommen. Denn es soll ihm ja die perfektste aller denkbaren Behandlungen vom besten aller denkbaren Therapeuten geboten werden; wobei er sich immer noch vorbehält, das Gebotene zu begutachten und abzukaufen oder nicht. So geschieht in der Übertragungssituation diese unmerkliche „Übung im Menschsein“: das Du anzunehmen mitsamt seinem Schatten, seinen Grenzen und Fehlern, mit der Freiheit seines eigenen Raumes, dessen man nie sicher sein kann. Das biographische Vaterverhältnis „wiederholt“ sich unter dem umgekehrten Vorzeichen: alles kommt auf deine Freiheit, Spontaneität, Produktivität an. Das schaffende Unbewußte in dir, in dem sich das menschliche Person-sein in dunklen Bildern auszeugt, in die du mit eigener Entscheidung eintrittst, trägt dein Werden.

Die entscheidende Wendung für den Patienten ist nun der Verzicht auf den Griff nach Sicherheit und der Sprung ins transzendierende Vertrauen. Im kommunikativen Gespräch in der Arbeit der Therapie wird der Patient dessen inne: dieser „Vater“ stellt

\* Vgl. z. B. Kleist „Über das Marionettentheater“ und Schiller „Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen.“

sich mit ihm solidarisch in die Grenzsituation und „läßt geschehen“. Produktive Antwort der Seele auf ihr Sein in der Welt wird möglich.

#### *Die therapeutische Zuwendung zum hysterischen Menschen*

Die hysterische Daseinsweise reagiert auf die Grundbedingungen der menschlichen Existenz mit der Flucht in die Gottähnlichkeit. Statt der Antwort der Reifung setzt der Hysteriker die Selbsterhöhung; und auch die Selbsterniedrigung dient bei ihm im Grunde der Selbsterhöhung: etwa in der Form übersteigter Selbstbeschuldigung, die im Grund nur ein Spiel mit dem Ernst der Schuld ist. Er horcht existentiell nicht auf das mit dem Menschsein „Gemeinte“, er weiß es schon im Vorgriff, biegt es eigenmächtig, indem er immer anstelle einer echten Wandlung die Geste, die große Gebärde setzt, die gewissermaßen dem Partner die existentielle Bewegung zuschieben will, um die er selbst herumkommt. Wo die Daseinsweise der Zwangsneurose frustrierend, starr und angsthaft aussagt: ich bin schuldig und ich büße es in ewiger Mühe ab, sagt die hysterische Daseinsweise: du bist schuldig, ihr alle, dazu auch das Schicksal, ja Gott selbst ist schuldig. Ihr bleibt es mir schuldig: alles, das Wesentliche, mich selbst. *Ihr bleibt mir mich schuldig*, ist eine Grundformel seiner Daseinsweise, mir, der ich sonst ein Menschsein über euch alle hinaus, ein herrlicheres und größeres, ein göttliches Menschsein darstellen würde, das keiner Reifung in Grundbedingungen bedürfte.

Damit klagt der Hysteriker die Liebe, besser das ewige Versagen der Liebe an; versagt hat aber in der Frühzeit nicht die Liebe als Geborgenheit schenkende Macht, sondern als die hohe Leistung der Integration der Gegensätze des Männlichen und des Weiblichen. Mann und Frau, Vater und Mutter haben sich nicht in der einzigartigen Reifungsgemeinschaft, nicht in jener Repräsentanz

aller Ordnungen in der Welt, nicht in der Innigkeit der Selbstgeeinigt, die ihm, dem Kind, die Wesensmitte befruchtet hätte. Die Mitte, aus der allein es ein Reifender und wirklich Antwortender hätte werden können. Die großen Weltmächte Vater und Mutter haben dem Kind vielmehr geschmeichelt, es umworben, es zum Zeugen und Mitgenießer, ja Nutznießer jener hartnäckigen Frustration gemacht, die sie einander antaten, — sei es in unterschwelliger, schweigsam verbissener Negation des einen Teils durch den anderen, sei es in dramatischer Gigantomachie. Die Geschlechtsrollen mögen dabei wie immer verteilt gewesen sein. So kann etwa der Knabe als verwöhntes „Liebesobjekt“ der Mutter aus kampf- und verdienstloser Günstlingsrolle heraus das vergebliche Werben und Knien des Vaters genießerisch (aber im Grunde doch tief beunruhigt) miterleben; er wird im späteren Leben vor der Aufgabe der Reifung der Geschlechter aneinander versagen; er wird sich als den Götterliebbling erleben, dem der mühelose Sieg an der Stirn geschrieben steht — und wird dabei elend verarmen. Während ihm scheinbar alles zufällt, wird er verwundert feststellen, daß er dabei in seinen eigentlichsten Möglichkeiten steril bleibt.

Dies nur eine der zahlreichen Variationen, die auf dem Boden der hysterischen Grundstruktur gegeben sind, und denen allen das eine gemeinsam ist, daß der Mensch sich über den Reifungsanspruch der lebendigen Wirklichkeit seines Menschseins und damit letztlich über die ewigen Grundbedingungen der Existenz hinwegsetzt, als verfüge er über ein metaphysisches Privileg und genieße geheimnisvolle Sondervollmachten.

Befragen wir die hysterische Daseinsweise auf ihre eigentliche Aussage, so macht sich in ihr etwas geltend von der *Wahrheit* der menschlichen Gottähnlichkeit: ist der Mensch nicht in der Tat ein Wesen unendlicher Möglichkeiten? Können nicht frühe Mythen immer wieder von einem erhabenen Bild des Menschen als einem Freund und Bruder der Götter, einer magischen macht-

vollen, vom Tode nicht berührten, der Natur gebietenden Gestalt — bevor dann jener „Sturz“, „Fall“, „Verrat“ eintrat, der ihn in die bittere Existenz, in die ehernen Gesetze seines In-der-Welt-seins hineinwarf?

Die Hysterie spielt etwas aus von einer solchen vorzeitlichen, vortodlichen menschlichen Allmacht, von einem uneingeschränkten Dasein jenseits von Zeit und Schuld. Ist es nicht, als bleibe das Tremendum der Existenz, vor dem der Depressive sich blind zusammenkrümmt, gegen das der Zwangsneurotiker sich im hämmernden Schuldgefühl sichert und verschanzt, für den Hysteriker ein Ärgernis, über das er sich im großen Rollenspiel hinwegsetzt? Der Hysteriker läßt sich in seinem Seinsgefühl nicht treffen, nicht mahnen von der menschlichen Ohnmacht, er setzt sich hinweg über die Grenzen, die dem Menschen zu seiner Selbstwerdung gesetzt sind — er übersieht fühllos den Abstand der Dimensionen zwischen Gott und Mensch, er stellt sich seinem bewußten oder unbewußten Anspruch nach auf dieselbe Ebene mit den Göttern. Das trifft auch dann zu, wenn er sich als den großen Leidenden erlebt:

„Ich unglücksel'ger Atlas!  
Eine Welt, die ganze Welt der Schmerzen muß ich tragen.“  
(H. Heine)

Ohne die Mühe innerer Erfahrung zu kennen, bemächtigt der Hysteriker sich der Resultate fremder Reifung — etwa im religiösen Bereich — um sich damit zu steigern und zu schmücken und die Bewunderung zu erzielen, um die er buhlt. Die Zumutung der Grundbedingungen an den Menschen nicht annehmend, wird er freilich selber zur „Zumutung“ an seinen menschlichen Partner, nach dem er desto heftiger greift, je schmerzlicher er spürt, daß dieser sich ihm entzieht — wobei der Partner sich ja desto mehr entziehen wird, je heftiger der hysterische Zugriff andringt. Die Wahrheit, die die Hysterie aussagt, ist die vom *Reichtum der menschlichen Möglichkeiten*, vom Glanz des Menschen, von der

Größe seines Ursprungs und seiner Bestimmung. Aber sie sagt sie aus, wie jede Neurose ihre Wahrheit aussagt: unwidersprochen, verabsolutiert, herausgelöst aus dem dialogischen Wahrheitsgespräch der menschlichen Existenz und damit sich selbst ad absurdum führend. Der kleinlichen Selbstgenügsamkeit der Jedermannswelt gegenüber, gegenüber ihrem nivellierenden Trend zur Unauffälligkeit, zum feigen Verschwinden im Herdendasein weist die Hysterie ihrem Wesen nach auf das vergessene Phänomen urtümlicher menschlicher Größe. Als menschliche Hybris ist sie der prometheische Griff nach dem Feuer einer leuchtenderen Wirklichkeit. Aber sie greift nach dem Feuer paradoxerweise eben gerade in der luziferischen Gestalt der Daseinslüge, in die der hysterische Mensch ja oft genug auch seinen Leib und seine leiblichen Organe mit einzubeziehen vermag, — gleichsam in einem Rest von Allmacht der Seele über der Natur.\*

In der Begegnung mit dem hysterischen Patienten wird der Therapeut seinen Sinn für die eigentliche, die ontische Wahrheit der Hysterie aufschließen. Auch hier wird er in der Präsenz seiner eigenen Geschichte, in diesem dem Psychotherapeuten eigenen Simultanhaben der Werdens- und Reifungsmomente seines Weges wissen um diese *Rebellion gegen die menschliche Ohnmacht*, um diesen hybrid-trotzigen Anspruch auf den so weit strahlenderen Himmelsglanz, den doch das Dasein haben müßte. O daß alle Echtheit mit soviel Mühseligkeit erkauf werden muß, aller Aufschwung mit Drangsal bezahlt, daß der Mensch nicht ungestraft mit Göttern tafeln darf!

Wieder hat der Therapeut die Ansatzstelle der hysterischen Möglichkeit als einer urmenschlichen in seinem eigenen Menschsein zu öffnen und ihren „Rechtsanspruch“ voll zu vernehmen. Stellt

\* Vgl. zur Ontologie des Leib-Seele-Problems auch H. Conrad-Martius, *Bios und Psyche*, Claassen und Goverts, Hamburg 1949, 2. Vortragsfolge I.

sich nicht dieser in großartiger Ausprägung selbst im Mythos schon dar? Schäumt nicht Ishtar in hemmungsloser Raserei, als Gilgamesch sich ihrem Liebeswunsch entzieht?

Doch gewährst du, Vater, die Bitte mir nicht,  
Dann zerbrech ich selbst der Unterwelt Riegel,  
Dann zerschlag ich selbst der Unterwelt Türen.  
Dann führ ich hinauf die Toten,  
Daß sie die Lebenden essen,  
Daß nur Tote noch sind und die Lebenden schwinden“.\*

Und spottet nicht Demeter jeder Fügung in das kosmische Geschehen, als ihr, der jugendlichen Mutter, durch Hades auf der nysäischen Flur die Tochter geraubt wird? Euripides besingt ihr unbändiges, ihr wahrhaft bemächtigendes Toben:

„Da zertrümmert ihr Zorn der idäischen Nymphen eisbedeckte Warten und verwüstet die schneeigen Wälder der Felsengebirge; den Menschen sendet sie keine Frucht mehr empor aus den Furchen der verdorrten Gefilde und gewährt ihnen nicht den Segen der Kinder. Nirgends wächst lieblicher Ranken schönlaubiger Zweig für die Herden. Scharen der Menschen sinken ins Grab. Kein Opfer brennt für die Götter. Sie hemmt des tauigen Bergquells silbernen Flutensturz im unvergeßlichen Leid ob der Tochter“.\*\*

Und dies Demeter, deren Gestalt sich später mehr und mehr zu der einer wahren Wohltäterin des Menschengeschlechts ausformt!

Freilich werden wir nur cum grano salis den Mythos zum Verständnis unseres hysterischen Patienten beiziehen, aber wir sehen doch die urmenschliche Möglichkeit des hysterischen Rasens ge-

\* Zitiert nach F. Jordan, In den Tagen des Tammuz, Piper, München 1950.

\*\* Euripides, Helena.

gen die Grundbedingungen, denen das mythische Denken ja auch die Götter unterwirft, in solchen Berichten aufscheinen.

Wie stehen wir dem hysterischen Patienten gegenüber? Welcher Raum unserer Innerlichkeit konstellierte sich, dem Anruf dieser Neurose anwortend? Welche Art „Übung im Menschsein“ ist hier die entscheidende für ihn und für uns? Wieder kommt es darauf an, daß der Patient die Wahrheit der hysterischen Grundaussage zunächst einmal in ihrer Eigentlichkeit und ganzen Tiefe „realisiert“. Es ist die Rebellion gegen die Tatsache, daß Menschsein nur in Gegensätzen gegeben ist, von denen doch jeder Pol des anderen Poles zu seiner Verwirklichung bedarf und ihn dennoch nie erreicht. Somit ist die Arbeit unendlicher Integration mit dem Menschsein gesetzt. Exemplarisch drückt sich dieser Grundbestand in der Zweiheit der Geschlechter aus; es gibt das Menschsein gar nicht als solches, sondern nur das Mann- oder Frausein. Wo immer der Mensch steht, steht er in der Bedingung von Ordnungen, die willkürlich zu überspringen oder zu verletzen zum Unheil und zuletzt zur Vernichtung des Lebens führt. Der Mann wird wirklich Mann und wirklich Mensch, indem er der Frau begegnet, indem er das Weibliche in der Welt und sich selbst schöpferisch integriert; die Frau wird ganz Frau und wirklich Mensch, indem sie dem Mann begegnet und das Wesen des Männlichen in der Welt und in sich selbst lebendig fruchtbar werden läßt. Die Grundbedingung des Geschlechts ist exemplarisch für unsere Existenz als je und immer im Gegensatz, im Partiellen des jeweiligen Verwirklichungsmoments befindliche. Der Künstler, dem die Idee des Werkes aufscheint, tritt das lange Ringen der Verwirklichung an. Das Kind ist in vielen Stationen unterwegs auf der Reise zum Erwachsenwerden, der Erwachsene ist in vielen Stationen unterwegs auf der Reise zur reifen Höhe und von dort zum reifen Abschied.

Die Hysterie ist die Rebellion gegen die menschliche Mühe der Verwirklichung und der Einordnung in die dem Menschen ge-

setzten Notwendigkeiten. Auch der Hysteriker hadert gegen den *Zeitcharakter* des Menschseins, aber nicht wie der Depressive im Sinne der Todverfallenheit, sondern im Sinne der Anstrengung, des Schreitens, der Leistung, der Mühe, die das Zeitlichsein des Menschen bedeutet. Der Hysteriker „will“ Totalität ohne die Arbeit der Integration, will Allmacht, will Ganzheit, will Sieg ohne Kampf, will im Sprung sofort und alles. Und darin eben spüren wir auch wieder das „Recht“ dieses urtümlichen Aufbegehrens: Menschsein müßte nicht In-der-Welt-sein, es müßte Im-Paradies-sein bedeuten!

Wieder muß ein Descensus stattfinden, ein vergegenwärtigender Abstieg in die Vergangenheit und Tiefe der Werdensgeschichte des Patienten. Eine Auseinandersetzung vollzieht sich mit den Elternimages, die die Grundbedingung des Geschlechts, die liebende Durchdringung der Gegensätze nicht erfüllen konnten. Und wieder geht es nun um die entscheidende Krise, um den entscheidenden Neuansatz. Wo der Patient einst — man möchte sagen, in ein „falsches Transzendieren“ geriet, in ein Grenzüberschreiten ohne Paß, in das Usurpieren der Krone ohne den Stufenweg des Dienens, in die Bemächtigungshaltung jeder Aufgabe, jedem Schicksal, jedem Menschen gegenüber, — da soll es jetzt zum Ansatz des echten Transzendierens und das heißt in diesem Fall zur Annahme der Ordnungen und Notwendigkeiten der Reifung kommen.

Wir fragen nochmals nach der inneren Zuwendung, der meditativen Gestimmtheit des Therapeuten dem hysterischen Patienten gegenüber, bei dem sich ja eben jetzt, eben hier in der therapeutischen Situation, seine spezifische Gefahr geltend machen wird: nämlich die, schon allmächtig, allwissend zum voraus zu sein, mit der Kunstfertigkeit der Anpassung vauseilend schon ein unechtes Ja zu sagen — oder aber in die Depression auszuweichen.

Als Friedrich der Große Johann Sebastian Bach bei seinem Besuch in Potsdam ein Thema stellte, aus dem dieser eine Fuge

entwickeln sollte, schuf Bach aus diesen wenigen, chromatischen, leise wie Regentropfen durch einen leeren Raum fallenden Tönen ein Meisterwerk, das „Musikalische Opfer“, das im Reichtum seiner Verwandlungen, in der Vielfalt seiner Durchführungen, in der musikalischen Inspiration seiner Erfindung, die sich doch immer streng an das Gesetz des „Thema Regium“ hält, uns heute fast wie ein Wunder vorkommt. Es ist etwas wie die hohe Ordnung des Sternenraumes, das uns in dieser Tonsprache berührt — das Einfache in wunderbarer, in unendlicher Differenzierung.

Man möchte sagen, es wäre gut, wenn etwas vom Geist eines solchen Werkes — wir hätten genauso gut das Mandala eines tibetanischen Mönchs oder Luthers Bibelübersetzung heranziehen können — die Innerlichkeit des Therapeuten stimmte, der sich der Hysterie gegenüberstellt.

Dem hysterischen Menschen begegnet der Therapeut nicht so sehr als „Mutter“, wie er dem Depressiven, nicht so sehr als „Vater“, wie er dem Zwangsneurotiker begegnet, sondern im *Ausgleich der Polaritäten*, man möchte sagen als Freund und Fremder, wie er auch dem Schizoiden begegnet.

„Du beweisest, daß Menschsein ein enger Kerker ist, in den unser adliges Wesen sich nicht fügen mag. Du drückst durch deine Seinsweise aus, daß Geschlecht und Tod, Zeit und Schuld, das Schicksal und das Böse in der Welt Beleidigungen des Menschen sind, der ein unvergängliches Wesen hat. Deshalb nimmst du sie nicht als Ansprache an dich an. Aber in all dem bist du elend. Der Mensch hat ein unvergängliches Wesen, aber nur dadurch, daß er sich zu seiner Sterblichkeit bekennt, statt Unsterblichkeit zu usurpieren.“

So nicht Worte des Therapeuten, aber die innere Haltung seines Verstehens und seiner Präsenz dem hysterischen Patienten gegenüber. Die Treue und das Durchhalten in der „Schwere“, die nicht einfach in „Leichte“ umzutauschen ist, die ganze Unausweichlichkeit der menschlichen Situation in der Zeit, ihre Unwiderrufflich-

keit und Verantwortlichkeit stehen hinter der Behandlungsarbeit. Der Therapeut wird dem Depressiven innerlich alles zubringen, was Mut, Freude, Spiel des Lebens ist — dem Hysteriker wird er innerlich den Ernst zubringen, ohne den es kein echtes Werden gibt.

Auch hier geht der Wandlungsvorgang im Kräftespiel von Übertragung und „Gegenübertragung“ durch die Person des Therapeuten hindurch. Der Therapeut weiß, daß dem Hysteriker alles daran liegt, ihn, den Therapeuten, zum Bewunderer seiner Ausnahmeexistenz zu gewinnen, weiß, daß er ihm so wenig treu, so wenig kontinuierlich standhalten kann wie dem Leben, daß er ihn unbewußt „verrät“, schon wenn er aus der Türe geht, daß vielleicht sogar in den Träumen, die er träumt, in den Bildern, die er malt, der bemächtigende Zugriff steckt. Er weiß, daß alles im Hysteriker auf diesen „Sieg“ über ihn, den Therapeuten, aus ist, den er gleicherweise durch die Vergötterung wie durch die niederschmetternde Verurteilung des Therapeuten zu erringen vermag. Und er weiß ebenso, daß dies doch nicht „alles“ ist — daß etwas ganz in der Tiefe der hysterischen Persönlichkeit den fruchtbaren, ernstesten Partner *sucht*, an dem diese „Übung im Menschsein“ sich entwickeln könnte, vor der er sich bisher bewahrt hat.

### *Urbemerkung*

Keine Heilung einer Neurose geht vor sich ohne bewußte Anstrengung, ohne geistige Bemühung des ganzen Menschen. Keine Heilung erfolgt durch das Walten des Unbewußten allein, wenn auch keine ohne dies Walten. Passiver und aktiver Strom, Empfangen und Gestalten, Bewußtsein und Unbewußtes müssen sich verbinden, da in beiden das verborgene Zentrum der Person sich auswirkt. Außer dem großen Freiwerden der Wachstums- und Reifungskräfte der Seele, das sich in den Träumen ausdrückt, erfordert jede Heilung Tat, Erkenntnisarbeit und Willen.\* Sie erfordert Entscheidung, Durchhaltekraft und schöpferische Anstrengung — kurz: inneres Handeln.\*\* Bei jedem Menschen sieht dies innere Handeln anders aus, bei jeder Neurosenstruktur lie-

\* Bekanntlich wird immer wieder die Frage gestellt, wie sich die Psychotherapie zum Willen verhält. Wir bekennen uns zu der Auffassung, daß Wille und Entscheidung in den Rahmen des gemeinsamen psychotherapeutischen Geschehens gehört. Da wir aber generell von der Neurose sagen müssen, daß sie zu einem lebendigen Wollen unfähig ist (auch und besonders die Zwangsneurose!), ist es ein Anliegen des Psychotherapeuten, das Wollen des Patienten überhaupt zu *ermöglichen*. Man könnte fast sagen, daß um dieses Thema (unausdrücklich) die gesamte Analyse des Unbewußten kreist, die eben durch das Einsichtigwerden der bisher verborgenen Möglichkeiten Zielsetzung für den Patienten erst sichtbar werden läßt. Der Begriff des Willens wird hier also anders verwendet als in der Bewußtseinspsychologie, nämlich als die Treue zu der in der kommunikativen Wesenoffenheit erfahrenen lebendigeren Wirklichkeit des Menschseins.

\*\* Der Begriff des inneren Handelns findet sich bei *K. Jaspers*, Philosophie, Springer, Berlin 1932, Bd. 2, S. 322 f. Inneres Handeln meint bei Jaspers ein Tun, in dem ich mir selbst als Ursprung meiner Freiheit bewußt werde. Jaspers lehnt mit Recht jede „Technik“ inneren Handelns ab,

gen seine Akzente auf anderen Notwendigkeiten. Jeder Mensch muß seine besonderen Aufgaben bestehen, seine individuelle Initiation durchlaufen. Die Karten und Pläne des inneren Handelns werden in der therapeutischen Arbeit entworfen; aber die Fahrten und Kämpfe, die Entdeckungen und Eroberungen vollzieht der Patient allein. Denn sein Leben lebt nur er, er selbst.

Verallgemeinernd läßt sich schwer über das innere Handeln sprechen. Wir nennen es eine „Übung im Menschsein“, eine Einübung in die Grundbedingungen der menschlichen Existenz, eine Einübung in Zeit und Tod, Geschlecht und Sterblichkeit, Geschichte und Schicksal, eine Einübung im Sich-selbst-überschreiten, bei der es zu einem Aufleuchten der Urerfahrungen des Seins kommen kann: Liebe und Weisheit. Etwas davon wird wohl in jeder Heilung zum Erlebnis, und das will viel sagen.

Der Weg des inneren Handelns, bei jedem Menschen verschieden, erfordert aber auch in sich wieder jene Verschmelzung des

---

sofern durch eine solche „nur ein Daseinsaggregat in ein anderes verwandelt werde“. Entscheidend ist, „ob ein inneres Handeln als Unbedingtheit glaubenden Selbstseins sich hervorbringt, das geprägt und prägend zugleich ist“. Was ich sein werde, dafür wird der Grund in jedem Augenblick durch mein Tun gelegt.“ (ib.) Als einen Wesenszug des Heilungsvorgangs entwickeln wir hier den Begriff des inneren Handelns weit konkreter als Jaspers es tut (bei dem inneres Handeln nahezu mit philosophischer Existenz zusammenfällt), wenn wir im Folgenden Schritte inneren Handelns beschreiben. Wir beschreiben sie von seiten des Patienten aus, wobei aber nicht zu vergessen ist, daß auch der Heilende innerlich handelt; denn jede Heilung bedeutet auch für den Therapeuten eine Vertiefung seiner selbst in innerer Geschichtlichkeit. Würde aber mit dem inneren Handeln die Dimension des erwachenden Herzens sich nicht öffnen, so bliebe freilich jede Form von „Aktualanalyse“ (die ja wohl heute in allen Richtungen der Psychotherapie in steigendem Maß an Bedeutung gewinnt), ein solches Umsetzen eines „Daseinsaggregats“ in ein anderes. Denn auch die „Heilung“ kann letztendlich noch immer dem Dienst der kalten Ichsorge untergeordnet werden.

Aktiven und des Pathischen, die für den Behandlungsvorgang als solchen kennzeichnend ist, Entscheidung und Bereitschaft zum Ergriffenwerden vom Unbekannten, schöpferische Anstrengung aller Kräfte und Hingabe an das Umgreifende des Lebenssinnes. Hohe Konzentration, Aufmerksamkeit und introspektive Leistung sowie das Sich-überlassen in jener letzten Gelassenheit des Herzens, von der ein Meister Eckhart immer wieder spricht, verbinden sich in ihm. Das alles vollzieht sich im langwierigen und komplizierten Zusammenspiel zwischen der bewußten Einstellung des Patienten und der Person des Therapeuten in ihrer meditativen Geöffnetheit, den Bildern der Träume und der „Wahrheitsstimme“, dem verborgenen Reifungsgewissen im Patienten.

Was das innere Handeln nach seiner bewußten Seite anbetrifft, so bietet es sich dar als ein in der jeweiligen Lebenssituation, in der sich die neurotische Haltung zusammenballt, zu vollziehendes Loslassen von jahre- und jahrzehntelang geübten Reaktionen und als ein bewußtes Ergreifen einer neuen, konstruktiveren Haltung, wobei der Mensch sich der Angst aussetzt und Angst überwindet. Inneres Handeln hat also auf der Linie einzusetzen, wo bei dem betreffenden Menschen „mathematisch“ der größte Widerstand gegen Wandlung besteht, wo die tiefste Lebensangst, die starrste Abwehr gegen die Zumutung der Grundbedingungen herrscht, auf der Linie des Eigentlich- und Wachwerdens, der Öffnung des Herzens. Sind aber erste Schritte erfolgt, so erlebt der Mensch sehr häufig nicht die erwartete Lösung und Befriedigung, sondern das Gegenteil. Die „Welt“ erweist sich als so beschaffen, daß man eben doch nur mit der alten Haltung in ihr bestehen kann.

„Ich habe meinem Bräutigam die Führung überlassen — das Ergebnis war, daß wir überhaupt nicht auf den Berg gekommen sind.“ „Ich habe mich der Klasse gegenüber weitherzig gezeigt — mit dem Erfolg, daß der Rektor mir beinahe gekündigt hätte.“ „Ich habe die Einladung meines Chefs zum Abendessen angenommen — von jetzt an lächelt man über mich“. Die alten Drachen



der neurotischen Starrheit geben den kostbaren Schatz nicht so leicht her, im Gegenteil, sie richten sich mit gereiztem Murren zum Kampf auf. Der Pessimismus triumphiert, die Härte behält Recht, die Angst zwingt zu weiterem Rückzug. Es erweist sich, daß der Patient das eigentlich gemeinte innere Handeln schematisch und erfindungslos veräußerlichte. Er setzt der Welt und insbesondere der Menschenwelt noch immer seine meist unbewußten starren Forderungen und Erwartungen entgegen. „Ich habe gehandelt, ich habe ein Geschäft eröffnet, aber der nackte Geschäftsgeist, der brutale Umgangston, das niedrige Niveau — das kann ich nicht aushalten.“

Therapeut und Patient erleben nun gemeinsam, daß das innere Handeln kein Produkt einfacher rationaler Erkenntnis, kein geradlinig fortschreitendes und von sicherem Erfolg gekröntes Tun ist. Mit dem inneren Handeln bleibt man nicht auf der Ebene des errechenbaren Nützlichen, Richtigen und praktisch Guten — man tritt vielmehr zugleich in eine andere Dimension ein, in die der Verwandlung, der „Mysterien“, des Opfers und der Wiedergeburt, — die, von der es heißt „Das Lebendige will ich preisen, das nach Flammentod sich sehnt“ oder „So ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht ins Himmelreich gelangen“, oder „Wenn jemand nicht neu geboren wird, kann er das Reich Gottes nicht sehen“.

Bei jeder Heilungsentwicklung, die in die Tiefe geht, können wir es erleben, wie der Mensch, nachdem er eine Zeitlang nach den alten gutgemeinten Maßstäben gefochten hat, in jene Krise geführt wird, die diese neue, ganz andere Dimension aufleuchten läßt. Denn die Heilung ist nun einmal keine Reparatur, die den Menschen auf derselben Existenzstufe belassen würde, sondern der schwer zu fassende, schwer zu schildernde Reifungsweg, der das Selbst-, Du- und Weltbewußtsein eines Menschen grundsätzlich verändert, der den Menschen in die Auseinandersetzung mit seiner Existenz als solcher führt. Hinter jeder solchen in die Tiefe

dringenden Entwicklung stehen Mythos und Märchen, die die Urprobleme des Menschen in ihrer gewaltigen und in ihrer poetischen Sprache aussagen, und deren ewige Wahrheiten versteckter oder offener in den Träumen aufleuchten, steht die unermeßliche Fülle und das grenzenlose Nichts, stehen Einsamkeit, Leid, Not und Tod, — steht zuletzt das Kreuz des Gottessohnes. Jede solche Entwicklung, so könnte man auch sagen, bedeutet die Preisgabe einer „Religion“ und den Aufbruch einer neuen. Immer wieder geht es dabei um eine Durchlichtung des Menschseins selbst in der jeweiligen individuellen Situation des Patienten, dessen Schwierigkeiten besagen, daß er die „condition humaine“,\* die Bedingungen des In-der-Welt-seins und insbesondere des In-der-Menschenwelt-seins nicht zu integrieren bereit ist. Wie oft „weiß“ der Mensch schon einfach dem Wissen nach gar nichts darüber, ist auch in seinem Leben nie mit einer Weisheit gewiesen und betreut und Unterscheidung gelehrt worden. Es geht, sagten wir, um eine Durchlichtung des Menschseins selbst, wie sie von allen Religionen doch wohl am grandiosesten und kühnsten das Christentum ausstrahlt, — de potentia wenigstens, nicht in seinen vielen Mißverständnissen, wie sie uns nicht nur etwa in einem Nietzsche oder in der Theorie des dialektischen Materialismus, sondern auch in der Kirche selbst begegnen können. Wir können uns nicht wundern, wenn in der Thematik des inneren Handelns christliche Urwahrheiten ganz phänomenal auftauchen, nicht als Lehre und Dogma, sondern als Erleben des sich wandelnden Herzens, als letztes Fazit eines langen Ringens, Fazit, mit dem ein Mensch sich beugt vor etwas Offenbarem, vor etwas, das nun definitiv stärker ist als er selbst. Ob er dies philosophierend Gott nennt oder Transzendenz oder Sein oder Liebe oder Urgrund, das spielt dabei nur eine sekundäre Rolle.

Man könnte, die Aussage über diese Vorgänge anders ansetzend,

\* André Malraux.

auch sagen: der Mißtrauische und Blinde, der in jeder Neurose steckt, muß „lernen“, finden nämlich, durch eigene seelische Schritte entdecken, was Humor ist, Lachen, Licht, Heiterkeit. Nicht äußerlich anlernen muß er dies, sondern in seinem ganzen Sein in der Welt sich so wandeln, daß Versöhntheit in ihm aufstrahlen, Freude aufschwingen kann und die Welt in ihrer unendlichen Schwere und Schwärze sich lichtet. Das will bedeuten, daß formende, tragende, gestaltende Kräfte im Menschen freiwerden, die die unvereinbaren Gegensätze der Welt beantworten, Lichtstrahlen weben über den Abgrund der Tragik, der nicht weggeleugnet wird, sich vielmehr dunkler erschließt, aber nun auch die bestrahlten Lichtketten sichtbar werden läßt. Durch den Heilungsvorgang werden Kräfte frei, die sich befruchten lassen vom Offenbaren in Natur und Kunst, vom Schönen, vom Göttlichen, für das Augen und Sinne der Seele erst aufgehen. So wandelt sich auch die Beziehung des Menschen zu sich selbst, er wird einverstanden mit sich als diesem Einzelnen, Endlichen, Sterblichen, da er sich als gewollt und bejaht verstehen darf, als berufen von einer unbekanntem Gottheit — ganz unabhängig von einem Glauben kirchlicher Art, nur sich öffnend in ein geschichtlich sich vertiefendes Vertrauen.

Das innere Handeln bei dem allen besteht in den Schritten, mit denen der Mensch zum Leben kommt, in denen er die Gespinste von feinen und groben, von deutlichen und kaum wahrnehmbaren Sicherungen, die die Analyse des Unbewußten fortschreitend aufdeckt, bewußt zu durchbrechen versucht. Die Stütz- und Knotenpunkte dieser vielfach verzweigten Gespinste kann man eigentlich nur negativ beschreiben: als Mangel an Spontaneität, Mangel an Mut, Mangel an echtem Gefühl. Ist doch Gefühl nicht eine Funktion unter anderen seelischen Funktionen, nicht eine Anlage, die der eine mehr, der andere weniger mitbekommen hat, sondern ein fundamentales Offensein des Menschen, die Bereitschaft zur Zuwendung des Wesens zum Wesen, die Bereit-

schaft zur zarten und tiefen Bemühung um das Du, um den Sinn der Dinge, um das geheimnisvolle Anliegen des Menschseins.

Inneres Handeln setzt sich auseinander mit dem Sicherungsprinzip, möge es sich nun auswirken als schweres Minderwertigkeits- und Schuldgefühl, als Angst vor dem Leben und Angst vor dem Tod, als Trägheit, Kontaktscheu, Arbeitsunlust, — als ein Kindlichbleiben auf allen oder auf wesentlichen Lebensgebieten. Inneres Handeln setzt sich auseinander mit der Grundstimmung, untauglich zum Leben zu sein, nie an andere Menschen wirklich heranzukommen, den normalen Aufgaben des Berufes, des Kontaktes, der Liebe, der Ehe niemals gewachsen zu sein, Abgründe zwischen sich und den Menschen zu haben, „im Loch“ zu sitzen, gefangen, abgeschnitten von der Welt der anderen mit ihren Leiden und Freuden, ihrem Glück und ihren Leistungen zu sein. Dabei wird ja aber die Wirklichkeit der „anderen“ gar nicht eigentlich im Raum ihrer Individualitäten gesehen, sondern als Fläche summarischer Projektionen. Jeder Zusammenstoß mit ihnen vertieft die depressive Einsamkeit, versteift das Verkennen und Sich-verkannt-fühlen, schürt die dumpfe Aggression, Rachsucht, Neid und Haß, für deren Verdrängung (unter einer Oberfläche von schwächerer, moralischer gefärbter, braver Hilflosigkeit oder stumpfer Verstockung) immer mehr Energien verbraucht werden.

Inneres Handeln hat in den dreifachen Abgrund hinabzusteigen, der den Neurotiker umgibt, und von dem er sich in schlaflosen Nächten erdrückt fühlt: in den Abgrund der Ferne von den Menschen, von ihrem Tun und Erleiden, von den weiten Gefilden des „süßen Lebens“, wie die Antike es nannte; in den Abgrund der geschichtlichen Zeit, deren strenges Gericht mit dem Urteil der Sinnlosigkeit droht; in den Abgrund der Leere, der bösen Gottheit, des Nichts.

Die Heilung — so könnte man wohl sagen — vollzieht sich in den konzentrischen Kreisen einer *allmählichen meditativen Erhellung*, die von den Bildern und Urbildern der Träume und ihrer be-

deutsamen, doch erst zu übersetzenden Fremdsprache ausgeht, und vollzieht sich andererseits auf den Radien des *inneren Handelns*, der bewußten geduldigen Erziehungsarbeit an sich selbst. Beim Depressiven geht es letztlich um die Hingabe an den gefürchteten Todesaspekt der Existenz, durch die allein der Tod in das Leben, die Öde in den Reichtum sich wandelt; aber hic et nunc ist es vielleicht der Besuch eines Balles, der erstlich gewagt werden muß. Beim Zwanghaften geht es um die Hingabe an die grundsätzliche Unsicherheit, den Tao- und Meerescharakter des Seins; aber vielleicht muß er in diesem Augenblick auf den Prozeß mit dem Nachbarn verzichten. Beim Hysterischen um die Hingabe an das Heilige der Ordnungen der Gemeinschaft; aber vielleicht hat er zunächst in der Werkstatt des Schneiders zu warten, bis dieser sein Werk vollendet. Beim Schizoiden ist es das Erwachen zur Tiefe des Menschseins und des Du — aber vielleicht hält er einmal seinen Wagen auf der Landstraße an, um einen müden Fußgänger mitzunehmen.

Der Widerstand gegen das innere Handeln, gegen die Einübung ins Menschsein tritt uns in einem Heer von subjektiven „ich-kann-nicht“-Erlebnissen entgegen, die mehr oder weniger starr, mehr oder weniger tiefgreifend verwurzelt sind. Ich kann nicht fühlen — ich kann mich nicht entscheiden — ich kann nicht arbeiten — ich kann mich nicht konzentrieren — ich kann keine Meinung vertreten und nicht einmal eine haben. Ich kann nicht schlafen, nicht essen, nicht sexuell erleben. Ich kann nicht jung sein — ich kann nicht altern. Ich kann nicht spielen, nicht improvisieren, nicht phantasieren; ich kann nicht nachgeben, keine Schuld eingestehen und nicht verzeihen. Ich kann nicht nein sagen, keine Grenze setzen und mich nicht behaupten. Ich kann es nicht aushalten, wenn ein anderer recht hat, ich kann keine Niederlage hinnehmen, ich kann keine Autorität über mir dulden. Ich kann nicht den Mund auf tun, ohne aggressiv zu werden, ich kann nie aggressiv sein, wo ich es sein sollte. Oder: ich kann alles, aber es ist alles —

nichts! Und das bedeutet: ich kann nicht wirklich Mensch sein. Hinter allen diesen „ich-kann-nicht“-Erlebnissen steht: ich kann mich nicht wandeln, ich kann — und vielleicht auch ich will — mich nicht wandeln lassen. Hinter jedem „ich kann nicht“ steht eine lange Gewordenheit, die viele Stationen durchlaufen hat und meistens in die Frühe der ersten Weltbegegnung zurückweist. Frühe Weltempfindungen haben sich zu Eindrücken verhärtet und sind weiterhin zu Schranken gegenüber dem Lebendigen geworden. Infolge der Geschichtlichkeit jeden Wesens sind Modelle der Selbstausslegung aus ihnen entstanden, die von der neurotischen Erfahrung immer neu bestätigt werden. Und im fernen Hintergrund steht das Grauen des Todes, das Grauen der Schuld, das Grauen des Liebesverlustes, das letztlich das ganze Gespinnst der Sicherungen und Symptome in sich festhält.

#### *Inneres Handeln als Selbsterkenntnis*

Das innere Handeln erfordert Wahrheitswillen und Aufrichtigkeit. Es setzt einen Weg durch eine größere oder kleinere Anzahl von schwereren oder leichteren Krisen. Es setzt eine enge, personale Zusammenarbeit zwischen Patient und Therapeut. Der unfruchtbare Leidensdruck der Neurose, besser der Druck des unfruchtbaren Leidens der Neurose, muß groß genug geworden sein, um den Menschen bereit zu machen, fruchtbares Leid dafür einzutauschen. Die Bereitschaft zur Selbsterkenntnis macht den Anfang des Weges aus. Das ständige Ausweichen, Von-sich-weglaufen, das Fliehen aus der beginnenden Krise in die gewohnten Alltagströstungen muß von beiden Partnern der Therapie durchschaut werden. Ohne ein *Standhalten* unter den aufbrechenden Strahlen der Wahrheit kann keine Entwicklung zustandekommen. Es sind die großen Bereiche eines In-der-Welt-seins, mit denen der Mensch sich in der Arbeit der Selbsterkenntnis auseinander-

setzt, was im Laufe der Behandlung nicht etwa in einem bestimmten zeitlichen Nacheinander geschieht, sondern sich aus der Dringlichkeit der vorhandenen Störungen ergibt. Dabei erweist sich immer, daß innige Zusammenhänge zwischen diesen „Feldern“ bestehen: ist es doch seine spezifische bemächtigend-vermeidende Grundhaltung, die der Mensch auf diesen Feldern lebt, entweder gleichbleibend oder das eine Feld mit dem anderen kompensierend.

Da ist zunächst die natürliche Geschöpflichkeit des Menschen, sein Sein als Triebwesen, der Mensch in seinem leiblichen Sein. Die Mannigfaltigkeit der neurotischen Störungen, die hier ihren Ausdruck finden, kann nicht aufgezählt werden. Sie bieten sich dar als Eß- und Verdauungsstörungen, als Schlafstörungen, als „psychogene“ Organerkrankungen, Süchte, und vor allem als das große Gebiet der Störungen sexueller Natur.

Nehmen wir an, ein Patient sucht aufgrund einer sexuellen Störung eine psychotherapeutische Behandlung auf. Zunächst weiß er ja in der bisher vorhandenen Selbsterkenntnis um seinen Zustand; oft hat er auch auf Grund von Lektüre einschlägiger Fachliteratur sich schon ein Bild über mögliche Zusammenhänge seines Symptoms mit seinen Früherlebnissen gemacht. Die Analyse geht nun in die Tiefe; die unbewußt gebliebenen Entwicklungsmomente treten mehr und mehr ins Licht. Die Selbsterkenntnis vervollständigt sich, vielleicht bis zu einer lückenlosen Übersicht über die biographisch-genetische Vorgeschichte der neurotischen Gegebenheit.

Jetzt aber setzt erst das ein, was wir unter *Selbsterkenntnis als inneres Handeln* verstehen. Wir könnten an das tiefsinnige Wort von *Kierkegaard* denken (das freilich in einem anderen Sinne gemeint ist): „Der Mensch ist ein Verhältnis, das sich zu sich selbst verhält“. Jetzt erst beginnt ja das therapeutisch Entscheidende: der Mensch sieht sich schon immer als Verhältnis von Geist und Trieb oder Willen und Affekt oder wie man es benennen mag, —

aber nun erst geht es darum, sich zu sich als zu diesem Verhältnis „zu verhalten“. Mit anderen Worten: der Patient, der „vergessen“ hatte, seinsmäßig vergessen hatte, daß er seiner Möglichkeit nach Existenz ist, und das heißt, bezogen auf ein Du, daß er seiner Möglichkeit nach Freiheit, Verantwortung und Liebe ist, der ganze Zonen seines Menschseins in den Automatismus von biologischem Ablauf und Gefälle hatte einrasten lassen, erwacht zu sich selbst. *Selbsterkenntnis als inneres Handeln ist ein Wachwerden zu seinen tieferen Möglichkeiten*. Das bedeutet nun allerdings noch lange nicht, daß der Mensch diese „abgespaltenen“ Gebiete, in denen er der Kausalität zuviel Raum ließ und auf Freiheit weitgehend verzichtete, nun alsbald auch schon integrieren, von seiner Mitte her durchstrahlen, in die Einheit seines Wesens lebendig einbeziehen könnte. Dazu bedarf es wieder einer langen Wachstumszeit und eines geduldigen Erlebens des Du. Aber es dämmert dem Patienten doch schon auf, welch ein zentrales, das ganze Wesen wunderbar verwandelndes und erschließendes Erleben mit der erotischen und sexuellen Wesenskraft des Menschen, die er bisher für eine mehr oder weniger kausal bedingte Funktion erachtete, gemeint ist.

Ein weiteres Feld, zu dem die Selbsterkenntnis als inneres Handeln Stellung zu nehmen hat, ist das Feld der Geltung, der Rolle und der Behauptung in der Sozietät. Das kollektive Feld der zwischenmenschlichen Beziehungen ist von der Ich-Sorge jedes einzelnen vergiftet. Man selbst stellt ja nur einen kleinen Ausschnitt dieses Feldes dar. Man ist ein Jedermann wie jedermann. Wo käme man denn hin, wenn man nicht hart, herrschsüchtig, hochmütig, diplomatisch auf seinen Vorteil bedacht, zur Lüge entschlossen wäre? Wenn man nicht klug die ungeheure Mächtigkeit der Jedermannswelt anerkennen, sie benutzen und womöglich auf ihr spielen wollte? Oder aber das Gegenteil: siehst du denn nicht, wie ich mich aufopfere und verzichte, wie bescheiden fügsam, gehorsam, tugendhaft, ja martyrerhaft ich immerfort bin? Was kann

ich denn dafür, daß es hin und wieder aus mir herauschießt wie ein Feuerstrahl von Gift und Galle, wobei ich doch die reine Taube bin, — oder daß ich krank werden mußte und die anderen nun freilich sehen können, wie sie mit dieser Tatsache fertig werden. Aber weil ich nicht so egoistisch bin wie die anderen, die Ellbogen nicht brauche, „Ideale habe“, stehe ich ja immer im Schatten, zähle nicht mit, gelte als Versager, als Träumer und Wolkengucker.

Auch hier hat in jedem einzelnen Fall der Mensch seine eigentliche Freiheit zu entdecken, und das heißt seine Haltung aus vertieftem Gewissenslicht zu durchleuchten. Nicht weil „das Leben“, weil „die anderen“ einen dazu zwingen, ist man hart, machtgerig, eitel, berechnend, — oder schwach, weich, Mauerblümchen des Lebens; sondern weil man in jedem Fall nicht sich selbst zu sein wagte, weil man vor dem Anruf des wahren Lebens zurückgewichen ist, weil man die Stimme des Reifungsgewissens zum Schweigen gebracht hat, um durch eine mehr oder weniger platte Moral oder durch eine mehr oder weniger platte Morillosigkeit sich gegen die eigentliche Antwort auf den Menschenbruder und das schöpferische Gestalten seiner Aufgabe in der Menschenwelt abzuschirmen. Denn dies hätte den schwereren Weg bedeutet, den des schöpferischen Wagnisses und der eigenständigen Suche nach dem Daseinssinn.

Daß die fortschreitende Selbsterkenntnis sich in ständiger Konfrontierung mit den Aussagen des Unbewußten bewegen muß, braucht nicht nochmals betont zu werden. Die bewußtseinsmäßige Selbsterfassung langt ja bald an ihren Grenzen an; von da an gibt es ein weiteres Vordringen in die Bereiche, die eben gerade die dominanten Faktoren unserer Persönlichkeit enthalten, nur durch die Dechiffrierung des Unbewußten in der Traumarbeit und in der Interpretation der freien Einfälle. Daß diese Vorgänge häufig nicht in Form einer kühlen, rationalen Kenntnisnahme, wissenschaftlicher Forschung im Selbstexperiment vor sich gehen,

daß sie vielmehr mit tiefen Erschütterungen verbunden sein können, daß sie die verzweifelte Frage nach dem letzten Sinn aufwerfen, daß sie Gehäuse zersprengen und Therapeut und Patient dann beide gleichermaßen ratlos dastehen, — das wird im allgemeinen ungern verraten, da damit die menschliche, philosophische und religiöse Hilflosigkeit unserer Zeit und damit auch der Psychotherapie in ihr bloßgelegt wäre.

Nicht etwa, daß die Träume Orakelsprüche brächten. Wer sie so verstehen wollte, würde nur von neuem ausweichen. Sie *vertiefen nur den Raum der Entscheidung*. Der Weg der Selbsterkenntnis als inneres Handeln führt in den Raum der Entscheidung. Denn inneres Handeln ist so beschaffen, daß im Augenblick klar wird, daß dieser Augenblick für das künftige Sein entscheidend ist, und dies dennoch in Gelassenheit klar wird. Inneres Handeln geht zwar in hiesiger, konkreter, praktischer Situation und Konsequenz vor sich und ist doch ein Transzendieren. Denn so ist nun einmal der Mensch gebaut. Wo die Existenz sich auftut mit ihren letzten Horizonten ist er über sich hinaus gefragt und fragt er über sich hinaus — wie immer er das nun auch erfahren und interpretieren möge.

#### *Inneres Handeln als „Einräumung“*

Eine zweite Stufe des inneren Handelns, die sich durch einen existentiellen Schritt aus der Stufe der Selbsterkenntnis heraushebt, bezeichnen wir als die Stufe der „Einräumung“. Unter dem Druck des Leidens, unter dem Druck der hintangehaltenen Entwicklungen, der nicht mehr tragbaren, so oder so gelagerten Versäumnis räumt der Mensch widerwillig ein, daß er selbst in diesem ganzen langen Werden seines Lebens immer ein „antwortender“ war. *Er räumt ein, daß er verantwortlich, ja schuldig ist.* Er übernimmt sich als den an der ganzen neurotischen Fehlentwicklung Mitschuldigen. Auch wenn er nicht „antwortete“, wenn

er in langen Phasen verstummte, erstarrte, Mechanismus wurde, so war eben gerade dies seine Form des Antwortens. Das nun vor sich selber zuzugeben und die zahllosen, irreversiblen Verflechtungen durch Jahrzehnte hin zu überblicken, ist *Tat*. Tat ist es, den eisigen Schatten zu fassen, den man selbst ins blühende Leben geworfen hat. Dieser Schatten hat, ebenso wie der physikalische Schatten, mehrere Dichten: Das Primitive, Unentwickelte, Triebhafte, „Natürliche“, das Infantile, Chthonische bildet seinen weniger dunklen Anteil. Der scharfe, schwarze Schlagschatten aber besteht in der kalten Lieblosigkeit. Er besteht im „Töten“, im Abriß des sympathischen Lebensbandes von Geschöpf zu Geschöpf, im Mißtrauen, in der Blindheit, mit der man am Menschenbruder vorüberging.

Mutter, Vater, Bruder, Schwester und die anderen bedeutsamen Gestalten der Frühwelt und der ganzen Lebensgeschichte treten in ein anderes Licht. Die Haß-Liebe, der offene Haß, der verdeckte Haß, das erbitterte Rechten ihnen gegenüber — das alles wird brüchig, durchlöchert, verändert seine Vorzeichen. Tiefere Bewegungen aus dem Grunde brechen diese Krusten durch. Indem der Mensch sich als Antwortenden und damit auch als Schuldigen einräumt, gewinnt er auch irgendwie eine seltsame Würde. In dem allen ist er ja zuletzt und am meisten vor sich selbst und an sich selbst schuldig geworden, — hat, indem er sich immer wieder selbst sicherte, sich selbst wesentlich versäumt.

Man täusche sich nicht darüber, daß diese Vorgänge ungeheuer belastend sind. Schatten und Schuld können nicht mit ästhetischer und „existentialistischer“ Gleichmütigkeit in den Blick genommen werden; wenn das der Fall ist, treten sie eben nicht wirklich in den Blick, werden sie zwar analysiert aber nicht eigentlich realisiert. Der Begriff des Schattens könnte zu diesem leichten Gebrauch verführen, während der Begriff der Schuld das Fatale an sich hat, sofort moralische Vorstellungen auf den Plan zu rufen. Aber es geht nicht um Moralisches. Es geht um die Auseinander-

setzung mit den Grundbedingungen des Menschseins in ihrer ganzen Paradoxie. Es steht hier eine Dimension ein, die nur von den reifsten Religionen der Menschheit geöffnet wird, insbesondere von der christlichen Existenzaussage, von diesem uralten und ewig knospenden Baum der Erhellung. Was wir unter Einräumung verstehen, darf auf keinen Fall neue Verdrängung, neue Überdeckung und Verstellung der Abgründe, die sich aufgetan haben, bewirken, sondern einzig und allein eine letzte Produktivität des Herzens. Einräumung bedeutet, *seine Freiheit rückläufig zu übernehmen*.

Auf der Stufe inneren Handelns, die wir als Einräumung bezeichnen, anerkennt und übernimmt also der Mensch seine Freiheit, und zwar mit dem gleichzeitigen Blick in die unendliche Unfreiheit des Menschengeschlechtes. Mein Vater hat mich mißachtet, hat mich kalt und brutal behandelt, meine Mutter hat es an Bergung und Liebe fehlen lassen, war schwach, verlogen und oberflächlich. Ich als winziger Wurm, restlos von diesen Mächten, diesen bösen und falschen Göttern abhängig, konnte ja gar nicht anders als mich sichern, mich schützen, mich ihnen unterwerfen und anpassen, und somit wurde mein Bestes, meine eigentlichsten Möglichkeiten zertrampelt, wurden erstickt und froren ein. Und doch — waren diese Elterngötter nicht einstens ebenso hilflos in Ketten geworfen worden, wie sie es dann mit mir machten? Haben sie nicht von mir, dem Kinde, allem Anschein zum Trotz und in starrer Unbewußtheit doch vielleicht, verborgen, etwas ganz anderes ersehnt? War ich zugleich nicht irgendwie ihre Hoffnung, die sie freilich zerhieben und zerstörten? Hätte ich nicht hier und dort aus dem spontanen Grunde meines Kindseins ganz anders auf sie antworten, ihnen widerstehen, sie überraschen, sie vielleicht sogar wandeln können? Erwarteten sie es nicht? Sie wie alle vor ihnen waren ja im gleichen Sinne wie ich selber Opfer des Abfalls des Menschen in seine Verzerrungen, in Eigennutz und Selbstsucht, — Opfer des Verlustes an allem metaphysisch Strah-

lenden, der Verrennung in Kram, Besitz und „Tugenden“. Kein Held hat diese Kette, diesen Fluch, diese tragische Schuld durchbrochen, — aber ich war dieser Held auch nicht. Auch ich war nicht das Kind Dionysos, dessen Herz durch göttliche Rettung vor der Wut der Titanen geborgen wurde. Und inzwischen bin ich nun selber einer geworden, der seine Lebenspartner vergewaltigt, sie nicht zu ihrer Entfaltung kommen läßt, sie überfordert, indem er Unterwerfung oder Schutz oder beides zugleich von ihnen erwartet. In jedem Geschlecht dokumentiert sich die uralte Tragödie von neuem. Auch ich habe mich in Haß und Nichtigkeit hineinragen lassen, obwohl — und das ist die Einräumung — ich anders „gekonnt“ hätte. (Nicht real-kausal, aber *wesensmäßig!*) Das ist die Grenzsituation der Schuld mit ihrem Durchblick ins Nichts und in die Transzendenz. Unschuldige Schuld, die doch vom Ruf des Gewissens als Schuld angemahnt wird. Ureigentliche Ahnung des Menschen von seiner Bestimmung, von seiner Größe in aller Ohnmacht bricht in ihr auf. Der Mensch stellt sich dem Reifungsgewissen unter Preisgabe seiner bisherigen Selbstinterpretation und des sichernden Gehäuses.

### *Selbst-Annahme*

Die rückläufige Übernahme der Freiheit bedeutet, wie wir sahen, ein Sich-Stellen den Grundbedingungen: die „Wahrheit“ der Neurose sieht sich ad absurdum geführt vor sich selbst und von sich selbst. Jetzt wird sie als diabolisch erlebt, als Falle, in die man einst geriet, und die einen entsetzlichen Verlust an Möglichkeiten, an Zeit, an Kraft verursachte; über einem ganzen Lebenskontingent steht das Wort „unwiederbringlich versäumt — ohne Rückruf unausgewertet“. Und es kommt nun alles darauf an, aus einer Phase defaitistischen Trotzes, die sich hier oft geltend macht, den Übergang und Eingang zu finden in das neue Gelände inne-

ren Handelns, das wir unter dem Begriff der Selbst-Annahme beschreiben. Zwischen der zweiten und dieser dritten Stufe inneren Handelns liegt in der Regel die tiefste und eigentlich *wendende Krise* des Behandlungsverlaufs. Die Gefahr der Verzweiflung an der Möglichkeit der Heilung stellt sich ein und gleichzeitig auch die Versuchung, in das Jedermannsdasein mit seinen so bequemen und überzeugenden Selbsttäuschungen auszuweichen. Hatte die Neurose mit ihrer einseitigen Wahrheit auch immer recht gegenüber der chronischen Lüge der Jedermannswelt, so hatte sie doch unrecht gegenüber jener offenen, produktiven Haltung, in der lebendige Wahrheiten sich allseitig begegnen und in der inneren Geschichte des Herzens verarbeitet werden. Und es scheint jetzt zu schwer, den Weg zu diesem stillen Mut des echten Daseins zu finden, das lichte Bergung schafft in der bodenlosen Tiefe der Existenz.

Die Träume untermalen das schwierige Suchen des Übergangs oft mit Bildern des Schreckens. Zerstückelungsträume, Motive wie Leichenessen, explodierende Friedhöfe, in Flammen zusammenstürzende Mauern, Wahnsinnsausbrüche und ähnliches zeigen die bedrängende Not an. Das innere Handeln des Therapeuten, das ja auf allen Stufen dem inneren Handeln des Patienten begegnet, wird auch hier darin bestehen, in gesammelter Anwesenheit auf den Konflikt einzugehen, dem Patienten das Verstehen der Vorgänge aus einer möglichst differenzierten und reichen Fülle der Anschauung zu ermöglichen. Der Therapeut wird den Patienten an den Gewissensanruf erinnern, der in ihm aufgebrochen ist, er wird ihn an sich selbst, das Unzerstörbare, das unter der Neurose lebt, erinnern. Konnte doch das Kind Dionysos, das die Titanen zerstückelten und zerrissen, nicht getötet werden. Athene rettete das Herz dieses göttlichen Kindes und überbrachte es Zeus, der nun erst das Gotteskind von neuem schuf, dem nach uralter Sage einst die Weltherrschaft zubestimmt war. Unendliche Gefährdungen, so erzählt der Mythos, muß nun dieses neugeborene Kind

durchlaufen, bevor es in fernen tiefen Wäldern im feuchten Bergtal unter dem Schutz der Nymphen zu seiner vollen tod- und lebenspendenden Kraft, zur Kraft des Weinstocks, zur Kraft der Befruchtung, der Berausung und Verzückung heranwächst.

In langsamen Übergängen handelt es sich nun darum, daß der Mensch lernt, *sich selber anzunehmen*, sich anzunehmen mitsamt seinen Fehlern und Grenzen, seinen Schatten und allen seinen Ausfällen an Verwirklichung, *mitsamt seiner Vergangenheit und Zukunft*, — sich als dieses endliche, sterbliche, winzige und denkbar unvollkommene Wesen zu bejahen und zu lieben. Denn bei aller Ich-Sorge, Ich-Liebe, Ich-Bezogenheit hat er ja in diese seine eigenste Wirklichkeit, seine Namentlichkeit, seinen Kern, seine Endlichkeit, dies sein Gerufensein in Zeit und Raum niemals mit dem Herzen eingestimmt, hat es nie im tieferen Sinne geliebt und auch nicht verstanden. Im Raum der kommunikativen Zuwendung des Therapeuten, der für ihn der Freund und der Fremde in einer Person bleibt, wird ihm dies nun allmählich vollziehbar.

Der Therapeut intensiviert das, was als Reifung geschieht und worin sich vielleicht Lebensjahre zusammendrängen. Der Durchblick in die Transzendenz als Nichts — so könnte man die psychologische Wandlung vielleicht beschreiben — wird zum Schauen auf einen Tautropfen, in dem die Sonne sich spiegelt. Denn irgendwie ist der Patient nun in einem „Ankommen“. Das kann ihm durch einen Traum bewußt werden oder durch ein geringes Erlebnis. Vielleicht hört er nur in nächtlicher Frühe erwachend ein einsames Glockengeläut durch einen weiten Gebirgsraum im Schnee, das aus dem Dorf im Tal zu der Hütte heraufdringt. Und darin ist auf einmal „alles“.

Die Selbst-Annahme weitet sich zum Entdecken der Erde, zum Ergreifen der Chancen des Existierens jetzt und hier, zum Wurzelfassen im Boden. Wer sich selbst annimmt, kann auch *das Du annehmen*, er macht ihm nicht mehr den heimlichen Vorwurf, es müßte, wie er selbst, „de substantia“ anders sein; es dürfte keinen

Schatten haben, der Zeit nicht unterworfen sein (weil dahinter ja Verlust und Abschied drohen.) Er will es also nicht mehr herausreißen aus den Grundbedingungen seines (des Du) Seins. Wohl aber kann er es wandeln, da er sich selber angenommen hat.

Die Selbst-Annahme ist der Übergang zur Versöhnung mit der Welt, was nun absolut nicht mehr verwechselt werden kann mit der Flucht vor sich selbst. Er liebt seinen Stand auf der Erde; die Grundbedingungen ertragend wird er auch die Lust der Bedingungen entdecken und mit Freude das Lebenswerte, Schöne preisen. Er liebt auch seinen Leib, zürnt ihm nicht mehr, daß er kein Apollo, keine Venus ist; liebt seinen Geist, zürnt ihm nicht mehr, daß er kein Plato, kein Leonardo ist — denn seine Seele, so er sie liebt und leben läßt, schenkt ihm an Schätzen mehr als er bergen kann. Jedes Heute hat seinen Sonnenbogen und jede Nuß ihren Kern — auch wenn es Nebel gibt und hohle Nüsse. Das Gute, das Rechte, das Zuverlässige, das Wohlgeratene und Gutgewachsene wohnen ja auch auf der Erde! Das Dasein als Glück, als Geschenk, als „Be-gabung“ aus dem Grunde der Liebe nimmt ihn auf.

Nicht daß durch das innere Handeln als Selbst-Annahme eine solche „Umstimmung“ sich rasch wie in einem Akt vollzöge. Die Selbst-Annahme ist ein langer Weg und als Weg wieder Tor zu einem neuen langen Weg.

### *Umgestaltung des Lebens*

Von nun an entwickelt sich das innere Handeln mehr und mehr zu einer Umgestaltung des Lebens, einer Verwandlung und Erneuerung. Das große Wort Wiedergeburt wollen wir nicht dafür in Anspruch nehmen. Der Heilungsweg geht weiterhin durch Widerstände und Krisen, in denen die alten unproduktiven Haltungen wieder die Oberhand gewinnen und sich dagegen sträuben,



durch lebendigere und produktivere ersetzt zu werden. Nicht in großen revolutionären Schwüngen vollzieht sich die Umgestaltung, aber was geschieht, ist revolutionär genug. Das revolutionäre Prinzip lautet: *je mehr dir selber an Liebe versagt worden ist, desto mehr darfst du lieben*; je mehr dir selber an Freude zerstört worden ist, desto mehr darfst du an Freude schenken; je mehr du beraubt worden bist, desto mehr darfst du verschwenden, je mehr dir zerstört worden ist, desto mehr darfst du aufbauen. Wenn einmal diese Quelle des „sich selbst mehrenden Eros“, dies Zentrum der Selbst-Annahme, der Geist des Herzens in dir freigelegt und wachgeworden ist, dann will „es“ in dir einfach diese Umkehrung, dann will das Leben selber in dir diesen produktiven Strom der Heilung. So freilich nur das Prinzip, die Idee, die nun über dem inneren Handeln steht. Im Praktischen geht es über hundert Klippen, neue Verwirrungen, Rückfälle, öde Strecken der Stagnation, des Festhängens in der Umklammerung der neurotischen Ängste und Symptome. Jede neue Entdeckung muß mühsam durchgekämpft werden. Die alten Drachen drohen das göttliche Kind zu verschlingen, aber es wird dennoch täglich stärker und gibt seine Sendung nicht preis.

Wir dürfen es bei diesem Stadium der Behandlung häufig erleben, daß das Unbewußte dem inneren Handeln mit tragenden Bildern zu Hilfe kommt. Es leuchtet den Weg durch die Felsen nach voraus. Es schenkt dem Kämpfer die Vision der Einheit, der Versöhnung der Gegensätze, des Friedens und des mutigen Menschseins in seiner schöpferischen Kraft. Vielleicht schenkt es auch Märchentiefe, poetische Phantasie, vielleicht sendet es Träume, in denen der Föhnsturm des Gefühls alle Fesseln durchbricht, in denen der Träumer einmal weint, wie er seit Kinderzeiten nicht mehr geweint hat. Das alles heißt es dann in der dualen therapeutischen Situation fruchtbar zu machen für das innere Handeln, für die Umgestaltung des Lebens, in der wir nun stehen. Der numinose Hauch solcher Träume pflegt den Träumer aufs tiefste

zu erschüttern: sein ganzes Erleben geht über die rationale Faßbarkeit hinaus, die ganze innere Umgestaltung kann mit den Maßstäben des Nützlichen und Verständigen allein nicht gemessen werden; sie ist vielmehr immer wieder von einem Überwältigenden durchzittert, wie die Musik es haben kann, wie Epochen leidenschaftlichen Naturgefühls oder leidenschaftlichen religiösen Erwachens es kannten.

Es versteht sich, daß der Therapeut bei all diesen Phasen und Stufen inneren Handelns und Erlebens für den Patienten eine bedeutsame Rolle spielen muß, ist er doch der einzige Zeuge, Mitwirkender und Mitspieler in dem inneren Drama. Wenn man die Vorgänge der Übertragung und des Widerstandes beschreibt, sollte man nicht vergessen, daß eben eine ganz eigenartige Welt zwischen den beiden Partnern entsteht, in der nur sie beide sich auskennen und die sie verbindet, in der sie sich auf halbem Wort verstehen.

Aber umso schwerer, enttäuschender muß auch ein Fehler, eine Nachlässigkeit, ein Eigensinn des Therapeuten sich auswirken. Ist er doch für das Unbewußte seines Patienten Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Lehrer und Lehrerin, Geliebter und Geliebte in einer Person — mit wechselnder Akzentuierung in den wechselnden Behandlungsabschnitten. Auf ihn richtet sich die erwachende Aggression. Auf ihm sammeln sich die unbewußten Projektionen des Patienten, die positiven und die negativen. Und es gehört viel durchhaltende Energie und unerschütterliche therapeutische Freundschaft zum Partner dazu, um die Fäden immer wieder zu entwirren, um die Projektionen immer wieder aufzulösen und ein Stückchen Wahrheit und Wirklichkeit dafür einzutauschen.

Die Umgestaltung des Lebens, die auf dieser Stufe des inneren Handelns eingesetzt hat, steht unter zwei leitenden Ideen: *Selbstverwirklichung und Liebe*. Je mehr der Mensch seine Sicherungen preisgeben kann, desto mehr tritt er ein in die schöpferische Auszeugung seiner tiefsten Natur, seiner echten Anlagen, seiner

eigentlichsten Möglichkeiten. Er wird, der er ist. Sein Berufesein in der Welt, zu was auch immer, setzt sich durch gegen alle Hindernisse. Nicht ein festgelegtes, genormtes, quantitatives Berufesein ist gemeint: Ich muß Fabrikdirektor werden! Es geht nicht um ein hartes Trotzen, so wenig wie um ein kleingläubiges Ausweichen; es geht um ein Berufesein — in welchem Beruf auch immer —, das das Schicksal ehrfürchtig annimmt und sich dennoch, wie immer dies Schicksal den Raum bestimmen möge, in ihm erfüllt. Von der Liebe sprachen wir schon als von dem sich selbst mehrenden Eros, als von der Erlaubnis des Lebens: je mehr dir selber geraubt worden ist, desto mehr darfst du schenken. Denn nach der schweren Erfahrung der Neurose ist der heilgewordene Mensch von einer tiefen und nachhaltigen Dankbarkeit zum Sein erfüllt. Bei allem Sich-Durchsetzen, Kämpfen und Sich-Behaupten, das der Mensch in diesen Prozessen des inneren Handelns auch gelernt hat, steht doch hinter allem als stärkste, als durchdringende und durchdringendste Aussage etwas wie die Weisheit des Franziskanischen Sonnengesangs.

„Nicht um Geliebtwerden bitte ich, sondern um Liebendürfen,  
Nicht um Verstandenwerden, sondern um Verstehen,  
Nicht um Erhörtwerden, sondern um Hören . . .“

Selbstverwirklichung und Liebe können nicht von einander getrennt werden; denn die Selbstverwirklichung ist nicht einsame Harmonie mit sich selbst; sie ist nicht echt, wenn sie nicht auch für das Du den ermöglichenden Raum schafft, sich als Selbst zu verwirklichen.

Was hier von den Linien des inneren Handelns gezeigt werden konnte, ist so gefaßt worden, daß es für die verschiedenen Neurosenformen im allgemeinen gilt. Daß für die einzelnen Strukturen Unterschiede bestehen, braucht kaum betont zu werden, wie ja auch jede Individualität ihre Eigengesetzlichkeit hat.

*Theoretische Uorüberlegung*

Mit der Frage nach dem Traum, dem Wesen der Träume und des Träumens, der Bedeutung des Traumes für die psychotherapeutische Arbeit und für die Heilung des seelischen Leidens betreten wir die eigentliche Werkstatt des Psychotherapeuten und gleichzeitig einen Bereich, der zu den theoretisch und praktisch schwierigsten und umstrittensten gehört. Daß ohne eine sorgfältig fundierte Traumbewachtung und -interpretation eine sachgerechte psychotherapeutische Behandlung nicht vorstellbar ist, gehört seit S. Freud zu den unanfechtbaren Erkenntnissen des Seelenlebens.\* Die Feststellungen S. Freuds und seiner Schüler erfahren durch A. Adler und seine Schule und ebenso durch A. Maeder eine erhebliche Umwertung. (Prinzip der finalen gegenüber der genetisch-kausalen Deutung.) Eine fundamentale Ausweitung des Traumverständnisses vollzog sich mit C. G. Jung,\*\* der neben den wesentlich aus der Verdrängung wirksamen Kräften des persönlichen Unbewußten die Mächte des kollektiven Unbewußten in ihrer lebensträchtigen Ambivalenz einbezog. (Vergleiche hierzu im einzelnen die Lehre von den Archetypen). In neuerer Zeit entwickeln L. Binswanger und M. Boss eine Daseinsanalyse des Traumes, in der das Wesen des träumenden In-der-Welt-seins von seinen ursprunghaften Grundvollzügen her sichtbar gemacht wer-

\* S. Freud, Ges. Werke, Imago Publishing Co., Ltd., London, Bd. II, III, XI.

\*\* C. G. Jung, Symbole der Wandlung, Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten, Über psychische Energetik und das Wesen der Träume, Psychologie und Alchemie u. a. Werke, Rascher, Zürich.

den soll.\* Als Phänomen hat der Traum bekanntlich das menschliche Denken seit frühesten Zeiten beschäftigt. Es sei hier erinnert an die hohe Bedeutung, die die babylonisch-assyrischen, chaldäischen und ägyptischen Kulturen dem Phänomen beimaßen und an die bedeutende kultisch-religiöse und teils auch therapeutische Rolle, die für die griechisch-römische Antike der Traum spielte. Man denke an die Heiligtümer des Asklepios, in denen die Parousie des Gottes selbst im Traum der Kranken erwartet wurde.\*\* In der Bibel Alten und Neuen Testaments gilt der Traum häufig als eine unmittelbare Offenbarung Gottes und des göttlichen Willens.

„Traumdeutung“ wurde immer betrieben, — aber wir finden auch früh schon den charakteristischen Unterschied zwischen einem Traumverstehen, das eine horchende Erschließung, eine echte Intuition für die Weisungen und überrationalen Weisheiten des Lebens darstellt, und jener bemächtigenden Magie, die im Dienste der Angst, des menschlichen Sekuritätsanspruchs und des Machtbedürfnisses steht. Die telepathischen und okkulten Möglichkeiten des Traumes haben begreiflicherweise den Menschen von jeher aufs tiefste erregt. Das wundersame Wesen des Traumes fesselte Denker und Dichter. Ein Sokrates, Platon, Aristoteles, ein Leibniz (Theorie von den „petits perceptions“) Kant, Lichtenberg, Carus, Schopenhauer, Nietzsche haben ihm ihre Aufmerksamkeit zugewandt als einer der rätselhaftesten anthropologischen Erscheinungen, — so auch Hegel, der dem Traum im Bereich des Ansichseins des Geistes als Seele, seines Naturseins, eine bestimmte Stufe zuwies. Künstler und Dichter wie Goethe, der Kreis

\* L. Binswanger, Traum und Existenz, in Ausgewählte Vorträge und Aufsätze, Francke, Bern 1947.

\*\* M. Boss, Der Traum und seine Auslegung, Huber, Bern 1953.

\*\*\* C. A. Maier, Antike Inkubation und moderne Psychotherapie, Rascher, Zürich. K. Kerényi, Der göttliche Arzt, Gentner, Darmstadt 1956.

der Romantiker, insbesondere Novalis, ebenso Jean Paul, Grillparzer, Hebbel, Gottfried Keller — in neuerer Zeit Hofmannsthal, Friedrich Huch, Carossa, um nur die wenigsten Namen zu nennen, sie alle sahen im Traum eine Quelle poetischer Schau und einen Spiegel der unerfaßlichen Tiefendimensionen des menschlichen Wesens.\*

Hier ist nicht der Ort, einen Überblick über die Theorien des Traumes und der Traumauslegung zu geben.\*\* Wir haben uns an dieser Stelle zu beschränken auf das Problem der *therapeutischen* Einbeziehung des Traumes in die Behandlungsarbeit, und zwar in dem Sinne, wie sie uns auf Grund unserer Auffassung des Menschseins als wesentlich und fruchtbar erscheint. Daß Menschsein nicht in wissenschaftlichen Kategorien voll aufgeht, macht uns gerade der Traum immer wieder einsichtig. Es dürfte heute als die allgemeine Überzeugung der Traumforschung gelten, daß die Wissenschaft gerade dem Phänomen des Traumes gegenüber nur mit großer Zurückhaltung und Selbstkritik vorgehen darf, um nicht durch dem Objekt inadäquate Methoden und Kategorien sich das Wesen dieses Objektes entgleiten zu lassen. Mit großer Klarheit hat J. Meinert\*\*\* das Problem der adäquaten Erfassung des Seelischen und insbesondere des Symbols methodisch durchgearbeitet, indem er das Wesen des Symbols als die verschiedenen Ebenen der Existenz durchgreifend (und deshalb eine eigenartige kategoriale Erfassung erfordernd) aufwies. Dasselbe Traumsymbol kann zum Beispiel als Kastration, als zerstörter Geltungsanspruch oder als Entgött-

\* Vgl. die umfangreiche Traumsammlung von Ignaz Ježower: Das Buch der Träume, Rowohlt, Berlin 1928.

\*\* Ein solcher findet sich u. a. bei W. Siebenthal, Die Wissenschaft vom Traum, Springer 1953 und W. Kemper, Der Traum und seine Bedeutung, Rowohlt, Hamburg 1955.

\*\*\* J. Meinert, Psychotherapie als Wissenschaft, Klett, Stuttgart 1952.

lichung der Seele gelesen werden, — je nach der theoretischen Basis, von der der Betrachter ausgeht. Jeder, der therapeutisch mit dem Traum arbeitet, muß sich also über den anthropologischen Vorentwurf im klaren sein, den er macht. Blindheit über diesen würde nicht nur zu theoretischer Einseitigkeit, sondern in der therapeutischen Praxis u. U. zu bedenklicher Festlegung des Analysanden führen. Mit theoretischer Voreingenommenheit läßt sich in den Traum alles hineindeuten: er kann, wie die Geschichte beweist, so gut als sinnloses Abfallprodukt der vernünftigen Geistestätigkeit wie als Einbruch übernatürlicher Mächte und kosmischer oder „transzendenter“ Stimmen verstanden werden. Deshalb scheint uns eine ständig reifende meditative Selbstbefragung, verbunden mit einem „dichterischen“ Organ für die Aussagekraft der Dinge und mit schauender Ehrfurcht vor der unerschöpflichen Tiefe des Lebens, die entscheidende Voraussetzung für ein lebendiges Traumverständnis.

Der heutige Psychotherapeut hat die divergierenden (und im Grunde doch konvergierenden) Traumtheorien, die unser Jahrhundert hervorgebracht hat, aufs gründlichste zu kennen und zu respektieren; dennoch wird er jeweils in der Unmittelbarkeit dem Traumphänomen gegenüber das personale Wagnis ganz eigenständiger Begegnung mit dem Wesen des Traumes zu machen haben. Entscheidend ist immer — und das wird im allgemeinen zu wenig gesehen — das Menschsein dessen, der sich mit dem Traum eines anderen Menschen befaßt. Nicht nur über unseren anthropologischen Vorentwurf, sondern *über unser eigenes Menschsein* haben wir uns deshalb Rechenschaft zu geben, über die Bilder, die in unserer Seele wohnen, den „Geist“, der uns erfüllt, die Wachheit unseres Herzens, den esprit de coeur, um mit Pascal zu sprechen; denn durch den Traum gibt sich uns der Leidende über die Grenze seines bewußten Wissens hinaus in die Hand, und durch jede Traumbearbeitung, so „objektiv“ sie sein mag, wirkt unser eigenstes Wesen auf den Partner ein.

### *Der Traum als Erwecker aus dem Wesensschlaf*

Von den vielen Spielarten, in denen der Traum sich in das bewußte Leben des Menschen einflieht, auch von seiner diagnostischen und prognostischen Relevanz für den Therapeuten müssen wir hier absehen, um uns auf die therapeutisch wichtigste Funktion des Traumes zu beschränken. Den therapeutisch bedeutsamsten Wert des Traumes sehen wir in seiner Möglichkeit, den Menschen aus seinem „Wesensschlaf“ zu wecken. Der Traum nämlich hat die Fähigkeit, uns aus der Verschleierung unseres wahren Wesens aufzustören, uns an uns selbst zu erinnern, uns aus der Zerstreuung und Verlorenheit unseres Lebens wieder vor den Grund unserer Existenz zu tragen.

Mag der Traum auf der biologischen Ebene ein Hüter des Schlafes durch imaginäre Wunscherfüllung sein — der Freudschen Theorie zufolge seine Hauptfunktion — so springt auf der personalen oder existentiellen Ebene gesehen die umgekehrte Möglichkeit des Traumes ins Auge: durch nichts so sehr wie durch den Traum vermag der Mensch aus seinem „Schlaf“, seinem Mangel an Wachheit, an Engagiertheit, an innerer Aufmerksamkeit für die entscheidenden Aufgaben des Menschseins aufgerüttelt zu werden. Durch nichts so sehr wie durch den Traum vermag der Mensch wie mit einer inneren Stimme sich selber anzurufen. Im Traum kann das Reifungsgewissen, dieser zentrale, Vergangenheit und Zukunft durchgreifende „Sinn“ für den „Sinn“ unseres Menschseins sich zu Worte melden und uns aus der „Ruhe“ aufwecken, die wir im Verdecktsein unseres Grundes (vielleicht in jagender Geschäftigkeit), gefunden haben. Der gesunde Mensch bezieht diese numinose Wirkung seines Traumes spontan in sein Lebensganzes ein. Der neurotische Mensch aber verschließt sich dagegen, und das so sehr, daß es zu einem circulus vitiosus zwischen der neurotischen Erstarrung und der Stimme des Reifungsgewissens kommen kann. Dem Psychotherapeuten fällt dann, wie

wir noch sehen werden, die Vermittlung zwischen beiden Instanzen zu.

„Weißt du, was die äußerste Bitternis des Todes ist, König Agis?“

„Sag es mir.“

„Es ist die Verzweiflung darüber, nicht gelebt zu haben. Die Verzweiflung darüber, daß das eigene Leben nichts bedeutet, daß es — ob glücklich oder unglücklich — sinnlos gewesen ist.“

(Thornton Wilder, Die Alkestiade.)

Menschsein heißt, die Frage nach dem Sinn des Seins zu stellen und in eigener Reifung die Antwort auf diese Frage immer wieder neu zu „sein“ — also nicht zu geben, sondern zu „sein“. Aber der Mensch verliert sich aus den Augen, er verliert sich in die tausendfachen Beziehungen, Festlegungen, Zwecke und Leidenschaften des allgemeinen Machtkampfes. In seinen Träumen erinnert sich der Mensch an sich selbst, an die tiefste und eigentliche Sinnfrage des Seins. Darin liegt die bedeutsamste Funktion des Traumes.

Als ein einfaches Beispiel der existentiell wachrufenden Dynamik des Traumes sei der Traum einer wesentlich gesunden jungen Frau angeführt, einer 29jährigen unverheirateten Schriftstellerin, die ihre große Begabung in Abenteuern und Experimenten verzettelte.

*Traum vom stillen Kind.* „Ich bekomme ein Kind. Ich bin mit L. verheiratet. Man legt mich in ein großes Bett, eine Art Bauernbett, sehr mächtig. Ich spüre voraus, daß etwas Unerhörtes mit mir geschehen wird und habe Angst. Plötzlich aber erfaßt mich ein jäher Schreck: Das Kind ist ja ganz still. Ich rufe laut und weinend: Es bewegt sich ja gar nicht! es wird doch nicht tot sein?! Und in diesem Augenblick fällt mir mit quälender Reue ein, daß ich während der ganzen Zeit nie an das Kind gedacht habe, nie beobachtet habe, ob es sich bewegt. Und es müßte sich doch bewegen, ich las das in Büchern und las, daß dies die größte Freude

für die Frauen ist. Ich aber dachte nie überhaupt daran. Mit furchtbarer Deutlichkeit denke ich: was habe ich doch alles gemacht in dieser Zeit, alles habe ich gemacht, — nur daran, daß ich ein Kind bekomme, habe ich nie gedacht! Aber nach meinem Ausruf beugt die Mutter sich groß zu mir über das Bett und sagt tröstend: Aber mein kleines Mädchen, es braucht sich ja gar nicht zu bewegen, es kann ja auch ein ganz stilles Kind sein.“

Die Deutung ist einfach genug. Von allen Einzelheiten biographischer Art, auf die wir hier natürlich verzichten müssen, abgesehen, besagt der Traum, wie die Träumerin selbst ganz unmittelbar empfand, daß sie in der Gefahr stand, ihre wesentliche Bestimmung zu verfehlen, das in ihr als Auftrag angelegte Gut nicht lebendig auszuzeugen, d. h. ein totes Kind zu gebären. Sie war in Gefahr, die Chance zu versäumen, die das Leben in sie gelegt hatte, und vor deren Ernst, vor deren erziehender Formung und Sammlung sie erfolgreich in ihren derzeitigen Daseinsstil geflüchtet war. Aber noch ist es nicht zu spät. Die „große Mutter“, die sich über sie neigt und sie als „mein kleines Mädchen“ anspricht, läßt das Rettende durchschimmern: es kann ja auch ein „stilles“ Kind sein — das heißt, das was in dir gewachsen ist, obwohl du dich nicht darum gekümmert hast, wird dich in einen Raum der Stille führen, in dem du dich selbst sicher wiederfinden kannst.

Selbstverständlich zeigt diese weckende Dynamik sich nicht in jedem Traum, sondern nur an den Krisenpunkten der Lebensgeschichte, wo dieses „aletheuein“, dieses Zusichkommen aus einer Vergessenheit (zur Hingabe an die lebendige Wahrheit) eine Frage um Sein oder Nichtsein der Existenz geworden ist. Keineswegs geschieht es auch immer in so unmittelbar einleuchtender Weise wie in dem obigen Traumbeispiel; es kann genau so gut sich einkleiden in die seltsame „Verfremdungswirkung“ eines undurchsichtig verschlüsselten aber emotional aufs stärkste faszinierenden Traumes. Ist, wie die Dichter sagen, das Leben ein

Traum, so kann gerade der Traum oft in ein Erwachen führen, das freilich, solange der Mensch Mensch ist, nur ein relatives, nur eine neue Stufe zwischen Traum und Wachen bedeuten kann. Im Übrigen geht der Traum wie eine dunkle Melodie, wie das Rauschen eines Grundwassers unter unserem bewußten Dasein hin. Er wirkt sich auf unsere wache Verfassung lösend, heilend, besänftigend, erheiternd, spielend oder mit wunderbarer Sehnsucht und Klarheit lockend aus — unsere Schau der Dinge und Ideen, unsere Erkenntnis der Menschen und unserer selbst bereichernd und vertiefend.

Der neurotische Mensch ist nun aber dadurch charakterisiert, daß er sich von den Reifungsimpulsen, die in der Sprache des Traumes an ihn gelangen wollen, nicht mehr erreichen läßt. Da er sich den Grundbedingungen des Menschseins widersetzt, kann er auch den tiefen Heilungswillen in sich selbst nicht mehr wahrnehmen. Und eben deswegen werden seine Träume immer drastischer, immer chaotischer — oder aber sie weichen gänzlich zurück, und er wagt sie überhaupt nicht mehr zu vernehmen. Die Aufgabe des Therapeuten wird also darin bestehen, zwischen den beiden feindlichen Positionen im Patienten zu vermitteln, die Brücke zwischen ihnen zu bilden. Im kommunikativen Raum der Therapie wagt der Patient, seine Träume wieder anzuschauen, ja wagt er oft überhaupt erst wieder zu träumen. Aber auf lange Sicht hinaus wird der Patient seine Träume selber noch nicht verstehen können. Er wendet sich gleichsam in der Sprache seiner Träume an einen anderen Menschen, den Therapeuten, in der Intention, sich selbst verstehen zu lernen. Seltsam genug! — Ob, wann und wie der Therapeut nun deutend eingreift, bleibt seiner Kunst und seiner Erfahrung überlassen. Es wird immer geschehen aus der ganzheitlichen Intuition für die Schicksalsgestalt seines Partners, für die Destruktionen, die hier stattgefunden haben und für die schöpferischen Ansätze zu deren Überwindung. Im Anfang einer Behandlung wird der Therapeut seine deutende

Erfassung eines Traumes meistens weitgehend zurückhalten. Erst mit dem Wachstum von Vertrauen, Selbstvertrauen und Weltvertrauen, wird der Patient mehr und mehr fähig werden, die Bilder und Geschehnisse seines Unbewußten in einer fruchtbaren Weise zu integrieren, d. h. sich selber zu sehen, wie er träumend in der Welt ist und in welcher Beziehung dies zu seinem wachenden In-der-Welt-sein steht.

#### *Die Einfälle und das „Wer“ des Träumens*

Zwischen Traum und Deutung stehen die Einfälle des Träumers zu seinem Traum als Ganzem und zu den einzelnen Bildern und Vorkommnissen desselben. In den frei aus dem Unbewußten aufsteigenden Assoziationen schafft der Träumer den gefühlsmäßigen Umraum zu seinem Traumbild, der es mit der Tiefendimension der Lebensgeschichte verbindet. Denn daß der Traum ihm nicht von außen „angeflogen“ kommt, daß der Träumende selber, welchen Inhalt der Traum immer haben möge, dessen Schöpfer ist, muß ihm ja über kurz oder lang bewußt werden, und es wird ihm meistens mit einem jener „Wirbel“, jener leichten Schwindelgefühle bewußt, die uns ergreifen, wenn sich die innere Räumlichkeit unseres Bewußtseins plötzlich verändert. Viele Träumer, die ihren Traum mit einer gewissen Entrüstung oder gar mit empörtem Abscheu wiedergeben, werden durch die schlichte Frage des Therapeuten: Wer hat denn den Traum geträumt? in diesen Wirbel gestürzt. Erst jetzt geht ihnen auf, daß sie selber weit unter ihrem bewußten Ich den Angelpunkt beider Seiten, der wachenden und der träumenden Daseinsweise bilden. In der gelassen ermutigenden Gestimmtheit der therapeutischen Situation „erlernt“ der Träumer meist schnell jene gelockerte Haltung, die das freie Aufsteigen der Einfälle aus dem Unbewußten ermöglicht. Auf das wundersame Spiel der Einfälle, die

mit psychologisch-logischer, „mathematischer“ Folgerichtigkeit oft die scheinbar entferntesten Punkte verbinden und dem Traum-bild damit eine ungeahnte Dichte und Plastik des beziehungsweise Bedeutsamen verleihen, können wir hier nicht eingehen. Es sei nur erwähnt, daß gerade durch den Einfall zuweilen ein stimmungshaft völlig gegensätzlicher Aspekt ins Bewußtsein des Träumers dringen kann, der ihm einen transzendierenden Schritt der Reifung, der Differenzierung und der Integration ermöglicht. So träumte eine tief gestörte junge Patientin in einem öden, sie furchtbar beelendenden Doppelgängertraum von ihrem ambivalent gehaßt-geliebten Vater, der mitten in einem leeren, unheimlichen Zimmer „in seiner abscheulichen Fleischlichkeit hingeflatscht auf einem Stuhl saß“. Spontan und unaufgefordert kam ihr dazu der Einfall: „Wie Gottfried Keller auf dem bekannten Bild.“ Gemeint war die Radierung von Stauffer-Bern. Nun läßt aber gerade diese in der plump gedrunghenen Körpergestalt des Dichters die ganze Zartheit der Seele dieses Einsamen in liebenswertester Weise durchschimmern. War es nicht, als sage dieser Einfall zur Träumerin: Schau doch deinen Vater auch einmal richtig an — vielleicht mußt du sein eigentliches Wesen erst entdecken.

*Die „Arbeit“ der Träume  
und die therapeutische Aufgabe*

Doch wenden wir uns nun der eigentlichen „Arbeit“ der Träume zu, die die für die Therapie entscheidenden Ansätze liefert. In den Träumen befreit sich die „Wahrheit“ der Neurose aus ihrer Eingefrorenheit. In Serien von Träumen kann das schier hoffnungslose Leiden an der Welt sich einen Durchbruch zum einzigen Mitmenschen, der hier noch Mitmensch ist, (dem Therapeuten nämlich), bahnen, — um dann vielleicht plötzlich wie von einem Strahl eines anderen Lichtes oder Lichtenden berührt zu werden.

Wir führen uns nunmehr ein Beispiel vor Augen, in dem an zwei in derselben Nacht geträumten Träumen einer depressiven Patientin eben dieser Durchbruch, dieser Übergang sichtbar wird. Es handelt sich um eine 32jährige, mit einem Rechtsanwalt verheiratete Frau und Mutter eines Kindes, die seit 18 Jahren an einer schweren, sie auch körperlich in einschneidender Weise beeinträchtigenden depressiv-hysterischen Symptomatik litt. Vor ihrer Verheiratung war sie als Organistin tätig gewesen.

*Vorbeifahrt an den „Tagen“*

„Es ist, wie wenn ich mit dem Zuge fahre. Und zwar fahre ich langsam an einer endlosen Reihe von Gehäusen vorbei, die alle nach vorn und nach oben offen sind, ähnlich wie bei Puppenstuben, nur viel größer. Ich weiß: jedes Gehäuse bedeutet einen Tag. In jedem Gehäuse sind unheimliche Gestalten, die ganz starr dastehen und jedesmal anders angeordnet sind, schwer zu beschreiben. Irgendwie scheinen es Lebewesen zu sein, aber keine Menschen, sondern wie Affen und zugleich Roboter. Sie sind in Lappen und Lumpen gewickelt und alle haben den Kopf mit etwas Weißem eingewickelt, ähnlich einem Kopfverband. Darin hat jeder ein grausiges dunkles Loch, das wie ein Einschuß aussieht. Gegen das Ende zu werden es weniger, und zuletzt sind die Gehäuse leer, und der Zug fährt langsam immer weiter. Ich weiß im Traum, daß das mein Leben, daß das meine Zukunft ist.“

*Haydns „Jahreszeiten“*

„In der St. Johanneskirche in O. werden die ‚Jahreszeiten‘ aufgeführt. Im letzten Augenblick soll ich das (eingerrichtete) Orgelkontinuo spielen. Ich fühle mich geehrt und bin doch erschreckt, denn ich habe es nicht geübt. Die Orgel ist nur eine Oktave breit und hat etwa sieben Manuale schräg in die Höhe hinauf. Das ist mir fremd und verwirrt mich sehr. Wann soll ich welches Manual benutzen? Trotz des verqueren Einsatzes (an dem der Dirigent

schuld ist) finden sich dann doch alle zusammen und es geht gut. Nun macht es mir allmählich sogar Spaß. Die Musizierfreude ist mit einem leichten erotischen Gefühl verbunden. Vor dem zweiten schwereren Teil habe ich Angst. In der Pause gehen wir um die Kirche, um frische Luft zu schöpfen. Da steht ein Wagen mit herrlichen Äpfeln, die man kaufen kann. Ich bin erfreut und kaufe sofort. Ich sehe noch, wie mein Mann einen großen Sack mit diesen Äpfeln ins Auto lädt. Freue mich im Gedanken an unser Annettchen. Dabei habe ich aber das Konzert ganz vergessen. Die Pause ist längst vorüber. Ich renne aufgeregt um die Kirche, alle Türen sind verschlossen. Schließlich läßt mich ein Aufseher herein, der erst nicht glauben will, daß ich zu den Mitwirkenden gehöre. Auf der Orgelepore haben alle auf mich gewartet. Der Kantor winkt mir lächelnd zu, und es beginnt. Diesmal gibt er den Einsatz gut.“

Aus der Fülle der Beziehungslinien beider Träume läßt sich natürlich hier nur das für unsere Überlegungen Wesentlichste herausholen. Wir können einen solchen diametralen Umschwung nur mit Staunen, wie eine Art Sonnenaufgang miterleben. Und doch ist er Antwort auf die kommunikative Weitung der Welt, die die Patientin in der therapeutischen Begegnung erfährt, und in der es möglich wird, sich durch die Schleier der Depression hindurch „an sich selbst zu erinnern“. Im Erzählen aber steht sie selbst zunächst ganz im Banne des ersten Traumes mit seiner düsteren Fatalität.

Verfallen an die Gefangenschaft der Zeit, die nicht mehr inneres Leben, innere Geschichte bedeutet, schrumpft das Menschsein ein auf Angst und Langeweile — auf die endlose Öde in Zeit und Raum, die unabsehbare gleichförmige Reihe der „Tagesgehäuse“, in denen nur noch eine mechanische Umgruppierung der Inhalte registriert wird. Der mechanisierte Affe, halb Kinderspielzeug, halb grausame Ironie von Intellekt und Sinnlichkeit — das ist der einzige Inhalt. Man möchte sagen, eine präzisere Formel für

die unheimliche Öde der depressiven Grundgestimmtheit könnte kaum bewußt erfunden werden. Die Puppenstuben, endlos aneinandergereiht als die Behausungen dieser starren Einwohner — sie wirken wie die Trümmer einer einst beseelten Kinderwelt, die sich in gespenstischem Eigensinn bis in jene Ferne erstreckt, in der „alles aufhört“. Mit Lappen und Lumpen ist der Affenroboter, Relikt der Menschlichkeit, behängt, als solle jeder Versuch der Verhüllung ihn noch grauser und lächerlicher machen. Was hat es nun aber mit dem Kopfschuß, dem dunklen Loch im weißen Kopfverband auf sich, das jede dieser Figuren in schematischer Wiederholung aufweist? Nicht der Krieg oder eine Reminiszenz an Kriegsverletzte fällt der Träumerin ein, sondern eine ihrer frühesten Erinnerungen: Die kleinere Schwester war an Mittelohrentzündung erkrankt und mußte aufgemeißelt werden. Unsere Patientin war damals 4—5 Jahre alt; sie durfte ihr Schwesterchen im Krankenhaus besuchen, wo sie es fremd und verändert mit einem weißen Kopfverband im Bettchen sah. Aber nicht dies Ereignis als solches, sondern alles, was sich damals an verändernden Stimmungseinbrüchen zutrug, taucht nun als schwere Destruktion des Lebensgrundes in der Träumerin auf. Damals in der Nacht des Ausbruchs der Erkrankung sah sie ihre Eltern in großer Not und schmerzlicher Angst, ja Verzweiflung, das schreiende Kind auf den Armen tragen. Es war auf dem Lande; ein Arzt war nicht gleich zur Stelle. Etwas Unbegreifliches und Drohendes, etwas furchtbar Unverständliches schien für die ahnungslose, nein die nun schon ahnende Seele des Kindes über die Familie hereinzubrechen. Sie selbst, die sich zitternd an die Eltern drängen wollte, wurde barsch ins Bett geschickt. Damals ahnte sie zum erstenmal etwas von der hilflosen Schicksalsausgeliefertheit auch der „allmächtigen“ Erwachsenen, — ahnte sie zum erstenmal die erbarmungslose Macht des Todes. Die großen Schauer ergriffen sie — aber sie selbst wurde eben in dieser aufwühlenden Not als lästig und störend hinweggewiesen.



Sie kam sich ausgestoßen, verlassen vor von der Gemeinschaft der Liebe, eben wo sie sie am meisten gebraucht hätte, in einer Einsamkeit, die sie überwältigte.

Diese Szene kann natürlich nicht als „Ursache“ des veränderten Weltgefühls des Kindes angesprochen werden, sie bildet vielmehr nur einen besonders illustrativen Ausdruck für bereits sehr viel weiter zurückliegende traumatische Erlebnisse. Aber dem Kinde wurde damals etwas bewußt von einem verwirrenden Todesgrauen, über das hinweg es keinerlei Vertrauenskontakt mit den Menschen mehr gibt. Nie mehr fand das Kind den Weg des Wortes zu einem der Eltern, wenn es von einem Elend überkommen wurde; sobald ein Angsterleben es erschütterte, zog es sich nur tiefer in sich selbst zurück.

Und nun zum zweiten Traum, der nach einem kurzen Erwachen in großer Angst dem ersten unmittelbar nachfolgte, wie die Erzählerin angibt. Der Zeitcharakter endloser und leerer Wiederholung der „Tage“, die die Träumerin in passiver Dumpfheit Revue passieren läßt, schlägt um in das erfüllte „Jahr“ im reich beglückenden Wandel seiner Jahreszeiten, in dem die Träumerin nun selber „Mitwirkende“ ist. Die nichtige Erstreckung des Daseins in seiner grauen Abgestorbenheit ist wie ein Schleier weggezogen, und auf tut sich die heitere Fülle dieses weltoffenen und so strahlend diesseitsfreudigen Oratoriums, das im ganzen süßen Glanz und Schmelz des Rokoko das Jahr aus den Händen des Schöpfergottes quellen läßt. Und die freudige Weltfrömmigkeit dieser Musik teilt sich ihr mehr und mehr mit. Das Erwachen der Fluren unter dem Wintereis, die köstliche Arie „Schon eilet froh der Ackersmann“, die sommerliche Hitze, unter der alles Leben zu verdürsten droht bis das erlösende Gewitter seine Fluten ergießt, die herbstlichen Jagdszenen mit ihren Waldhörnern und der Winter mit seiner kindhaft offenen Schau des Paradieses — das alles war unserer Träumerin in ihrem Traum „irgendwie gegenwärtig“. Sich selbst erlebt sie zwar noch schüchtern, „unge-

übt“, sie kann mit ihrem Instrument noch kaum umgehen, und der Dirigent (Übertragungsfigur!) ist schuld am „verqueren“ ersten Einsatz, aus dem aber nun doch sich alles wider Erwarten findet und zum Ganzen fügt und symphonisch sich entwickeln kann.

So bedeutsam wie das ganze Konzert scheint aber auch die Pause zu sein, in der der Apfelwagen an der Kirche auftaucht. Die Träumerin „kauft“, sie „nimmt an“, sie ist geöffnet für das wundervolle Geschenk des Lebens, den Apfel. Und dabei schaut sie zugleich auf Mann und Kind, wie auch diese von dem Segen genießen werden. Im Apfel aber haben wir eines der Symbole vor uns, die uns die Weisheit des Mythos eindrucksvoll als Symbol der Verwandlung zeigt. Die Liebesgöttin Aphrodite trägt ihn als ihr Wahrzeichen ebenso wie Persephone in der Unterwelt ihn trägt: meint doch der Granatapfelmythus die ewige Verflechtung von Leben und Tod in der Natur sowohl wie die Verwandlung der Jungfrau, der Kore in die Mutter und in die Herrin des Todesreiches.\* Wie anders stellt sich uns also das Todesmotiv (Grundbedingung des Todes!) in den beiden Träumen dar: im ersten Traum als die frühkindlich angstbedingte, trostlose Perseveration der Kopfwunde der Affenroboter — im zweiten Traum unter dem Bilde des Apfels, in dem vom Paradiesesmythus bis zum Schneewittchenmärchen das Reifungsthema sich spiegelt, das dem Menschen in seinem Dasein gestellt ist: durch die Hingabe an das Seinsgeheimnis den Tod zu bejahen und damit die Reifung zum Leben und zur Liebe zu erfahren.

Das Konzert wird fortgesetzt, und über dem allem kommt die Patientin begrifflicherweise fast zu spät. Noch einmal klingt das Motiv des Ausgestoßenseins (Szene bei der Erkrankung der Schwester) schreckhaft auf: die Türen sind alle schon zu, der Schließer erkennt sie als Mitspielerin nicht an und will sie nicht herein-

\* Vgl. E. Herzog, *Psyche und Tod*, Rascher, Zürich 1960.

lassen. Aber der depressive Anklang wird überwunden — sie selbst träumt ja den Traum! — das Orchester hat sie trotz ihrer Verspätung erwartet, und diesmal (nämlich nach dem Apfelkauf!) wird der Einsatz richtig gegeben und das Oratorium vom „Jahr der Seele“ kann sich ungestört seinem Höhepunkt zu entfalten.

Wie bereits erwähnt, stand die Träumerin jedoch trotz der Farbigkeit und Feinheit des zweiten Traumes beim Erzählen fast ausschließlich unter dem Eindruck des öden Zugtraumes: darin erkannte sie sich, das war sie, das war ihr Entwurf auf Zeit und Ewigkeit; den Jahreszeitentraum berichtete sie distant, befremdet und leicht erstaunt, wie ein ihr doch recht heterogenes und unzugängliches Kuriosum, vor allem als etwas völlig Belangloses. Erst im Laufe des Gesprächs gingen ihr auf einmal die Augen auf für die ganze Aussagekraft dieses Traumes und fingen seine Bilder für sie zu leben an. Der Reifungsimpuls, der Impuls der „Wesenserinnerung“ wäre verloren gegangen, wäre unter dem Sog der Depression zerrieben worden, hätte nicht die Therapeutin den Traum erst ins Licht gestellt, so daß seine Farben und Töne, die die Patientin gar nicht farbig sah noch tönend hörte, für sie zu leuchten und zu schwingen anfangen konnten. Jetzt auf einmal erst begriff sie das ganze Ausmaß der „Gegenaussage“, die sie selbst hier gegen die „Wahrheit“ der Depression kreierte hatte. Ihr Reifungsgewissen, d. h. das tiefste Sinngefühl in ihr, das ihr Dasein in lebendige Verbindung bringen wollte mit dem Fundus an transzendierender Kraft, an Hoffnung, schöpferischer Freude, lichtendem Vertrauen, den das Menschsein als ewige Möglichkeit birgt, hatte ihr den Traum „eingegeben“, — und zwar zu einem Zeitpunkt, wo durch die Arbeit der Therapie der Felsboden der Neurose schon so weit gelockert und aufgesprengt war, daß ein Grashalm hindurchwachsen konnte. Mehr als ein Grashalm war der Traum ja nicht, aber er war eben doch ein erster Bote des Lebens.

An diesem Beispiel können wir das eigentliche Prinzip der therapeutischen Arbeit mit dem Traum und durch den Traum sehr gut erkennen. Der neurotische Mensch ist mit sich selbst schon so weit zerfallen, daß er sich auch in seinen Träumen nicht mehr erreicht. Der Therapeut hat nicht nur mit der Traumsprache der Völker und Zeiten in ihren Mythen, Legenden und Märchen und mit den Stimmen des „cor humanum“ in Kunst und Religion vertraut zu sein, er hat auch die individuelle Traumsprache seines Partners zu „erlernen“, um ihn mit deren Hilfe stellvertretend an sich selbst erinnern zu können. Er tut es, indem er vom jeweiligen Lebensganzen in seiner Geschichtlichkeit ausgehend die „Sinnfrage“, die existentielle Grundfrage in den Träumen seines Partners entdeckt. Er „entdeckt“ sie nur — gestellt hat sie ja der Träumer selbst, der sie eben unter dem Druck seiner Neurose nicht entdecken kann. Der Therapeut wird somit nur zum Bundesgenossen jenes „aletheuein“, jener Wahrheitsstimme im Patienten, die seine Wesensvergessenheit aufheben will.

Was wir an unserem Beispiel in den Ereignissen einer einzigen Traumnacht miterleben, vollzieht sich natürlich oft in viel langsameren und weniger prägnanten Übergängen. Daß die Träume sich im Laufe einer Behandlung ändern, daß sie sich im ganzen Charakter ihrer Substanz, ihrer Qualitäten, ihrer Dichte, Plastik, Spannkraft und Bildkraft und natürlich ihrer inhaltlichen Thematik wandeln, ist einfache Funktion der Heilungsentwicklung. Der oft gehörte Einwand, der Patient passe sich mit seinen Träumen ja nur den Erwartungen, bzw. Theorien seines Therapeuten an, mag hin und wieder nicht unbegründet sein, hin und wieder einmal zutreffen. Ist das aber der Fall, und wird es gar vom Therapeuten nicht bemerkt — nun, so „geschieht“ eben nichts. Beide haben sich dann dem, worauf es ankommt, entzogen. Der Traum arbeitet keineswegs immer mit „schwerem Geschütz“; er kann sich auch einer graziösen und schalkhaften Pinselführung bedienen (ganz abgesehen vom eigentlichen Wit und Wortspiel

im Traum.) So etwa der Traum eines 19jährigen Oberprimaners, der durch eine übermoralische katholische Erziehung in eine tief-sitzende Gehemmtheit geraten war, die er durch aggressiven Hochmut und intellektuelle Arroganz zu überspielen versuchte.

#### *Ministrant und Pfadfinder*

„Ich komme wieder einmal in unsere alte Heimatstadt und in unsere alte Kirche. Da die Meßdiener alle verreist sind, soll ich wie in früheren Zeiten den Ministranten machen. Aber als ich mich in der Sakristei umziehe, sind mir alle die Sachen zu klein, zu eng und zu kurz. Nun, ich verrichte mein Amt aber doch einigermaßen, muß mich aber doch immer besinnen, was rechts und was links gemacht werden mußte und wie das alles lief. Zur Predigt gebe ich mich dann nach unten und setze mich unter das Volk. Da kommt ein Pfadfinder herein, ein sonnenverbrannter Kerl, und setzt sich mit seinen aufgekremelten Ärmeln und nackten Knien in recht lockerer Haltung neben mich. Ich ärgere mich sehr über ihn.“

Noch immer verärgert erzählt er den Traum. „Was brauchte sich der denn neben mich zu setzen?“ bemerkt er und blickt die Therapeutin entrüstet an. Gleich darauf brechen beide in schallendes Gelächter aus. Ja, was brauchte sich der denn neben ihm zu setzen?!

Als träumende Existenz taucht der Mensch keineswegs nur in ein Chaos ungebremster Triebhaftigkeit unter; er kehrt vielmehr auch in den Bereich der Urordnungen zurück, nicht der Gesellschaft, sondern der Welt und des Menschseins. Als träumende Existenz ist der Mensch nicht nur der Barbar, der Wilde, als den etwa ein Nietzsche ihn als träumenden verstand,\* sondern ist auch zugleich wieder der die Welt unverhüllter Schauende, das reiner transzendierende Wesen, dasselbige, das der Möglichkeit

\* F. Nietzsche, Morgenröte, Krönersche Taschenausgabe, Bd. 5, Leipzig.

und dem Ansatz nach die Weisheit und tiefe Formkraft der Religion spürt, ja schafft. Deshalb zeigt uns der Traum uns selbst wohl in unserer undomestizierten Triebhaftigkeit, aber er läßt uns ebenso die Ahnung vom tieferen Wesen der Dinge und vom tieferen Sinn des Menschseins zukommen. Beim modernen Menschen, der im allgemeinen seine Triebe keineswegs mehr in dem Maße verdrängen muß, wie das noch vor einem halben Jahrhundert der Fall war — die heutige Kollektivmoral ist ja gegen den Trieb und insbesondere gegen die Sexualität weitgehend tolerant — richtet sich das verdrängende Sekuritätsbedürfnis viel mehr gegen die Grundbedingungen der Existenz, gegen den „Anspruch“ von Tod, Zeit und Ewigkeit und gegen das wahre Wesen liebenden Mitmenscheins. Aber zugleich und trotz dieser verdrängenden Sekurität ist dennoch die leidenschaftlichste Sehnsucht des Menschen, leidenschaftlicher als die nach der Triebbefriedigung, eben auf dies wahre Menschsein, auf das Menschsein als Wagnis der Reifung und der Sinnwerdung gerichtet. Der Therapeut hat es zu begreifen, wenn diese Sehnsucht sich im Traum meldet. Und sie getraut sich ja eben sich zu melden, weil er selbst ihr den ermöglichenden Raum des Mitmenschlichen schafft, der dem Patienten in seinem realen Leben niemals gewährt worden ist.

Es seien nun drei in kurzen Abständen erfolgende Träume eines 37jährigen Architekten und Lehrers an einer Berufsschule angeführt, der als Junggeselle lebte, unter einer schweren Zwangsnervose litt und sich selber als einen eingefleischten Fetischisten und unheilbaren Onanisten erklärte. Trotz oberflächlicher Kontaktfähigkeit befand sich der innerlich Verarmte tiefer gesehen in einer radikalen mitmenschlichen Vereinsamung, an der er weit mehr litt, als er sich zugestehen konnte. Er konnte im anderen Geschlecht nur das zu Benutzende sehen. Die Hoffnung, den Weg zu einer Lebenspartnerin zu finden, hatte er gänzlich aufgegeben.

*Blitz vor dem Hausflur*

„Ich machte eine Radfahrt mit einem mir unbekanntem Mädchen. In einer Dorfstraße stiegen wir ab und unterhielten uns. Plötzlich ein mächtiges Gewitter am Himmel. Ein ungeheurer Blitz fährt riesenhaft, breit und gelb zwischen uns nieder. Das Mädchen ist verschwunden. Entsetzt weiche ich in einen offenen Hausgang zurück. Da ist etwas hinter mir, vor dem ich grauenhaft Angst habe — genau so wie in meiner Kindheit immer etwas hinter mir war.“

*Versteckspiel mit der Zeichenklasse*

„Ich spiele Verstecken mit meiner Klasse, in meinem elterlichen Haus und Garten. Erst suche ich. Eine habe ich auch gefunden, aber sie wehrt sich trotzig und spröde gegen meine Küsse. Jetzt soll mich die ganze Klasse suchen. Ich verstecke mich ganz raffiniert in einem nur mir bekannten Speicherkammerchen, in das ich durch eine hochziehbare Treppe hinaufgehe. Nach einiger Zeit wird es still, und ich denke: ob die aufgegeben haben? Ich signalisiere mit einer elektrischen Lampe; aber umsonst. Man scheint mich gar nicht mehr zu suchen. Die Mädchen sind fortgegangen. Ein furchtbares Gefühl des Aufgebenseins überschleicht mich.“

*Orientalische Fürstentochter*

„Bin im Traum in Moskau. Ein orientalischer Fürst schickt mir als Abgesandte seine Tochter zu, ein schönes, schwarzlockiges, aber ernstes Mädchen. Sie soll mich holen, denn ich soll dort ein Reich regieren. Ich fahre mit ihr in ihrem Wagen gen Süden. Aber ich habe furchtbare Angst in mir vor der Steppe, durch die wir hindurch müssen, und hinter der erst das Reich des Fürsten liegt. Ich frage mich, ob wir wohl in der Steppe umkommen werden?“

Auch hier stellen wir uns wieder die Frage, wie diese innerhalb einer halben Woche erfolgende Traumgruppe therapeutisch fruchtbar gemacht werden kann. Zum ersten Traum fällt dem

Träumer zunächst seine große Gewitterangst in seiner geradezu unvorstellbar lieblosen Kindheit ein. Einmal, als er Milch holen sollte, standen solche gewaltigen und merkwürdigen Wolken am Himmel, daß er sich nicht aus der Gartentüre hinausgetraute. Wie angewurzelt blieb er stehen, — alles, alles ahnend, Welt und Himmel ahnend, — und mußte dafür die wütenden Schläge seiner jähzornigen Stiefmutter über sich ergehen lassen. Ein weiterer Einfall kommt ihm zu dem Traum, ein Vers von Trakl:

„Sah, daß Schnee fiel im kahlen Gezweig  
Und im dämmernden Hausflur den Schatten des Mörders.“\*

Der Patient deutet nun zunächst selbst: Der Blitz ist die sexuelle Energie, die so übermächtig ist, daß sie die menschliche Beziehung zerstört, denn das Mädchen, mit dem ich sprach, ist ja verschwunden. Der Blitz treibt mich in den Hausflur, d. h. in die Dunkelheit, wo der Mörder lauert. Ich morde mich selbst. Zwischen Blitz und Mörder gibt es keinen Ausweg.

So das traurige und in seiner Weise ja auch völlig richtige Selbstverständnis des Patienten. Therapeutisch kam es nun aber darauf an, daß sein Aspekt erweitert wurde bis ein ganz anderer Gesichtspunkt für ihn ins Licht trat. Ist nicht der Blitzstrahl auch ein Attribut der Gottheit, oder besser gesagt, ein Inbild göttlicher Fülle, die Tod und Leben in sich birgt? Sah nicht der homerische Grieche den fernhindonnernden Zeus auf den Sturm- und Wetterwolken des Olympos die grauenhafte Ägis schütteln, und verkehrte er nicht im Blitzstrahl des Zeus die heilige, ordnungsstiftende Kraft für Götter und Menschen? Widerspricht das aber der Deutung des Träumers, der den Blitz als sexuelle Entflammung versteht — oder „meint“ die sexuelle Entflammung nicht in ihrem Wesen gerade Göttliches, die Urtiefe der Lebensfülle? Die Sexualität als solche ist ja dem Träumer bekannt, zum Über-

\* G. Trakl, Kaspar-Hauser-Lied.

druß bekannt, aber unbekannt ist ihm ihr göttlicher Hoheitsbereich. Dessen Ahnung hatte er verdrängt, verdrängen müssen. Unbekannt sind ihm die in den Tiefen der Welt wurzelnden „*ordines amoris*“, die aus dem Menschsein aufsteigende Schöpferkraft der Liebe. Wie sollte er sie zulassen können, ohne wie von einem Blitzstrahl vernichtet zu werden?

Der zweite Traum scheint der Selbstinterpretation des Träumers recht zu geben. Er wird aus dem Spiel des Lebens ausgeschlossen. Vergeblich blinkt er in seinem entlegenen Versteck mit der elektrischen Lampe: die Mädchen suchen ihn gar nicht mehr. Diese Art Träume sind für den Träumer charakteristisch; selten begegnet er der Frau als Individualität, meist hat sein Traum mit einem weiblichen Kollektiv, Schulklassen, Gymnastikgruppen u. ä. zu tun. Schon im Voraus genoß er den Moment, wo die ganze Schar ihn finden, ihn lachend umdrängen und um seine Gunst buhlen würde. Nichts! Totenstille. Hat er selbst die Spielregeln verletzt? Beim Erwachen hängt die Angst vor der rasenden Vergänglichkeit der Zeit, des Lebens, die zwanghafte Furcht, wie ein Schiffbrüchiger auf einer einsamen Insel allein zu bleiben, mit Bleischwere an ihm.

Der Patient kommt sich verflucht vor. Aber der Traum zeigt ihm sich selber in seiner neurotischen Grundhaltung nicht deshalb, um ihm das Unmögliche des Wagnisses echten Menschseins vor Augen zu stellen; der Sinn eines solchen Traumes kann vielmehr nur darin liegen, die Krise zu verschärfen, so wie Geburtswehen die Geburt *treiben* und nicht etwa sagen: also gebäre nicht!

Nun aber zum dritten Traum: Der Patient vermutet selbstironisch, daß wohl dort im Orient ein Harem auf ihn warte; er stellt sich nach westlicher Weise die verfeinerte orientalische Sinnlichkeit plump und massiv vor und meint, dieser Traum wolle ihn wohl entschädigen für die im vorigen erlittene Enttäuschung. Nun fällt ihm aber auch „Tausendundeine Nacht“ ein; der tiefe Zauber dieser Märchen hat ihn in seiner Knabenzeit

gefesselt. Die Stimmung des Traumes, sein stimmungshafter Weltgehalt erschließt sich tiefer. Warum, so fragt er nun, befinde er sich wohl in Moskau? Außer russischen Kriegserlebnissen kommt ihm jetzt eine alte Ikone aus einem Moskauer Kloster in den Sinn, die ein Kollege ihm vor einiger Zeit zeigte, und deren dunkle Mystik ihn seltsam ansprach. In dieser Ikone hatte ihn etwas vor dem eigenartigen Geist der ostkirchlichen Frömmigkeit angerührt.

Die Determinanten des Traumes: die „ernste“ Fürstentochter als Gesandtin eines Unbekannten — das Regieren eines Reiches — die Steppe — seine Angst, in dieser Steppe zugrunde zu gehen, haben also nunmehr ihre Akzente verlagert. Ein ganz anderer Horizont tut sich allmählich auf. *Daß aber eine Achsendrehung erfolgt*, durch die der Horizont sich ändert, und d. h. durch eine neue Gestimmtheit in neuer Weise Welt sich erschließt, das muß dem Patienten durch die gemeinsame Versenkung in den Traum therapeutisch ermöglicht werden.

Dieser Patient war weit davon entfernt, die Grundbedingung des Geschlechts als das Geheimnis der Liebe im Sinne der *anima christiana* zu verstehen. Aber im Laufe des Gespräches stellen sich mehr und mehr die Anschauungen von der hohen und unendlich zarten Kultur des Ostens in den Dingen der Liebe ein; eine Ahnung von dem Reichtum und der wunderbaren Anmut der Liebesgottheiten des Buddhismus und des Hinduismus belebt sich. „Dort“ soll er also „ein Reich regieren“ und das heißt doch wohl Verantwortung übernehmen. Aber dazwischen liegt die „Steppe“ — liegt seine eigene versteppte Seelenlandschaft, durch die die Fahrt mit dem Mädchen gehen soll. Und zum erstenmal kommt ihm zum Bewußtsein, wie sehr er durch seine Neurose nicht nur sich selbst, sondern auch dem Du und insbesondere der Liebespartnerin, nach der er sich sehnt, das Schicksal seelischer Verödung zuzieht. Aber der Traum enthält doch einen Auftrag, läßt doch Hoffnung zu, läßt lebendige Möglichkeit in ihm keimen.

Wir sehen also auch hier wieder, wie es therapeutische Aufgabe ist, nicht nur dem Heilungs-, sondern auch dem Reifungswillen des Träumers, der sich aus der Tiefe der Existenz in seinen Träumen bekundet, zu Hilfe zu kommen. Nur einer solchen existentiellen Amplifizierung war es zu danken, daß der erste Traum, den der Träumer zuerst nur als ein unangenehmes Vorkommnis abwehrte, um ihn gleich darauf als ein Abbild seiner ausgewogenen Selbstzerstörung zu deuten, ihn nun doch wirklich unter die Grundbedingung des Todes warf, von der ja die ambivalente Majestät des Blitzstrahls ein Ausdruck ist. Der Träumer selbst findet sich nur auswegslos eingeengt zwischen Mörder und Blitz; aber in der gemeinsamen Arbeit wird es sichtbar, daß diese Enge einen Engpaß darstellt, durch den der Träumer, wenn er zum Leben kommen will, hindurch muß. Im zweiten Traum will er sich in sein gewohntes sexuelles pattern flüchten, findet sich aber von neuem in der Krise und diesmal schon selbstkritischer, nämlich als einer, der die „Spielregeln“ nicht beachtet hat. Der dritte Traum aber wäre zum vollendeten Ausweichen geworden, zu einem sinnlosen remis zwischen „Harem“ und „Steppe“, wenn es nicht gelungen wäre, den Träumer „an sich selbst zu erinnern“ — und das heißt, ihm bewußt zu machen, daß sein Traum ihn an sich selbst erinnern wollte. Das geschah auf dem verschlungenen Weg über Moskau und die alte Ikone bis zur buddhistischen Kwannon und bis zu seinem seltsam gewichtigen Auftrag. Er selbst hätte den Traum bzw. die ganze Gruppe der drei Träume nur im Sinne seines verzweifelten Sichselbstvergessens gewertet. Aber das andere Gesicht, das unter der Oberfläche der Träume verborgen war, wollte das nicht. Und eben dies mußte der Therapeut wahrnehmen.

## II. TEIL

### AUS DER PRAXIS DER BEHANDLUNG

## VORBEMERKUNG

Die folgenden vier Bilder sollen (ohne Anspruch auf Systematik) die methodischen Ansätze des im theoretischen Teil dieser Schrift aufgewiesenen Entwurfs einer personalen Psychotherapie in der konkreten Lebenswirklichkeit durchklingen lassen. Oft muß dabei freilich das unausgesprochen Bleibende sprechen. Aber in jeder der hier zur Darstellung gebrachten Behandlungen wird, jedesmal auf ganz verschiedene Weise, spürbar werden, in welchem Sinne wir Psychotherapie als eine Übung im Menschsein auffassen und in welchem Sinne diese Übung im Menschsein das Wagnis des Menschseins vorbereiten kann. Die Darstellungen wollen nicht als komplette und abgerundete Behandlungsberichte gelesen werden; sie arbeiten vielmehr bestimmte Aspekte heraus. Die Vorgeschichte des Patienten wurde auf die für die Entwicklung jeweils wesentlichsten Punkte beschränkt, die rezente, die Behandlung begleitenden Erlebnisse oft nur angedeutet. Aus dem breiten Material der Träume und Einfälle wurde eine Auswahl des für unsere Absichten Anschaulichsten getroffen. Das Gespräch zwischen Patient und Therapeut läßt sich natürlicherweise nicht einfangen; es kann nur an diesem oder jenem Punkt mehr indirekt erschließbar gemacht werden.

Es kam uns entscheidend darauf an, die Heilungsgeschichte in ihren keimhaften Ansätzen, wie sie sich aus der personalen Begegnung in der therapeutischen Situation immer wieder neu entwirft, durchsichtig werden zu lassen. Der „Seelengrund“, bzw. der Mensch selbst, der sich unter die Verkrustung der Neurose in seinen „Seelengrund“ zurückgezogen hat, antwortet in seinen unbewußten Produktionen — so schwer verstehbar deren Sprache auch oft sein mag — auf die neuen Weltaspekte, die neuen Möglich-

keiten seines Menschseins, die in der therapeutischen Begegnung aufscheinen. In der gemeinsamen Bearbeitung dieser seiner unbewußten Antworten aber nimmt er nun auch als bewußter, entscheidender und wagender Mensch Stellung — was wiederum neue Antworten seines Unbewußten nach sich zieht.

Etwas von diesem komplexen, im Grunde stets tief geheimnisvollen, schöpferischen Geschehen durchsichtig werden zu lassen, ist die Absicht der folgenden Bilder, wobei freilich die „Erfolgsseite“ der Behandlung nur sekundär berücksichtigt werden konnte. Bei zweien der dargestellten Behandlungen (Andreas K. und Thomas E.) wurde ein bestimmter zeitlicher Abschnitt aus dem Gesamtverlauf herausgegriffen, in welchem der genannte komplexe Vorgang in seiner Dramatik besonders deutlich in Erscheinung tritt und ein entscheidender Wandlungsschritt der Persönlichkeit sichtbar wird. Bei dem Fall Eleanor C. soll durch Aufweisung wesentlicher Heilungsschritte auf verschiedenen Behandlungstufen etwas vom Umriß des Gesamtverlaufs sichtbar werden, während bei Veronika P. drei hochkonzentrierte Abschnitte aus dem in mehreren zeitlichen Abschnitten sich aufbauenden Ganzen der therapeutischen Arbeit vorgelegt werden. Trotz des notwendigerweise bruchstückhaften Charakters jeder der vier Darstellungen wird der Leser, wie zu hoffen steht, eine menschlich lebendige Fühlung mit dem hinter dem Bilde stehenden Menschen in seiner jede Objektivierbarkeit übersteigenden Lebenstiefe nehmen können.

Was die Frage der Diagnose anbetrifft, so erleben wir die Kompliziertheit jeder lebendig gewachsenen menschlichen Struktur und die vielfache Durchdringung der „Thematiken“ (Kap. 3) an jedem einzelnen Fall mit. Der Leser wird die vom Leben gesetzte Akzentuierung mit Deutlichkeit selbst erkennen können.

Namen, Ortsangaben u. ä. sind selbstverständlich verschlüsselt worden. Die Dargestellten haben sich mit der Verwendung ihres Materials einverstanden erklärt, wofür ihnen auch hier gedankt sei.

ELEANOR C. · EINE DREISSIGJÄHRIGE MUSIKERIN  
 UBERBLICK ÜBER EINE BEHANDLUNG

*Vorgeschichte und Symptomatik*

Die Patientin wird zur psychotherapeutischen Behandlung überwiesen nach einem „psychotischen Schub“ — im weiteren Bereich schizophrener Symptomatik — dessen akute Phase nur durch Elektroschock und Insulinkur aufgefangen werden konnte. Die eingetretene Beruhigung erlaubte es nach eineinhalb Jahren, die Patientin in ambulante Behandlung zu entlassen, was insbesondere dem guten Instinkt und dem Vertrauen eines der Ärzte der Heilanstalt zu verdanken war.

Die Patientin wirkt sehr sensibel bei doch vitalkräftiger Konstitution. Im Blick ihrer tiefliegenden, sehr klaren Augen liegt scheue Frage, mißtrauische Verhaltenheit. Ihre feine Erscheinung ist gepflegt und einfach.

Zunächst wurde die Behandlung mit dicht aufeinanderfolgenden Sitzungen durchgeführt. Die ersten Stunden stehen unter dem Vorzeichen der Angst, Angst vor einem Rückfall, Angst, daß das „Schreckliche“, das „Nichts“, die „Leere“ wiederkommen könnte. Die Stimme klingt sehr leise, wie benommen. Tiefe Unsicherheit im Lebensgrund spricht aus jeder Äußerung. Der Bezirk der psychotischen Erlebnisse darf vorerst nur mit äußerster Vorsicht berührt werden. Ein zarter Kontakt mit der Patientin stellt sich sehr bald ein, er ist aber gleichsam introvertiert, wie ein Ahnen um Erlebnismöglichkeiten, wie insbesondere die Musik sie aufzutut.

Aus der inneren und äußeren Lebensgeschichte der Eleanor C. sei nun so viel mitgeteilt, daß der Entwicklungsweg bis zum Ausbruch der manifesten Erkrankung verstehbar wird. Der Heilungsvorgang, auf den es uns hier ja entscheidend ankommt, soll



sodann in einigen seiner Grundzüge herausgearbeitet werden. Eleanor, auch Nelly genannt, ist jüngstes Kind und einzige Tochter einer alten holländischen Adelsfamilie. Die Ehe der Eltern steht unter gewissen schwelenden Spannungen, wobei die Partner doch aneinander hängen, ja kleben. Die Mutter dominiert mit Temperament und aggressiven Zügen. Der Vater, eine im Grunde weiche, nach außen personabetonte Natur, ordnet sich unter, um hin und wieder aber desto heftiger zu „explodieren“. Ein betonter Sippengeist, ein selbstverständliches Herrengefühl beherrscht die Familie. Die älteren Brüder der Patientin (drei und sechs Jahre älter) wachsen zu ausgesprochenen Prachtexemplaren dieser Sippe heran, deren Glieder sich durch körperliche Größe, durch imponierendes Auftreten, durch „Gentlemanqualitäten“ auszeichnen. Am Familientisch wird über die übrige Welt hart, streng, spöttisch und kategorisch geurteilt. Besonders die Mutter setzt den Personen und Ereignissen feste Prädikate auf, die dann unverrückbare Geltung haben. Der Neigung zur spöttischen Verulkung der Außenwelt steht ein intim verflochtenes, unbewußt fast inzesthaft gefärbtes Familien-Wir gegenüber. Die Mutter, mit ihren „männlichen“ Tendenzen nie ins reine gekommen, leidet zeitweise an schweren zwangshaften Angstzuständen. Der Vater bezahlt für seinen hohen öffentlichen Rang mit einer ausgesprochenen Verkehrs- und Straßenangst. Die Familie lebt ein vorbildliches kirchliches Christentum moralischer Prägung, dem methodistisch-pietistische Züge nicht fremd sind. Die Jüngste wird verwöhnt, von früh auf als etwas Besonderes betrachtet, mit übermäßiger Sorge bedacht. Jede Schwierigkeit wird ihr ängstlich aus dem Wege geräumt. Sie ist der Abgott des Vaters, die Prinzessin der Brüder, das Ein und Alles der sich übertrieben mit ihr identifizierenden Mutter, und doch stets — „einsam“. Sie meint, daß sie schon als Säugling unter dem lauten, unausgeglichenen Wesen der Mutter gelitten haben müsse, an die sie doch bis ins Erwachsenenalter in geradezu hilfloser Ambivalenz fixiert blieb.

Ein sehr dunkler, sehr früher Schatten fällt auf das Leben dieses Kindes durch schwere Erkrankungen der Mutter im Anschluß an Eleanors Geburt. Die Mutter muß sich mehreren lebensgefährlichen Operationen unterziehen, durch die sie die Gebärfähigkeit verliert; sie ist damals fast dauernd von zu Hause entfernt. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sich in dieser Zeit schwere traumatische Veränderungen in der gesamten Lebensstimmung des Kindes zutragen, das einer Nurse von zwar zuverlässigem, aber mürrisch schweigsamem Wesen anvertraut ist. Das schicksalhafte Zerreißen des engen Wir, (das aber schon damals bloßes Scheinwir war) der laute und in hysterischer Hemmungslosigkeit geäußerte Jammer der Mutter, die sich angeblich noch viele Kinder gewünscht habe, die verzweifelte Angst des Vaters, das Unverständene dieses ganzen Einbruchs, die dunkle Ahnung von Gewalten, über die auch die mächtigen Großen nicht Herr sind, eine unverständene, aber desto mächtigere Koppelung von Todesgefahr und Lebensrätsel, — alles das ergibt bei Eleanor ein Erschrecken in den Fundamenten des In-der-Welt-seins, das wir für alles Kommende nicht aus den Augen verlieren dürfen. Man möchte sagen, die kindliche Personmitte wird im Ansatz bedroht. Für das kleine Kind sind mit der tödlichen Erkrankung der Mutter alle bergenden, farbigen Qualitäten der Welt wie jählings weggefeht, die unbewußten Strukturen seiner Weltzuwendung zerreißen. Dunkel, vorrational koppelt sich ein unbegriffenes Entsetzliches für die tastende Seele mit dem Geheimnis von Zeugung und Geburt, um das die lärmende Verzweiflung der Eltern kreist. Die kleine Nelly findet keine gemüthhaft bergende Zwiesprache: der Vater ist verändert, abgewandt, die großen Brüder tollen ihren Spielen nach, die ländliche Betreuerin waltet schweigend ihres Amtes. Die Kleine fängt erst im dritten Lebensjahr an zu sprechen.

Nach dieser Epoche, mit vier Jahren etwa, ist das früher schon schreckhafte Kind scheu, überängstlich, „übersensibel“. Es weicht

von den wilden Spielen der älteren Brüder zurück in eine mit Phantasien erfüllte Einsamkeit. Früh findet es in der Musik eine Welt, die es bei seiner hohen musikalischen Begabung magisch anzieht. Die ganze Kindheit steht unter dem Vorzeichen, daß Eleanor eben „etwas Besonderes“ sei. Die überzarte, dem vital erdhaften Familientypus so fremde Art des Kindes verstärkt nur die anbetende Fürsorge der Eltern. Leider prahlt die eitle Mutter gerne mit der Tochter vor Freunden und Verwandten. Sie kann überdies nicht aufhören, dem Kind seine Besonderheit zu interpretieren und vorzureden. Gleichzeitig aber läßt sie die Heranwachsende auch allzufrüh an ihren eigenen, unbewußt affektgeladenen Auffassungen über die Stellung der Geschlechter zueinander teilnehmen. Als sie aber ihre Tochter „aufzuklären“ versucht, lehnt Nelly diese Bemühung ab und wendet sich in dieser Sache ausschließlich an die Großmutter, bei der sie die Ferien in Flandern zu verbringen pflegt. Diese Gestalt ist die einheitlichste, stärkste und geliebteste im Dasein des Kindes — von ihr geht eine zuversichtliche Kontinuität aus, die Halt gibt, die die Welt als Heimat erleben läßt. Bei ihr auf dem Lande ist Heimat — freilich auch mit aller Wehmut, allem Trügerischen, aller Furcht vor den Schleiern, die plötzliche Abgründe von Traurigkeit enthüllen können. Denn auch in der Gestalt der Großmutter ist etwas Rätselhaftes, etwas, wo plötzlich geschwiegen wird, und das mit dem frühen Tod des Großvaters zusammenhängen muß.

Die ganze seelische Tendenz des Kindes geht aber nun mehr und mehr darauf hinaus, solche Abgründe zu vermeiden, Abgründe, in denen wieder etwas aufflammen könnte von dem Grausigen, dem überwältigend Gefährlichen, von Leid und Tod. Das Kind, introvertiert veranlagt, lebt doch gleichsam extravertiert und wie von einem inneren Abyssos, einem Abgrund fort. Es kann sich nicht in den unendlichen und winzigen Reifungsschritten einer mutigen Entfaltung bewegen; es vermeidet unbewußt und konsequent die mögliche Erinnerung an die Urangst. Das Gefühl

bleibt irgendwie leer, wie unbefruchtet. Dafür wuchert die Phantasie. Wo eigentlich „Gemüt“, die Bereitschaft zur liebevollen Aufmerksamkeit auf die Welt hin, wachsen sollte, schalten sich schwere und ängstliche Vorbehalte ein; nur noch, wenn bestimmte Bedingungen erfüllt sind, wenn keine Störung der schwachen Bewußtseinseinheit droht, kann diese Aufmerksamkeit sich entfalten. Die Brüder lassen sie auch mehr und mehr als langweilige Spielverderberin, die ständig den Beistand der Erwachsenen herbeiholt, fallen und rächen sich gelegentlich kräftig an ihr.

Von jeder vorbehaltlosen Hingabe nimmt Eleanor sich zurück. Die Musik, die zu dieser Hingabe locken würde, wird dadurch neurotisiert, daß die Patientin „Wunderkind“ sein soll, daß ihr die spontane, echte Beziehung durch das bewundernde Gegacker von Tanten und Onkeln gestört wird. Eleanor muß nun eben bieten, was von ihr erwartet wird. Die Beziehung zur Schule, zum Bereich der sachlichen Wirklichkeiten bleibt lau, abständig, interesselos. Zu keiner einzigen Lehrergestalt durch die ganze Schulzeit kommt auch nur das leiseste Vertrauen zustande — dazu ist schon der Abstand zwischen Familie und „Welt“ viel zu groß. Nie regt sich ein kräftiger Eigenstand, der in der starren Projektionsfigur „Lehrer“ den Menschen und das Du entdecken würde. Auch durch die Musik, die als solche erschütternd in ihr tiefstes Wesen dringt, kann die Wurzel der Herzkraft nicht gestärkt werden: die Musik wirkt mehr als Sog in ein tiefes Traumreich.

Die Pubertätsjahre, die Eleanor im Internat verbringt, sind gekennzeichnet durch zentrale Minderwertigkeitsgefühle (nicht nur „häßlich“, sondern „leer“, „langweilig“, ein „Nichts“ zu sein), durch Onanieschuldgefühle und durch die völlige Verhemmung des Zugangs zum anderen Geschlecht, um das die Phantasien doch wuchern. Der Krieg raubt brutal die Heimat und läßt den Todeston, der immer schon leise da ist, zu einem mächtigen Sturm aufschwellen. Die jungen Männer, die mit so viel Scheu erlebten

Tanzpartner auf glänzenden Bällen, werden hingemäht, beide eigenen Brüder als Widerstandskämpfer auf den Tod verwundet. Die ältere Generation huldigt dem Grundsatz, die Jugend solle „noch einmal das Leben so recht genießen“; man übertäubt den Ernst der Lage durch einen ländlich dionysischen Festestaumel . . . bis dann der Krieg über das alles hinwegrollt. Nelly kann weder das Leben noch den Tod noch die Verflochtenheit beider, kann weder die Erwachsenen noch sich selber „verstehen“, d. h. sich einfach dem wirklichen Leben öffnen. Einzelne Male überfallen sie unendlich beängstigende Fremdheitsgefühle, „Ichentfremdungen“, — denen man mit Schilddrüsenpräparaten medizinisch beizukommen sucht.

Jahre später finden wir Eleanor im Ausland an der Schwelle eines ersten ernsthaften Liebeserlebens, das sie als Frau anfordert und auch ihre sexuelle Triebkraft erstmalig mächtig aufruft. Aber es ist ihr unmöglich, sich zum Ja zu entscheiden. Die Fixierung an Vater und Brüder, die leidige, vom Animus der Mutter als Mitgift übernommene Haltung, den werbenden Mann grundsätzlich zu „veralbern“, intellektuell zu zerfetzen, das infantil und undifferenziert gebliebene Gefühl, das den Ernst einer Schicksalsgemeinschaft gar nicht zu intuieren vermag, vor allem aber der tief mißtrauische Widerstand, der „Ekel“ gegenüber dem „Fleisch“, dem mächtigen Geheimnis des Lebensursprungs (vgl. die frühe Koppelung von Tod und Sexus) lassen sie in panischer Flucht und völliger Verwirrung vor der Entscheidung fliehen. Sie hat aber jetzt die letzte schwache „Mitte“, die personale Kraft einer ohnehin kaum schon gewährten Einheit zugesetzt. Nach dieser tief einschneidenden Lebenskrise fühlt sie sich labil bis an die Grenzen der Verwirrung. Sie fühlt sich sexuell von allen Männern begehrt, fühlt sich anfällig allen gegenüber. Die schwachen gegen die Urangst errichteten Dämme brechen durch, und sie verfällt wenige Monate später mit schweren motorischen Erregungszuständen und zeitweiligem vollem Ich-Verlust einer

als Schizophrenie imponierenden Psychose. Heftige suizidale Tendenzen können nur durch größte Sorgfalt seitens der Ärzte abgefangen werden.

Von den schmerzhaften Grenzerfahrungen dieser Periode (Internierung) wird noch die Rede sein. Man fühlt sich fast versucht, zu sagen, daß ein Mensch, der die Grenzsituation der Existenz angsthaft meidet, von ihr eingeholt zu werden scheint. Er wird gerade von dem wie von Dämonen überfallen, gegen das er jede Produktivität des Herzens abgesperrt hatte. Aber, so müssen wir uns andererseits fragen, warum konnte denn Eleanor nicht ein friedlicher Durchschnittsmensch, ein schlichter Jedermann ihrer Gesellschaftsschicht werden, der ja doch auch schließlich dem „kollektiven Unbewußten“ und den bergenden Mächten, der Kirche und der Tradition die Auseinandersetzung mit den Grenzen der Existenz überläßt und sein Leben hinnimmt, sich in die Stadien fügt, die Freude lustvoll genießt und den Tribut an den Schmerz bezahlt? Warum wurde es gerade ihr zu einer rätselhaften, schauerlichen „Schuld“, für die sie scheinbar übermäßig zu büßen hatte? Warum durfte sie gerade nicht, wie doch so viele Menschen es dürfen, in ein innerlich bequemes Dasein sich einbetten? Wir können nur sagen, vielleicht deshalb, weil gerade sie ein früher „Ruf“ getroffen hatte, ein Ruf des Schicksals, der eben gerade von ihr „Antwort“ erfordert hätte, Antwort, die nur in einem Wach- und Wacherwerden, in einem Liebend- und Liebenderwerden als „erkennender“ Mensch hätte bestehen können. Sie gerade hätte sich individuieren müssen, um von all dem, was durch ihre große Sensibilität auf sie eindrang, nicht zerstört zu werden. Statt dessen aber hatte sich ihr Leben als ein Ausweichen vor einer solchen „Antwort“ und damit als ein Ausweichen vor der Reifung als existentieller Geschichte des Herzens vollzogen. Das war ihre Tragik. Wo das Leben die Hingabe des Herzens von ihr verlangte — und dies nun exemplarisch an der Schwelle zum Bereich des Eros, zum Bereich der Geschlechts-

liebe — da schob sich die Angst als Riegel vor, da erlebte sie es, wie wenn ein Dämon ihr ein kategorisches Halt gebiete. Schon in der Pubertätszeit hatte sie vermeint, es wie eine Stimme zu hören, die ihr zuflüsterte: „Wenn du das tust, wenn du dich mit einem Mann einläßt, dann zerbreche ich dich.“

Es bedarf keiner Metaphysik oder Metapsychologie, um diese Dinge zu verstehen; lehrt doch die reale Erfahrung, daß die frühe seelische Verwundung eines Menschen eine besonders intensive Entwicklung der Gemütskräfte notwendig macht, eine dialogische Geborgenheit, damit der Mensch den existenziellen Schock verwinden und dennoch in die Wirklichkeit hereinwachsen kann. Sonst tritt an Stelle des Kerns, der Wurzel der Mitte, ein Vakuum, das jedem Sog offen ist. Eleanor konnte die Musik eines Schumann und Schubert, die Lyrik eines Shelley und Novalis tief empfinden — aber nur in stummer Passivität ohne eigenes „inneres Handeln.“ Rezeptiv schwang sie bei den Schwermuterfahrungen solcher schöpferischer Geister mit. Sie berührten sie in jener saugenden Faszination, durch die sie zwar immer verwundbarer, aber nicht stärker, nicht liebender wurde .

#### *Das erste Behandlungsjahr*

Die Behandlung dieses Falles erstreckt sich durch drei Jahre. Aus einem Material von hunderten von Träumen fällt es nicht leicht, eine kleine Auswahl zu treffen, an der sich der entscheidende Entwicklungsweg der Patientin markieren läßt. Die Patientin steht während der ersten Monate der Behandlung unter dem leibseelischen Nachzittern der Psychose. Sie ist gar nicht eigentlich „da“; die Angst, „es“ käme wieder, das Absacken unter eine Schwelle, an der jeder Weltbezug aufhört, selbst die Zeit aufhört, Zeit zu sein, läßt sie noch nicht aus den Fängen. Nachts erwacht sie häufig mit furchtbarem Zittern, mit Herzjagen, Schweiß-

ausbrüchen, fliegenden Gliedern. Sie weint viel, — das Nichts, die Leere — es gibt dafür gar keine Worte, — es sei die Hölle gewesen. In der Bibel stehe, daß der Mensch nicht über die Kraft versucht werde, aber „das“ sei über die Kraft gewesen. Sie könne es Gott niemals verzeihen, daß er so etwas zulasse. Sie sei ja wohl „herausgekommen“, aber wie viele andere steckten auf immer darin; das drücke sie so nieder, daß sie nie wieder an irgend etwas glauben könne und das Leben sie nicht mehr locke. „Das Christliche“ habe ihr nicht im mindesten geholfen. Sie war zwar auch damals, sofern sie das Sanatorium verlassen durfte, zur Kirche gegangen, aber „das alles“ rührte nicht entfernt in die Schichten, wo das Grausen und die Hölle waren. Sie hält zwar auch jetzt noch an der „schönen Gewohnheit“ des Kirchgangs fest, die sie besonders mit früher, mit den Ferienzeiten bei der geliebten Großmutter in Flandern verbindet. Aber es war doch immer bloß eine fromme Pflicht. Schon die Konfirmation damals im Schulinternat war „nichts“, war eine „bloße Schaustellung“. Das Leben, das wirkliche Leben, hatte von jeher etwas Blasses, Fernes für sie. Nur in ihren Phantasien, in den Phantasiespielen als Kind, in improvisierten Theaterspielen im Internat, und in der Musik war etwas aufgeglüht, da hatte sie stark, aber rauschhaft bis zur Erschöpfung erlebt. Danach folgte dann oft ein Leeregefühl, Verlorenheit und Weinen.

Das Erlebnis der Psychose darf vorerst nur mit behutsamster Vorsicht berührt werden. Das Schlimmste war die „Zeit“. Die Zeit setzte einfach aus. „Wie soll eine Minute je zu Ende gehen? Man kann das nicht schildern. Jeder Augenblick war ‚von Ewigkeit zu Ewigkeit‘ . . .“ war kalte Unendlichkeit, in der man einsam wie an einem seidenen Faden hing und hin und her schwang. Und das war so unbeschreiblich, daß man nur einen Wunsch hatte: tot zu sein. Der Gedanke, daß nach diesem Leben noch ein anderes kommen könnte, bedeutete die absolute Verzweiflung. „Ewigkeit, du Donnerwort“ — was das heißt, habe sie erfahren. „Gott ist

ein gnadenloser Richter. Er will von uns nur Opfer. Er hat auch Christus am Kreuz im Stich gelassen. Er ist böse und grausam — hat er doch auch Pharao und Judas verstockt.“

So etwa die ersten Äußerungen der Patientin, bei denen die Therapeutin nur einfach schweigend mitgeht. Der Kontakt mit der Patientin ist vom ersten Augenblick an lebendig.

Es gibt in der Welt eines jeden Patienten Färbungen, die im Therapeuten aufzuleuchten beginnen, man möchte fast sagen, Poetisches, das er in Musik setzt; er wandelt es wohl um, aber gerade so, daß er das Wesen dabei herausholt und zum Klingen bringt. So etwa, wie Brahms oder Schumann oder Orff das Wesen eines lyrischen Gedichtes im Lied, in der Dimension der Musik entfalten. So „hört“ es auch der Patient dann neu und wie vertieft zu einem Leben, das er selbst nicht kannte. Es wird erzählt, daß Gottfried Keller zu Tränen ergriffen war, als er die Brahms'sche Vertonung einiger seiner Gedichte hörte. Bilder im erlebten Leben des Patienten oder in seinen Träumen, die den Therapeuten tief anrühren, Gefühle, Stimmungen, die „Entsprechungen“ in ihm erregen, setzen ein Schaffen in ihm in Funktion, in dem er die Welt des Patienten aus ihren frühesten Landschaften in sich aufbaut. So sieht er gleichsam beides zugleich: die gewordene heutige Welt des Patienten in jeder ihrer feinsten Realitäten — und diese Welt wie sie sein *könnte*, wenn sie nicht in der Neurose erstarrt, sondern vom Urleben durchströmt worden wäre. Da der Therapeut, in ununterbrochener Auseinandersetzung mit Menschenleben sich seine eigne Geschichte ja ständig differenzierter bewußt macht, unendlich vieler innerer Vorgänge inne wird, die sich sonst dem Bewußtsein zu entziehen pflegen, dadurch aber auch „das Unbewußte“ immer freier spielen läßt, werden sich „Entsprechungen“ bei fast jedem Partner einstellen.

Die schizoid-depressive (hysterisch überbaute) Neurosestruktur der Patientin wird in den ersten Begegnungen mehr und mehr deutlich, wie auch die Dynamik fühlbar wird, die das Umschlagen

in den psychotischen Zustand ermöglichte. Während der letztere zunächst auf sich beruhen gelassen wird, geht es im ersten Behandlungsjahr um eine behutsam sorgfältige Herausarbeitung der ersteren. Im schonenden Gespräch über ihr Leben und ihre Geschichte werden der Patientin ihre Angst- und Sicherungshaltungen, ihre Verwöhntheitsansprüche und ihr Zurückweichen vor dem Leben, ihre Unfähigkeit zu einem Verzicht, ihre Starrheit in allen Situationen, die ein lebendiges Antworten erfordern würden, allmählich ganz von selber sichtbar. In dieser Struktur sind Außenwelt und Innenwelt gleicherweise „verboten“ oder nur partiell zugelassen bzw. „hysterisch“ erlebt.

Ein erster umfassenderer Traum macht die kindliche Labilität von Eleanors In-der-Welt-sein spürbar.

#### *Traum 1*

„Wir sind in einem kleinen Ziegenwagen unterwegs, meine Brüder und ich. In der Dunkelheit begegnen wir großen Lastwagen, deren Fahrer zu schlafen scheinen, so daß wir ihrem unberechenbaren Gekurve mit Mühe ausweichen können. Dann geht es durch einen großen dunklen Wald. Der Boden ist bedeckt mit ganz altem Laub. Die kleinen weißen Ziegen traben eifrig. Mir ist recht bänglich, ob sie den Weg auch finden. Dann sind wir im Freien, auf einem riesigen grünen Abhang, der mit Menschen aller Rassen bevölkert ist. Wir kommen kaum durch mit unsrem Ziegenwägelchen. Dann geht der Berg über in eine Art riesige Kirche, eigentlich eine Treppe, die hoch von einem dämmrigen Licht überdacht scheint und auf der unendlich viele Menschen aller Hautfarben auf und niedersteigen. Wir müssen aussteigen. Ich nehme eine unserer Ziegen auf die Arme und trage sie bis hinauf. Da oben frage ich: „Und wo ist denn hier Gott?“ Und eine gleichmütige Stimme sagt: „Ach, der ist wohl überall hier.“ Es herrscht eine düstere, feierliche Atmosphäre. Ganz oben ist es wie auf einem riesigen Turm. Ich schaue über die Brüstung. Die Men-

schen sind weg, da unten ist Wasser, erst noch flach, dann immer tiefer, ein dunkles Meer. Ich presse die Ziege an mich, daß sie nicht hinunterfällt.“

Solch einen Traum hat man zunächst nur in seinen eigentlichen Stimmunggehalten auf sich wirken zu lassen. Im Ziegenwägelchen wie ein ganz kleines Mädchen, das im Garten oder Gutshof spazieren fährt, beschützt nur von seinen älteren Brüdern, „unangepaßt“ und bedroht durch die motorisierte Willkür, die rücksichtslose Gewalt der „schlafenden“ Fahrer, dann durch den Traumwald introversiver Seelenlandschaft, wo die Blätter von Jahren in Schichten vermodern, — wie im magischen Märchendunkel geht es dahin. Urplötzlich gelangt man ins Völkergetümmel aller Rassen und Sprachen, das sich den riesigen Berg hinauf lagert, zum Dach der Welt gleichsam, wo Gott thronen soll. Die kindlich erwartungsvolle Frage, wo er denn nun sei, erfährt die etwas enttäuschende Antwort: „Ach, ja wohl überall“, mit dem Beiklang: „oder nirgends“. So nimmt denn die Träumerin Pans Ziege auf die Arme, wie ein Kind seine Puppe nimmt, und steigt beklommen hinauf bis zum höchsten Gipfel. Aber da oben tut der Blick ins Unheimliche sich auf. Da öffnet sich nicht die beseligende Weite, die das Herz zur Zustimmung stärken, die Seele freudig und mutig stimmen würde. Nein, das Völkergetümmel ist verschwunden, ganz einsam steht ein verzagtes Kind da oben. Die kleine Ziege an die Brust gepreßt starrt es in den schweren Horizont eines düsteren schweigenden Meeres . . .

Da es nicht möglich ist, die Fülle der Einfälle darzustellen, muß es dem erfahrenen Leser überlassen bleiben, sich in die einzelnen Motive dieses Traumes hineinzudenken.

Ein weiterer Bergtraum vom Ende des ersten Behandlungsjahres sei vorangestellt, in dem sich die ganze „Untergründigkeit“ des Berges erst auftut, das „Bergbegräbnis“.

### *Traum 2*

„Irgendwo ein Riesenbegräbnis armer Leute. Ich bin mit der Totengräbergruppe, einer Reihe junger Leute, auf einem Bergvorsprung angekommen, von dem aus man in ein verschneites Gebirgstal hinuntersieht. Da unten sind die Leute, die in sachlicher Folge einen Sarg nach dem anderen in den Berg schieben, anscheinend in eine Art von Aufzug, den oben bei uns ein Mädchen an einer Kette hält. Wenn sie diese gleiten läßt, sausen die Särge mit rasselndem Summen tief in die Erde hinunter bis in den Grund des Berges, wo man sie mit donnerndem Gepolter aus dem Aufzug herausfallen hört. Dann werden von Männern (aus der oberen Gruppe) die ersten Spatenstiche Erde unter dem Schnee freigegeben und in den Schacht geworfen. Dabei wird aber nun unser Vorsprung so brüchig, daß ich fast hinunterfalle. Ich merke, wie die Leute mich gerade noch am Rockzipfel heraufziehen. Da mache ich mich lieber aus dem Staube. Aber ich fürchte, mich in dieser verschneiten Einöde zu verirren und habe das Gefühl, nirgends auf der Welt hinzugehören.“

Eleanor erwacht mit fliegenden Gliedern, schweißgebadet, bebend, sie kann sich kaum zum Fenster bringen um es zu öffnen und Luft zu holen. Die unbarmherzig schaurige Gewalt des Traumes wirft sie hin und her. Der ganze Berg ist also hohl, ist ein Totenverschlinger in drei Etagen. In der Mitte werden die Särge angefahren und eingeschoben, von oben der Mechanismus bedient, der sie in ein unabsehbares Erdinnere hinunterstürzen läßt; wie in höhnischem Zeremoniell wird die Erde von oben abgestochen und nachgeworfen, nachgeschaufelt, wodurch aber der ganze Stand, auf dem man selber steht, untergraben wird, als wollten die jungen Leute da oben sich selbst ihr Grab schaufeln. Alles bröckelt, so daß die Träumerin den Boden unter den Füßen verliert und nur noch gerade am Rockzipfel vor dem Absturz in die infernale Tiefe abgefangen wird. Dann irrt sie verzweifelt in die Einöde der winterlichen Gipfel.

Die makabre Todesphantasie dieses Traumes erhellet blitzartig, wie nah am Tode die Patientin gebaut ist. Wir denken unmittelbar an die Frühzeit ihres Lebens: die schwere Uteruserkrankung der Mutter, von der diese sich auch seelisch nie ganz erholte, — das Brüchigwerden des bergenden Bodens für das Kind. Alle Muttergeborgenheit, die innerstes vertrauliches Wachstum der Seele hegt, ist zerspellt. Wie ein eisiger Wind hat die Urangst Zutritt zu dem schwachen Gebilde der kindlichen Seele. Der makabre Bergbegräbnistraum läßt die Unterströmung deutlich werden, die uns bereits den in seiner Naivität fast rührend anmutenden Traum vom Ziegenwägelchen nur mit Sorge aufnehmen läßt.

Doch kehren wir von diesem zeitlich späteren Traum wieder zurück. Die Angst vor dem „Nichts, das immer weiter ins Nichts zieht,“ so daß auch die Erinnerung schwindet und die Zeit aufhört, bricht immer wieder über Eleanor herein.

Ein bestimmtes Motiv, wir nennen es das Motiv der Weihnachtsuche, tritt überaus häufig in den Träumen auf, oft verbunden mit dem gleichfalls sehr häufigen Kirchenmotiv. Ein drittes in der Nachbarschaft dieser beiden Motive häufig vorkommende Motiv ist das vom geköpften jungen Mann. („Im Garten unseres Hauses soll ein junger Mann enthauptet werden. Ich verberge mich mit Grausen, da ich den blutigen Leichnam nicht sehen will.“) Die Sehnsucht nach Liebe, die Sehnsucht nach dem Wunder der Geburt (Weihnachtsmotiv), die Sehnsucht nach einem Raum der Heilheit, der Bergung vor den Schrecken der Existenz gewährt (Kirchenmotiv) und die schweren unbewußten Aggressionen gegen das „Männliche“, das zeugerische Leben in der Weltbegegnung und in der eigenen Seele scheinen unlösbar verfilzt.

### Traum 3

„In einer großen Kirche, zwischen vielen Menschen. Bei einem Choralvers gerate ich in so begeistertes Singen, daß ich auf einem

Tisch (Altartisch?) tanze. Man zieht mich hinunter. Ich frage meinen Nachbarn: Wann kommt denn nun eigentlich die richtige Weihnachtsfeier? Er weiß es nicht. Vorne steht um ein Podium, auf dem eine riesige Kerze brennt, eine Fülle von kleinen brennenden Kerzen, die die Menschen einzeln nach vorne schreitend anzünden. Ein junges Mädchen möchte dort ihre eigene Kerze anzünden, löscht aber dabei die große Kerze aus, die umsinkt und alle die anderen Kerzen mit auslöscht. Bedauerndes Gemurmel in der Gemeinde.“

Tagelange Depressionen folgen diesem Traum. Nie kommt das Weihnachtssuchen in den Träumen zu einem Ziel. Immer wieder wird das Mysterium zerstört. Etwa so, daß Leute sich fleghaft benehmen, wenn gerade die Feier stattfinden soll; oder so, daß statt Weihnachtsbäumen dürre Besen aufgestellt sind, die den Straßenkehrerinnen gehören und mit zerknitterten Papierstreifen umwunden sind. Oder so, daß alle zur Feier in die Kirche gegangen sind, Nelly selbst aber nicht mitdurfte und statt dessen in einer Grammatik die Vokabel „Teufel“ in verschiedenen Sprachen heraussuchen muß. Findet aber die Weihnachtsfeier wirklich einmal statt, so ist sie mit dem Gefühl gräßlicher Ode und Langeweile verbunden, mit dem entsetzlichen Zeitgefühl: wieso denn schon wieder Weihnachten? Es war doch erst gestern! Und auf einem Transparent stehen die Worte: Ihr verbringt eure Jahre wie ein Geschwät.

Etwa in der Mitte des ersten Behandlungsjahres taucht ein neuer Traumtypus auf, der einen therapeutischen Ansatz im Sinne eines neuen Selbstverständnisses ermöglicht, indem er die Bewußtmachung der hysterischen Dressate anbahnt (die der psychotischen Dynamik ja gleichsam überlagert und zugleich auslösend mit ihr verbunden sind). Als Beispiel wählen wir einen einfachen, in häufigen Variationen auftretenden Traum dieser Epoche.

*Traum 4*

„Ich bin mit einem einfachen Landarbeiter verheiratet. Er bittet mich, ihm das Mittagessen zu kochen. Ich kann aber nicht kochen, und ich sage ihm, ich könne es nicht.“

Zu diesem Traum fiel Eleanor das Märchen von König Drosselbart ein. Sie sah sich selbst in der hochmütigen Königstochter, die alle Freier verspottet und dann auf Geheiß des Königs mit dem Bettler ziehen muß, der sie in das elende Häuschen führt. Erst nach vielen Prüfungen, nach langem Dienen und Lernen kann sie Königin werden, die Frau des Königs Drosselbart, der in der Person des Bettlers verborgen war. In der Ausstrahlung dieses Traumes, der viele entscheidende Szenen ihres Lebens wie in einem neuen Licht erscheinen läßt, werden die Punkte berührt, an denen Schicksal und Schuld ineinanderzufließen scheinen. Die Fragestellung kehrt sich für Eleanor zum erstenmal um. Nicht mehr: Was hat mich betroffen, was hat mich zerstört, was haben sie alle falsch gemacht und was hat das Leben und die Menschheit an mir gesündigt? — sondern: wo blieb ich selber die Antwort des Herzens schuldig? Warum blieb ich sie denn schuldig? Wäre nicht alles anders gekommen, wenn ich mich liebender und vertrauender der Welt der Menschen zugewendet hätte? Selbstverständlich können die Aspekte der Fragestellung so wenig auseinandergenommen werden wie Zettel und Einschlag des Teppichs. Aber therapeutisch ist es dennoch von größter Bedeutung, daß die Patientin im Sinne der Selbstwerdung fähig wird, einen Teil der Verantwortung auf sich zu nehmen. Wenn sie sich jetzt auch weiterhin noch eine „faulige Birne“, „durch und durch morsch“, einen „ausgetrockneten See“ nennt, so hat das bereits einen etwas anderen Klang und nicht mehr die Tonlage völliger Fatalität; die Beimischung einer Gewissensessenz ist schon spürbar, die in das Gefüge der Vergangenheit einen Spalt schmerzender Freiheit bohrt. Wenn „das alles“ nicht absolut festlag, dann ist auch Gegenwart und Zukunft nicht prädestiniert, dann bin ich nicht ge-

zeichnet, ausgeschieden, verworfen. Sie gibt in ihrem Selbstverständnis sich selbst als einer, die auch hätte lieben können, Raum. Wenn sie kein liebender Mensch war, so kann sie es vielleicht doch noch werden. Ihr präziöses Bedingungenstellen (Prinzessin im Drosselbartmärchen), ihr kaltes Urteilen ohne sich von Wirklichkeit und Wesen des Du berühren zu lassen, ihre hochmütige und vernichtende Ansprüchlichkeit mußten ja die Welt immer kälter, immer grauer, immer liebeloser und unheimlicher werden lassen.

Die Therapeutin weiß, daß der Weg zwischen neurosedagnostischer und psychiatrischer Sicht und somit die ganze therapeutische Arbeit mit dieser Patientin auf des Messers Schneide geht. Aber ohne ein großes existentielles Wagnis kann Eleanor unter keinen Umständen in das wirkliche, in das lebendige, in das liebende Leben zurückgeholt werden.

*Das zweite Behandlungsjahr*

In den Einfällen, Erinnerungen und Gesprächen blättern sich die Situationen des erlebten Lebens auf. Wie wäre es möglich gewesen, produktive an Stelle starrer Haltungen zu verwirklichen, spontan und vertrauend zu reagieren statt mit gekränktem Rückzug, sich ergreifen zu lassen, statt die Festung des ängstlich an sich selbst zweifelnden und verzweifelnden Ich immer wieder zu verteidigen? Wie hätte dieses oder jenes Erlebnis ausgesehen, wenn man, statt in steter vorgreifender Enttäuschungsbereitschaft und beleidigter Abwehr einmal mit Freudigkeit, mit Lebensneugier, mit Verwandlungsbereitschaft reagiert hätte? Wir malen uns ein Kind aus, das sich eine Puppe zu Weihnachten wünschte, — eine ganz bestimmte, denn es hatte sie vorher in einem Schaukasten gesehen, in Seide und Spitzen gekleidet, mit langen Haaren und bewimperten Kulleraugen. Auf dem Gabentisch aber sitzt



eine ganz andere Puppe, die der Vater in mühsamer Arbeit aus Holz geschnitzt, der die Mutter ein Kleidchen aus Leinen genäht hat. Die Eltern stehen in gespannter Erwartung, sie kosten den Jubel ihres Kindes voraus. Was wird geschehen? Wird das Kind sich in namenloser Enttäuschung abwenden, weinend nach der teuren Puppe aus dem Schaufenster begehren, und das ganze Fest ist zerstört? oder geht in dem Kinde in diesem einen Augenblick etwas ganz Seltsames vor sich: eine Umwandlung seiner Erwartungen, ein Entdecken und Finden, ein Einstimmen — ein produktives Geschehnis von unendlicher Tragweite? Wird es nach einem Moment des Schmerzes die hölzerne Puppe „annehmen“, die ganze Liebe, das unendlich viel Kostbarere spüren und diese Puppe nun in zärtlicher Beglückung in sein Herz schließen?

Eleanor begreift, daß es sich da um eine Modellszene handelt, die tausendfach im Leben des Menschen „vorkommt“. Sie selbst hat immer nach der seidenen Puppe geschrien. Sie blieb starr bei ihrer fixen Erwartungshaltung, wo es auf diesen gefühlhaft schöpferischen Überschritt, diesen „wendenden Punkt“ angekommen wäre. Stets den Träumen und den anamnestischen Vorgängen folgend (das Erlebnis mit dem Freund, das dem Ausbruch des psychotischen Zustands vorangegangen war!) werden die Situationen lebendig auf dies Modell hin erschlossen: innere Räume tun sich auf und ganze Dimensionen des Menschseins, die bisher verriegelt waren, treten ins Gefühl.

Mit Barrikaden von Angst und Ekel verlegt ist insbesondere der mann-weibliche Kontakt, eingeengt des Gottes Eros herrlicher Weltbereich auf das ebenso faszinierend wie abscheulich empfundene Thema „Sexualverkehr“, das die starre Dominante von Eleanors banglüsternen Phantasien in dieser Richtung bildet. „Wird man einander denn nicht, kaum verheiratet, als ekelhafte Schranke, die Ehe als trostlosen Kerker erfahren — gekettet an das Widerlichste, hilflos erbost, einander nur hassen können?“

Ein Traum mit deutlich sexueller Atmosphäre „Mein Bruder verflucht mich im Badezimmer“ drückt diese sture, inzestfixierte Gestimmtheit aus. Der ganze Bereich der Leiblichkeit, insbesondere im geschlechtlichen Aspekt, war ja von Kindheit an diskriminiert und abgespalten worden. „Das alles“ wurde ja auch von der Mutter immer als unanständig, als Schmutzerei erklärt — dabei gleichzeitig eifrig begackert. Als Nelly fünfjährig ist, zeigt ihr ein Spielkamerad durch Gebärden, die sie nur sehr entfernt begreift, was die Großen da eigentlich immer treiben. Zufällig kommt die Mutter zu der Szene dazu und verjagt den Kleinen, den Nelly sehr gerne mag, mit entrüstetem Geschrei, doch ohne Erklärung. Einige Zeit später stirbt die Mutter eben dieses Jungen im Kindbett von fünf kleinen Kindern weg. Nelly sieht den Vater ihres Spielkameraden in trostloser Verzweiflung zusammengebrochen und sich den Tod wünschend. Wieder verflechten sich für ihr tastendes Ahnen Sexus und Thanatos, Geburt und Tod als verschlingende Katastrophen.

Unter der modernen Jugend ihrer derzeitigen Umgebung aber beobachtet Eleanor das sexuelle Flirten, das wie ein Glas Champagner, wie ein Glas Cognac genossen wird, — was sie ebenso verwirrt und abstößt wie die prude Erziehung zu Hause. Unter der Unwahrheit beider Haltungen kann durch die therapeutische Entwicklung nur langsam die Wahrheit des Du, die Wahrheit eines Seinkönnens aus dem Herzen, die Wahrheit der Liebe als eines langen wunderbaren Weges hervordämmern, die Wahrheit eben des göttlichen Eros. Das Aufleuchten der Liebe aus dem Grunde, die ewige Schönheit der „ersten Augenblicke“, die zarten Schritte des Vorfrühlings zum Frühling, das beglückende Reifwerden des Herzens in unendlichen Stadien — Märchen, Lied, Lyrik — das alles beginnt in ihr Gefühlsfeld einzurücken. Hugo Wolfs Vertonung von Goethes Gedicht „Anakreons Grab“ erweckt in ihr auf einmal ein Staunen, — so auch seine Vertonungen der Liebesgedichte Mörikes und des Spanischen Liederbuchs von

Paul Heyse. In Keimen von Staunen erwacht ihre Imagination für das, was Liebe, was Begegnung, was das tiefste Geheimnis, das Weh und der schmerzvolle Zauber der Verwandlung ist, die die echte Leidenschaft meint.

Aber ihr radikales Mißtrauen gegen sich selbst will nicht so bald aufschmelzen; sie selbst sei eben niemand, nur ein Anhängsel der Brüder, ein Glied der berühmten Familie, niemand könne sich auf sie als einen eigentlichen Menschen beziehen. Allmählich aber entdeckt sie doch, daß diese ihre starre Grundhaltung: „ich bin nichts“ gleichbedeutend ist mit „ich wage mich nicht“. Die Bindung an die Brüder und an den Vater, die alle sie als Zuckerpüppchen behandelten, ihr jedes rauhe Lüftchen ersparten, ihr jedes Selbständigwerden unmöglich machten, — diese Bindung wäre gar nicht möglich gewesen ohne ihre eigene Scheu vor dem Risiko, Scheu vor der Verantwortung eines urtümlichen Lebens. Aus dem ganzen inzestuösen und zugleich ambivalenten Knäuel ging die „Prinzessin“ hervor: hochmütig, kalt und dedaignös anspruchsvoll nach außen, verwirrtes, armseliges, sich selbst für ein Nichts haltendes Kind nach innen.

Die Übertragung macht die heftigsten Krisen durch. Jede unvorsichtige Überdosierung an Zumutbarem bekommt die Therapeutin in schweren aggressiven Reaktionen von Zorn, Wut und Widerstand zu spüren. Das ganze zweite Behandlungsjahr ist ein Wanken von Baisse zu Baisse — zwischen denen sich aber dennoch entscheidende Lichtungen auftun. Es darf keinen Augenblick vergessen werden, daß alle diese Bemühungen um das Erhellten von Situationen und Problemen, um das Anknüpfen von Fäden an die Wirklichkeit des Lebens auf einem sehr dunklen, sehr schwankenden Untergrund vor sich gehen. Immer wieder sackt alles ein, die Angst vor den Dämonen, die sie überfallen hatten — denn als Herrschaft von Dämonen hat sie in der Tat das akute psychotische Stadium erlebt — die Angst vor dem Absturz dahin, wo weder Zeit noch Raum, wo keine „Welt“ mehr ist, durchzittert diese

Psyche noch ununterbrochen. Besonders die Übergänge zwischen bewußtem und unbewußtem Zustand, Einschlafen und Aufwachen, sei es nachts, sei es am Tage, sind gespenstischen Attacken ausgesetzt. Schon der Untergang der Sonne ruft die beklemmende Angst hervor. Eleanor kann in einer schönen Landschaft spazieren gehen oder im winterlichen Gebirge skifahren, um nur mit dem qualvollen Ausbruch zu reagieren: „Es ist alles sinnlos. Mich berührt nichts mehr.“ Immer wieder lautet das letzte Fazit, das sie zieht: „Dem Entsetzlichen sind keine Grenzen gesetzt.“ Mit tonloser Stimme versichert sie, daß es nicht Eigensinn sei, aber sie fühle sich wie abgelöst, es steige nichts in ihr auf, es komme nichts aus ihr heraus. „Mich kann nichts mehr mit dem Menschsein versöhnen, auch Beethovens Streichquartette nicht. Gott ist ein grausamer Henker. Wo er einen fassen kann, da quält er einen sinnlos. Mir ist immer so, als ob alle Menschen gestorben wären.“

Es heißt für die Therapeutin, in diese Tiefen der Verlassenheit zu folgen und dazubleiben, wo solche Finsternisse hereinbrechen. Man kann da nicht einen Lichtstrahl hineinragen wollen, er kann höchstens von selber entstehen in der Zweisamkeit des Exils. Immer wieder taucht bei Eleanor das Fragen auf, das Grübeln über die unergründliche Natur Gottes, über die schauerliche Dunkelheit seiner Fremdheit. Da müssen nun beide gleichermaßen Suchende sein, Fragende und Erschütterte. Jedes Dogma nicht nur, nein jede Gewißheit muß beim Therapeuten wie aufgehoben sein, denn jeder Hinweis auf die Fülle des Heiligen würde wie Gift wirken. Ausgelöscht ist auch für den Therapeuten auf Augenblicke alles strahlende Zeugnis. Er muß einen Tod alles Guten und Ewigen mit dem Partner durchmachen. Wenn es aber dann doch leise durchblinkt, das was in der Schönheit und in der Seligkeit der Welt auch Wahrheit ist, die kindhaft und ganz dankbar vernommen werden darf, dann ist es nur eine scheue Erfahrung, die gerade jetzt in den Verbundenen wie erstmalig aufkeimt.

Allmählich werden die Träume und Stimmungen profunder Un-

terweltlichkeit seltener. Zugleich hört in der Mitte des zweiten Behandlungsjahres das Zittern und Gliederschlagen auf. An seiner Stelle werden nur noch „Spannungen“ erlebt, die langsam tragbarer werden. Freilich kommt immer wieder noch einmal eine Welle des Abgründigen, aber doch mehr wie Wetterleuchten eines nachgrollenden Gewitters.

Die Therapeutin hat nicht den Versuch gemacht, die Psychose zu vertuschen, zuzudecken, abzubetonieren. Sie hat sie als „Aufgabe“ gesehen, die die Patientin zu bestehen hat, menschlich, religiös, existentiell. Eleanors Sein als Mensch mußte sich so weiten, daß sie ihr psychotisches Sein umgreifen, durchdringen und mit ihm im Gleichgewicht bleiben konnte. Erst im dritten Behandlungsjahr aber konnten die Inhalte der Psychose eigentlich aufgegriffen und durchgearbeitet werden. Wenden wir uns aber nunmehr zunächst noch dem Geschehen des zweiten Jahres zu.

Aus den chaotischen Traummassen dieses zweiten Jahres können wir wiederum nur wenige Träume herausgreifen, um den inneren Entwicklungsweg, das allmähliche Bodenfassen der Patientin zu verdeutlichen.

Ein düsteres Lebenspanorama, die wahnsinnige Angst einer destruierten Welt tut sich im folgenden Traumbild auf.

#### *Traum 5*

„Ich steige von einem hohen Bergvorsprung zu einem reißenden Strom hinunter. Teils geht es über Leitern, die kaum mehr Sprossen haben. Mir ist schwindlig. In einer Höhle am Berg unter mir höre ich Männer leise miteinander sprechen; es sind wohl Kriegsgefangene, die zum Tode verurteilt sind und auf ihre Hinrichtung warten. Dann stehe ich am Ufer des unheimlich reißenden Stromes. Nicht weit von mir macht er eine Biegung und verströmt in eine unendliche dunkle Landschaft. Ich denke mit Schrecken, daß ich drüben an einer seichten Stelle noch vor kurzem hineingegangen bin, ohne die Gefahr zu kennen. Mir gegenüber am Ufer steht

ein nackter alter Mann, der ins Wasser macht. Er ist an den Genitalien verstümmelt, ein Trottel, gar nicht bei sich. Ein paar Nonnen mit einer Klasse Kinder gehen zu meinem Schrecken stur wie die Automaten in das reißende Wasser. Mitten im Strom tummeln sich ein paar Burschen, die einander necken und drängeln, so daß sie jeden Moment ertrinken können.“

Dieser Traum löste wieder ein so peinvolles Zittern aus, daß sie ihn während mehrerer Analysestunden nicht zu erzählen wagte.

Kein weiser und wissender Stromgott also begegnet Eleanor am Ufer des Lebensstroms, diesem Urbild des zeugenden Lebens und seiner ewigen Ordnungen. Hier ist das Wasser reißend, unheimliche Macht, der drei Aspekte begegnen: der kastrierte, der automatische, der leichtfertige Mensch. Ein debiler Alter uriniert stumpfsinnig ins Wasser, defekt an den Zeugungsorganen, eine Negation alles Schaffenden und Geschaffenen. Auf dies Bild hat sich Heraklits Urvision des Werdensstromes verengt und verarmt. Das männliche Leben aber ist zum Tode verurteilt, sei es durch Hinrichtung, sei es durch seinen törichten Leichtsin. Das Weibliche in der Gestalt der Nonnen scheint gegen jede Gefahr gefeit zu sein durch die Opferung des Geschlechts und den Schutz des Dogmas. Wie die Automaten gehen sie gleichsam nur zu Lehrzwecken mit der Schulklasse ins Wasser. Die Träumerin selbst aber erschrickt zu Tode bei der Vorstellung, daß sie selber ja ahnungslos in den Strom getaucht ist, von dem sie beinahe weggerissen worden wäre. (Psychose!)

Nicht sexuelle Gehemmtheit allein drückt sich in diesem Traum aus, sondern die ontische Problematik der Sexualität als solcher: das sinnlose Jagen der Zeit, das Leben als ein reißender Untergang im Unendlichen. — Gerichtete, Abgestumpfte, Fahrlässige . . . und wie ein Inbegriff des traurigen Hohnes der alte Blöde, der den Strom beschmutzt. Das „Hader“ der Patientin gegen die Grundbedingungen der menschlichen Existenz tritt an einem solchen Traum ins Licht.

Es muß verständlich werden, daß der Übertragung eine wesentlich tiefere Bedeutung zukommen muß als die einer bloßen Projektion und Projektionsverarbeitung. Senkt doch die Patientin gewissermaßen Wurzeln in das Wesen der Therapeutin. In den Gesprächen, die an Hand eines solchen Traumes notwendig werden, kann es sich nicht um Analyse und Orientierung, um rationale Durchleuchtung allein handeln. Die Therapeutin hat zu öffnen, was Liebe wirklich ist, — sie läßt Erfülltheit von Liebe sichtbar werden in allem, was Liebe rein ausspricht, so daß ein inneres Auge der Patientin sich bilden kann für diese weltüberwindende tiefste Wirklichkeit der menschlichen Existenz. Es kann uns nicht wundern, daß Träume in ungezählten Variationen den sich anbahnenden Wandel im Menschsein der Patientin an der Person der Therapeutin „durchüben“. In diesen Träumen ist die Therapeutin etwa als zartes Mädchen mit einem Ungeheuer verheiratet, das sich erst sterbend als ein Mensch enthüllt; oder sie hat eine riesige Schar von Kindern aber keinen Mann; oder dann einen ganz kleinen zwergartigen Mann, der märchenhafte, magische Kräfte besitzen soll. Einer dieser Träume lautet endlich so:

*Traum 6*

„Ich bin auf unserem Gut zu Hause. Auf dem Rasen durch die Bäume sehe ich in einen wunderbaren Sternenhimmel hinauf. Dann komme ich in die Waschküche; dort ist meine Mutter damit beschäftigt, drei Kinder zu baden, die in Waschubern sitzen. Es sind blonde Knaben, — alle idiotisch, wie ich auf den ersten Blick sehe. Meine Mutter scheint aber gar nicht zu merken, daß es idiotische Kinder sind. Dann sehe ich Frau H., auf deren Schoß ein wunderbarer blonder Knabe sitzt, andere gesunde schöne Kinder schweben wie Geistererscheinungen auf Fäden durch die Luft.“

Der Kampf zwischen der kranken und der gesunden Seele der Patientin, wenn man sich einmal so ausdrücken dürfte, spiegelt

sich im Lauf dieses zweiten Jahres in wiederholten Zwillingsträumen, von denen ich drei herausgreife, um die reifer werdende innere Auseinandersetzung zu zeigen.

*Traum 7*

„Bei uns zu Hause sind Zwillingsschwestern. Die eine von ihnen ist unrettbar umnachtet. Vergeblich versucht man, ihr zu helfen; ihre Umdüsterung kann nicht gelöst werden. Die andere ist wohl ganz lebensfähig, sie ist schön und gesund, aber das Schicksal ihres Zwillings drückt so auf sie, daß sie keinen Moment froh werden kann, ihr Leben ist dadurch verdorben.“

Dann schlägt der Traum unmittelbar in eine nächtliche sturmdurchtobte Heide um, auf der die Patientin allein in einer Leichenhalle übernachten muß. Die Therapeutin wohnt in einem Zelt auf eben dieser Heide. Von Gespensterangst gejagt flüchtet sich die Träumerin zu ihr und will ihr von den Zwillingen erzählen, bringt aber kein Wort heraus.

Ein weiterer Zwillingstraum läßt die beiden Schwestern auf einem Jugendfest erscheinen.

*Traum 8*

„Die eine Schwester findet daselbst einen scheuen Verehrer, mit dem sie sich, als der Tanz begonnen hat, in den Waschraum zurückzieht und dort einschließt. Die andere Schwester, die alles beobachtet hat, rüttelt an der Tür und verkündigt dann triumphierend der ganzen Gesellschaft, was geschehen ist. Alle sind sehr bestürzt, denn man glaubt, daß die beiden sich da drinnen erhängen werden, weil sie nicht mehr zurückkönnen. Niemand hat den Schlüssel, die Eltern sind fort. Dann kehren die Eltern zurück und können nur noch feststellen, daß die beiden jungen Leute schon tot sind.“

*Traum 9*

Ein dritter Zwillings Traum läßt die Patientin selbst eine der Schwestern sein. Der Traum spielt zur Zeit der Inquisition, in einem Hause, das halb Schloß, halb Kirche ist. Die eine Schwester ist angeklagt und soll verurteilt werden. Die Patientin selbst aber steht unter dem Schutz des „herzoglichen Hauses“, ihr kann nichts Arges widerfahren, und es gelingt ihr, Zutritt zu erhalten zu der Inquisitionsverhandlung, bei der die andere wegen eines unbekanntes Verbrechens vor Gericht steht. „Ich komme in einen kleinen kahlen Raum, in dem ein alter Mönch auf einem Podium sitzt. Das junge Mädchen wird zum Verhör hereingeführt, sehr jung und sehr lebhaft, in langem, weißen Gewand. Der Mönch fragt sie, ob sie noch einen Wunsch habe, und sie bittet, daß ich dabei bleiben dürfe bis zum Ende. Ich habe wenig Hoffnung, daß ich ihr helfen kann, da von der Kirche schon alles über sie beschlossen ist. Aber ich setze mich dem Richter genau gegenüber und versuche, ihn mit meinen Augen zu beeinflussen, daß er vielleicht doch noch zur Milde gestimmt wird.“

Auch ohne den Kontext der Einfälle, die natürlich jeden dieser drei Träume in ein dichtes Kraftfeld inneren Erlebens stellen, ist es für den Erfahrenen zu erkennen, wie sich die Positionen des inneren Dramas umgruppieren. Im Zwillingsmotiv als solchem haben wir uraltes seelisches Gut vor uns, in dem Mythos und Märchen — man denke z. B. an Castor und Pollux und an das Märchen von den Goldkindern — die dunkle und die lichte, die sterbliche und die unsterbliche, die todverfallene und die weltüberwindende, ins Ewige reichende Wurzel der menschlichen Existenz spiegeln. Im ersten der drei angeführten Zwillingsträume wird die Katastrophe dumpf hingenommen, die Depression umfaßt beide Schwestern und trägt das Stigma schicksalhafter Fatalität. Der Ausklang des Traumes im Totenhaus auf der nächtlichen Sturmheide läßt die Übermacht der Angst zum Ausbruch kommen. Auch die Therapeutin wohnt nur in einem Zelt auf dieser Heide, und

die Träumerin ist nicht fähig, aus dem Verstummen im Entsetzen auch nur zur Sprache zu finden. Die Umnachtung des kranken Zwillings liefert das Leben beider Schwestern dem Verderb aus, — wobei aber auch hier schon eine Spur von „Liebe“, die Anteilnahme am Schicksal der dunklen Schwester zu erkennen ist. Der zweite Traum rückt die Spannung des Zwillingspaars in den Lebensbereich des „Jugendfestes“. Die von Eleanor in früher Kindheit erlebte Komplexität von Tod und Sexualität spricht sich hier deutlich aus. Die eine der Schwestern folgt dem Verehrer-Verführer in den „Waschraum“, diesen von frühkindlichen Phantasien umwitterten Ort körperlicher Nacktheit, der hier zum Ort der Katastrophe wird: Eros kann im Beugungswinkel der Depression nur als Todesvorgang erscheinen. Die Jugendlichen stehen wie hilflose Kinder, wenn die Eltern aus dem Hause sind; hinter verschlossenen Türen trägt sich zu, was man nicht auszudenken wagt und mit dem Doppelselbstmord des jungen Paares endigt. Erst im dritten Traum wagt sich die Patientin in Person als eine der Schwestern zu träumen, und nun greift sie erstmalig selber aktiv in den verhängnisvollen Ablauf ein. Die Angeklagte hatte sich, wie aus den Einfällen hervorgeht, in einen „Bund mit dem Bösen“ eingelassen. (Psychose!) Aber sie wirkt keineswegs wie eine Hexe, der Traum stellt sie im weißen Gewande, jung und lebensvoll dar. Die Träumerin aber wagt es nun, sich für den unglücklichen Zwillings einzusetzen; sie versucht, ihre Schwester dem tödlichen Urteilsspruch abzutrotzen. Die „lichte“ Schwester, — im ersten Traum von der Krankheit der „dunklen“ mitzerbrochen, im zweiten bloß kindische, törichte „Angeberin“ der tabudurchbrechenden anderen, — entfaltet jetzt im dritten Traum eine produktive Tätigkeit für den unselig angeklagten Zwillings, die Hexe, die aber schon in hellem Gewand erscheint; sie kämpft für sie, wenn auch mit nur wenig Hoffnung, nur mit dem magischen Mittel der Blicke, und selber einzig gefeit durch den Schutz des „herzoglichen Hauses“ (Übertragung).

Eindringlicher, mutiger schon beginnen allmählich die Träume das Geheimnis des ewigen „Stirb und werde“ zu umkreisen. Der folgende durchsichtige Geburtstraum, in dem freilich das Kind noch mythisch wunderbar, ohne den zeugenden Mann und nur mit Hilfe eines alten treuen Dieners „Joseph“ — einer Josephsgestalt im tieferen Sinn heiliger Legenden — ins Dasein gehoben wird, gebe davon ein Bild.

*Traum 10*

„Über eine Steinbrüstung sehe ich mit Schrecken den vierjährigen Jonny ins Wasser fallen. Mutti steht daneben, aber sie kann auch nach keinem Kind tauchen (!) und ruft nur verzweifelt Jonny, Jonny!, wobei sie kleine Papierfähnchen über dem Wasser schwenkt, an denen er sich anscheinend festhalten soll. Ich renne davon, um jemanden zu holen und treffe auf ein paar alte Gepäckträger, aber als ich sie anrufe, schütteln sie nur verständnislos die Köpfe. Im nächsten Raum stehen ein paar Jüngelchen. Als ich schon von weitem rufe: „Kann jemand rettungsschwimmen?“ hebt ein schwächlicher Jüngling mit Brille den Finger wie in der Schule. Ich will ihn gleich mit wegziehen, aber er tänzelt verlegen herum und sagt, er wolle sich erst noch zum Tanzen umziehen. Es hilft ihm nichts, er muß mit. Als wir in die Halle kommen, bleibt mir fast das Herz stehen, denn man hört einen Laut, als ob eben das letzte Wasser aus einer Badewanne läuft und ich glaube, es ist alles schon zu spät. Stattdessen sehe ich aber, überstrahlt von einer hellen Lampe, ein Fischerboot mit unsrem alten Hofmeister Joseph, (ich mochte ihn als Kind sehr gern, er hatte etwas vom „Joseph“, vom Vater des Jesuskindes, für mich), der in behutsamen Händen einen ganz klein gewordenen Jonny hält. Kopf nach unten hält er ihn, damit das Wasser herausläuft. Jonny ist wieder zum ganz kleinen Baby geworden. Er bewegt ein bißchen den Kopf und verzieht das Gesicht zum Weinen, darüber bin ich sehr froh, denn er lebt. Joseph legt ihn nun auf einen großen

Baumstumpf mitten im Wasser und sagt zu der Schar von Kindern, die sich am Ufer gesammelt haben und voll Staunen sich drängen: Nun dürft ihr ihn recht anschauen. Sie strecken ihre kleinen Arme aus, aber es ist zu weit. Ich nehme Jonny auf meine Hände, aber es ist mir etwas ängstlich, er ist noch gar nicht fertig.(!) Und ich lege ihn auf den Baumstumpf zurück.“

Das Traumgeschehen ist für den Kundigen so durchsichtig, daß es kaum eines Kommentars bedarf. Mutti „kann nicht nach einem Kinde tauchen“, (sie wird mir, der Träumerin, nicht zu einem Kinde verhelfen,) sie benimmt sich ja selber hilflos und töricht wie ein Kind. Die Männer sind entweder alte Gepäckträger oder „dumme Jungens“, die nur Tanzerei und Lackschuhe im Kopfe haben. Hilfreich aber erweist sich „Joseph“, der eben nicht wie andere Männer ist, sondern dem Heiligen Geist das wirkende Wunder überläßt. Das alte Mythenmotiv der Baumgeburt verflucht sich mit der Geburt aus dem Wasser, und die anmutige Schlußszene erinnert von fern an manche Darstellungen der Krippe zu Bethlehem, auf denen Kinder die Arme nach dem lichtumstrahlten Neugeborenen ausstrecken, das die Jungfrau selbst kaum in den Händen zu halten wagt.

Ein letzter Traum aus dieser Epoche bringe zur Anschauung, in welcher Tiefe der Ansatz der kernhaften Wandlung hier erfolgen mußte. In verhüllter Form erscheint in ihm die Träumerin selbst als das „göttliche Kind“. Es ist freilich nur ein Moment, der diese archetypische Tiefe der Existenz anklingen läßt, die Seele als das göttliche Kind aufleuchten läßt. Gleich darauf läuft der Traum aus in das spielerische Gehabe eines kleinen Schulmädchens.

*Traum 11*

„Ich liege auf den Stufen zum Altar in einer großen, durch Kerzen erleuchteten Kirche. Über mir, obgleich nicht zu sehen, Frau H. wie ein dunkler Engel. Ich weiß nicht, ob ich in ihrem Schoß liege. Tiefe Stille herrscht. Dann sagt ein kleiner Schulkamerad,

der etwas ferner steht: „Ihr habt alle diese Augen.“ Ich verlasse mit ihm die Kirche. Draußen fällt mir ein, daß ich mein Heft vergessen habe. Ich laufe eilig zurück, doch jetzt ist die Kirche in einen Schulraum verwandelt. Ich finde mein Heft und hüpfе dann in großen Sprüngen mit meinem kleinen Kameraden durch die stockdunkle Straße.“

Wird hier eine „Wahrheit“, die der frohen Botschaft, keimhaft in Fleisch und Blut der Seele wahr, — aus der wie aus einer ewigen Wurzel Vertrauen in die Welt und Vertrauen in das Menschsein erwachsen kann? Mir scheint, daß mit der Feststellung: „Übertragung, in den religiösen Vorstellungsraum verlegt,“ hier gar nichts gesagt wäre. Hier geht es um echtes existentielles Geschehen, das im Traumerleben transparent wird.

### *Das dritte Behandlungsjahr*

Aber nicht in beständig fortschreitender Aufwärtsentwicklung baut das dritte Behandlungsjahr sich nun auf solchen „Lichtblicken“ auf, — im Gegenteil, jetzt geht der Weg erst in die eigentlichen Abgründe der „Krankheit zum Tode“, als die dieses Leben sich exponiert und zuletzt in den Schlund der Psychose gestürzt hatte. Nunmehr aber kann es auch auf der Basis der bisher gewonnenen Selbstwertung gewagt werden, den „Dämonen“ erstmalig voll ins Auge zu blicken. Angst, Scham und Schuldgefühl in Bezug auf die Zeit der psychotischen Erkrankung, das peinvolle Gefühl des „outcast“, das Gefühl, vor allen Menschen etwas verbergen zu müssen, etwas Trennendes, das auch der nicht kennt, dem sonst nichts Menschliches fremd ist — das alles durfte nun nicht mehr unter schonenden Schleiern versteckt bleiben. Es mußte zum offenen Austrag gebracht, die spukhaften Emotionen der Psychosezeit, dieses „Sein wie nach dem Tode“ mußten hic et nunc „wiederholt“, dem Partner zugemutet und dadurch verwandelt

werden. Die Frage: Was ist der Mensch? mußte dadurch in einen Horizont rücken, der auch dies noch einschloß oder erschloß, — das Menschenbild mußte in einer solchen Tiefe entworfen werden, daß auch das Ausgestoßensein der Psychose seinen Raum in ihm fand und seinen entehrenden Stachel verlor. Nicht „Vergiß das alles und wende dich ins rasche tätige Leben“, durfte hier die Devise lauten, sondern „Werde so reif und so stark, daß du um das alles wissen und dich dennoch als du selber fühlen kannst“.

Wir waren nun schon so weit gekommen, daß wir ohne neue Paniken riskieren zu müssen, über die beunruhigendsten Bewußtseinsänderungen der psychotischen Phase sprechen konnten. Die Hölle, in die sie damals geraten war, stellte Eleanor vor ihre besondere Aufgabe, vor der sie nicht mehr den Kopf in den Sand stecken durfte. Das begriff sie jetzt: das „Herz“, das Menschsein selbst mußte sich weiten und vertiefen. Es zeigte sich aber nun, daß ein letzter, schier unversöhnlicher Groll in Eleanor nagte: sie konnte es Gott nicht verzeihen, daß er solches zugelassen hatte. Sie selbst war zwar entronnen, aber alle die anderen, die aus dieser Unterwelt, aus dieser grausamen Verlassenheit nie herausfinden würden! Und auch ihr Leben war ja gebrandmarkt, sie würde nie ein Kind haben wollen bzw. dürfen, das vielleicht der gleichen Gefahr ausgesetzt sein würde. Die „christliche“ Gedankenschicht half ihr bei diesen Fragen nicht im geringsten; sie trug sie wie einen steifen Mantel, der die Wunden dieser tiefsten Kränkung bedeckte, aber nicht heilte.

Aus der Menge der Träume, die den Grundkonflikt bearbeiten, seien zwei hier herangezogen. Der erste ist lapidar.

### *Traum 12*

„Eine junge Frau wird von einem alten Mann — vielleicht ihrem Vater, vielleicht ihrem Gatten — grausam gequält. Sie schreit um Hilfe, aber alles ringsum ist erstarrt, jeder weiß, daß es dagegen keine Rettung gibt.“

der etwas ferner steht: „Ihr habt alle diese Augen.“ Ich verlasse mit ihm die Kirche. Draußen fällt mir ein, daß ich mein Heft vergessen habe. Ich laufe eilig zurück, doch jetzt ist die Kirche in einen Schulraum verwandelt. Ich finde mein Heft und hüpfte dann in großen Sprüngen mit meinem kleinen Kameraden durch die stockdunkle Straße.“

Wird hier eine „Wahrheit“, die der frohen Botschaft, keimhaft in Fleisch und Blut der Seele wahr, — aus der wie aus einer ewigen Wurzel Vertrauen in die Welt und Vertrauen in das Menschsein erwachsen kann? Mir scheint, daß mit der Feststellung: „Übertragung, in den religiösen Vorstellungsraum verlegt,“ hier gar nichts gesagt wäre. Hier geht es um echtes existentielles Geschehen, das im Traumerleben transparent wird.

### *Das dritte Behandlungsjahr*

Aber nicht in beständig fortschreitender Aufwärtsentwicklung baut das dritte Behandlungsjahr sich nun auf solchen „Lichtblicken“ auf, — im Gegenteil, jetzt geht der Weg erst in die eigentlichen Abgründe der „Krankheit zum Tode“, als die dieses Leben sich exponiert und zuletzt in den Schlund der Psychose gestürzt hatte. Nunmehr aber kann es auch auf der Basis der bisher gewonnenen Selbstwertung gewagt werden, den „Dämonen“ erstmalig voll ins Auge zu blicken. Angst, Scham und Schuldgefühl in Bezug auf die Zeit der psychotischen Erkrankung, das peinvolle Gefühl des „outcast“, das Gefühl, vor allen Menschen etwas verbergen zu müssen, etwas Trennendes, das auch der nicht kennt, dem sonst nichts Menschliches fremd ist — das alles durfte nun nicht mehr unter schonenden Schleiern versteckt bleiben. Es mußte zum offenen Austrag gebracht, die spukhaften Emotionen der Psychosezeit, dieses „Sein wie nach dem Tode“ mußten hic et nunc „wiederholt“, dem Partner zugemutet und dadurch verwandelt

werden. Die Frage: Was ist der Mensch? mußte dadurch in einen Horizont rücken, der auch dies noch einschloß oder erschloß, — das Menschenbild mußte in einer solchen Tiefe entworfen werden, daß auch das Ausgestoßensein der Psychose seinen Raum in ihm fand und seinen entehrenden Stachel verlor. Nicht „Vergiß das alles und wende dich ins rasche tätige Leben“, durfte hier die Devise lauten, sondern „Werde so reif und so stark, daß du um das alles wissen und dich dennoch als du selber fühlen kannst“.

Wir waren nun schon so weit gekommen, daß wir ohne neue Paniken riskieren zu müssen, über die beunruhigendsten Bewußtseinsänderungen der psychotischen Phase sprechen konnten. Die Hölle, in die sie damals geraten war, stellte Eleanor vor ihre besondere Aufgabe, vor der sie nicht mehr den Kopf in den Sand stecken durfte. Das begriff sie jetzt: das „Herz“, das Menschsein selbst mußte sich weiten und vertiefen. Es zeigte sich aber nun, daß ein letzter, schier unversöhnlicher Groll in Eleanor nagte: sie konnte es Gott nicht verzeihen, daß er solches zugelassen hatte. Sie selbst war zwar entronnen, aber alle die anderen, die aus dieser Unterwelt, aus dieser grausamen Verlassenheit nie herausfinden würden! Und auch ihr Leben war ja gebrandmarkt, sie würde nie ein Kind haben wollen bzw. dürfen, das vielleicht der gleichen Gefahr ausgesetzt sein würde. Die „christliche“ Gedankenschicht half ihr bei diesen Fragen nicht im geringsten; sie trug sie wie einen steifen Mantel, der die Wunden dieser tiefsten Kränkung bedeckte, aber nicht heilte.

Aus der Menge der Träume, die den Grundkonflikt bearbeiten, seien zwei hier herangezogen. Der erste ist lapidar.

### *Traum 12*

„Eine junge Frau wird von einem alten Mann — vielleicht ihrem Vater, vielleicht ihrem Gatten — grausam gequält. Sie schreit um Hilfe, aber alles ringsum ist erstarrt, jeder weiß, daß es dagegen keine Rettung gibt.“



Der Traum lag ihr lange schwer in den Gliedern. „Das ist das Omen, ich werde nie wieder ins Leben hineinkommen.“ Ihr erster spontaner Einfall lautete: „Das ist Gott, der mich zerstört — dagegen ist nichts zu machen. Er will mich nicht, er lehnt mich ab. Selbst Christus ist ja am Kreuz von ihm im Stich gelassen worden.“

Jedes theologische Reden und Berichtigen wäre hier vorbei gegangen. Aber es ist wohl ohne weiteres deutlich, daß auch ein rein analytisches Vorgehen im Sinne der Aufdeckung einer sadistisch-masochistischen Triebfixierung grundsätzlich zu kurz gegriffen hätte. Zunächst galt es nur einfach, schweigend mitzuleiden. Man muß um die Momente wissen, in denen man die Spannung auf sich beruhen lassen soll, im Bewußtsein, daß konstellierende Kräfte ja unentwegt „arbeiten“, denen der Patient sich geöffnet hat dadurch, daß er sich dem Partner anvertraut. Der zweite dieser beiden Träume exponiert den Konflikt ausführlich:

### *Traum 13*

„Im Stift, in dem ich meine letzten Schuljahre verbrachte. Ein Fliegerangriff, die Bomben schlagen in das Haus. Tote werden auf Bahren die Treppen herauf- und heruntergetragen. Es heißt, eine ganze Anzahl Schülerinnen seien umgekommen. Ich sehe auch einen Jüngling tot, dessen schönes Gesicht mit weit aufgerissenen Augen wie in eine grauenvolle Leere starrt. Dann bin ich im Garten, einem kleinen Garten dicht voller blühender Blumen, die einen unerträglich traurigen Eindruck auf mich machen. Besonders der blaue Rittersporn ringsum — so fremd und kalt und tot. Aus dem offenen Fenster höre ich die Stimme des jungen Pfarrers, der die Begräbnisformalitäten anordnet. Eine abgebrühte, geschäftsmäßige Stimme. Auch der Tod ist Bürokratie geworden. Aus dem Gärtchen trete ich auf die Straße. Hohe Miethäuser. Nirgends auf der Welt gehöre ich hin.“

Die öde Traurigkeit dieses Traumes und seiner Stimmung drückt

Eleanor wieder tagelang nieder. Es ist eine Zeit, in der sich „das Gräßliche“ wieder in kurzen Attacken meldet, zuweilen nur Minuten, zuweilen eine halbe Stunde dauernd. Die therapeutische Arbeit findet in dichter Folge statt. Die breite Amplifikation eines solchen Traumes wie des letztgenannten und die Flut der Einfälle zu ihm, die sich besonders auf die Pubertät und die frühe Kindheit erstreckten, kann hier natürlich nicht wiedergegeben werden. Schon damals kam es immer wieder zu Momenten eines völligen Verlorenheitsgefühls, das auch der Traum aussagt: die Träumerin fühlt sich ausgesperrt aus dem allumgreifenden Lebenszusammenhang — ja selbst dem Tod der anderen steht sie kontaktlos, unfühlsam gegenüber, als ginge sie das alles nichts an — und sogar die blühende Vegetation stößt sie weg, stößt sie fort in eine Einsamkeit von metaphysischer Dimension. Der Tod öffnet die Seele nicht in ein Hoffen, in eine Kraft, in ein ontisches Vertrauen — selbst der Tod ist kalte Geschäftigkeit, ablaufender Apparat, schnarrende Sinnlosigkeit. Er verbindet den Menschen weder mit Gott noch mit den anderen Menschen. Die einbrechende Katastrophe des Bombenangriffs präsentiert es nur schärfer: in der Grenzsituation erfährt die Seele nicht Aufschwung, sondern nur radikale Verneinung.

Träume folgen, in denen Eleanor um die Therapeutin bangt, die schweren, tödlichen Krankheiten ausgesetzt sei. Dann aber liegt sie auch selber als todkrankes kleines Kind im Bett und schlingt die Arme um den Hals der Therapeutin. Es ist, als mache sie nun die frühesten Traumata noch einmal durch. Und es kommt alles darauf an, daß nunmehr eine neue „Koordinierung“ erfolgen kann, ein Vertrauensfassen des Herzens zum Menschsein in der Welt, ein Erwachen des Geistes zu innerem Handeln.

Es kann uns nicht wundern, daß jetzt die heftigste Krise in der therapeutischen Partnerschaft — etwa in der Mitte des dritten Jahres — die ganze Behandlung aufs Spiel setzt. Eine in etwas herbem, schroffem Ton gemachte Äußerung der Therapeutin

nimmt Eleanor zum Anlaß eines völligen Rückzugs: sie habe es längst gemerkt, daß die Therapeutin sie aufgegeben habe, daß sie an der Heilung verzweifelt, und ihrer, Eleanors überdrüssig geworden sei, — daß sie, die Therapeutin, sich in den Behandlungsstunden nur noch tödlich langweile. Deshalb wolle sie, Eleanor, nun Schluß machen und die Therapeutin von sich befreien.

Die Therapeutin weiß, daß sie in diesem Augenblick der Patientin mit keinem Wort zur Fortsetzung der Arbeit zureden darf, denn Eleanor will gehalten, umworben, jeder Zuwendung versichert werden. Entscheidend für die Heilung ist es aber, daß Eleanor von sich aus die Vertiefung der Begegnung zu suchen wagt, daß sie den Schritt in jenes Vertrauen tut, das auch den Abgrund zwischen Mensch und Mensch überbrückt. Sie soll sich dem Du zumuten, mit allem was sie ist, soll fordern und Forderungen aushalten: nur so wird die depressive Absolutheitssehnsucht nach „unendlicher Liebe“ in die menschliche Wirklichkeit dessen, was Liebe eigentlich ist (reziproke Reifung von Du zu Du) hineinwachsen können.

Ein eigenartiger Traum, der die Patientin aufs eindringlichste erstaunt, deutet endlich an, daß diese Entwicklung sich anbahnen will.

#### *Traum 14*

Wieder ist es eine Art Inquisitionsgericht, das in einer Fabrik, die dem Vater der Patientin gehört, tagt. Der überlegenen katholischen Kirchenmacht steht ein evangelischer Arbeiter gegenüber, der am nächsten Tag für seinen Glauben sterben soll. „Ich überlege, ob ich meinem Vater telegrafieren soll, aber er könnte nicht mehr zur Zeit eintreffen. Also muß ich mich selbst einsetzen, und sei es, um Zeit zu gewinnen. Ich fühle, daß es um Letztes geht, um meine eigene Überzeugung bis zum Einsatz des Lebens. Man trägt mich auf einer Bahre über die Brücke. Ich wage kaum, um mich zu blicken und mache die schwersten Zweifel durch. In der Fabrik,

einem Riesenschacht, komme ich an einer Reihe von unseren Arbeitern vorbei. Einer kommt und gibt mir die Hand. Ich fühle mich ihnen so in Liebe verbunden, daß ich wieder von der Richtigkeit meines Wollens überzeugt bin. Aber als man mich herunterträgt, halte ich die Hände vor die Augen, um mich nicht durch alle die Bilder und Erinnerungen abbringen zu lassen. Man läßt mich nieder. Ich bin ganz in Schwarz gekleidet. Rechts aus den großen Seitentüren werden die Machthaber und Inquisitoren eintreten. Ich höre höhnisches Flüstern, daß sie schon andere in dunklen Verließen unter Folterungen quälen. Ich weiß, daß ich jetzt in großer Öffentlichkeit etwas widerrufen soll, das meine eigenste Überzeugung ist. Ob ich aber die Kraft habe, mich foltern und umbringen zu lassen? Wenn ich aber widerrufe, wird dann nicht alles vergeblich gewesen sein und Gott mich demal-einst auch verdammen? Man legt mir einen feuerroten Umhang um die Schultern und kreuzt die Enden über meiner Brust. Ich erwache von dem Gemurmel: „Man töte (kreuzige) sie.“

Der Traum stellt einen der mancherlei Marksteine in der Heilungsentwicklung dar; er beunruhigt und erschüttert die Träumerin. Noch ist es erst ein schwaches Pochen und Keimen existentieller Selbstbewußtwertung. Es gilt, das Traumgeschehen in seinen verschiedenen Schichten und Aspekten zu durchschauen. Die Einkleidung des Vorgangs in eine kirchlich religiöse Vorstellungswelt darf nicht beirren. Nicht um theologische Dogmen geht es ja hier, sondern um das, was auch diese letzten Endes von der irrationalen Urbewegung der Seele fassen und formen, nämlich urmenschliches Kerngeschehen in der ewigen Auseinandersetzung des Menschen mit seinem Sein in der Welt und über die Welt hinaus. Die Träumerin löst sich vom Vater und übernimmt „das Eigene“ bis zum „Einsatz des Lebens.“ Sie, die angeblich kein echtes Gefühl kennt, läßt sich ergreifen von der Liebe zu den „Arbeitern“, zum einfachen Leben also, den arbeitenden Kräften in sich und der Welt. Sie, die darunter leidet, „niemand“, nichtig,

leer zu sein, keine eigenen Ideen, keine eigene Idee zu haben, nimmt unter Furcht und Zittern das Martyrium auf sich. Freilich sind es die Qualitäten und Stimmungen der Psychose, die Inquisition, der Riesenschacht, die Folter, die unterirdischen Verließe, der verdammende Gott, die hier den Stoff liefern. Aber gerade darin scheint doch das Bedeutsame zu liegen, daß Eleanor sich nicht überwältigen, auflösen, vernichten läßt, daß sie nicht zitternd widerruft angesichts der imponierenden Übermächte, sondern einen Funken innerster Freiheit rettet. Nicht eindeutig freilich gestaltet sich der Ausgang, nicht als triumphierendes Heldentum und eindeutiger Sieg im Scheitern und Untergang, sondern es bleibt ein „remis,“ mit dem sie erwacht. Und es bleibt bedenklich, daß die auftauchende Angst, ein Gott werde sie „dermaleinst verdammen“, wenn sie nicht durchhalte, den Ausschlag gibt und diese ihre Freiheit in Frage stellt. Sie erscheint wie in einer schauerlichen Zange. Aber dennoch ist in der gesamten Traumstimmung hier ein Aufbruch erfolgt, hat Eleanor sich selbst aus der verborgenen Tiefe ihres Wesens her überrascht mit einer Möglichkeit, Mensch zu sein, die sie bisher nicht für möglich gehalten hätte. Auf weite Strecken hinaus bleibt der Traumweg noch immer düster und depressiv verhangen. Die Inzestproblematik und das Thema Sexualität werden nun mehr und mehr durch die Träume in den Vordergrund gespielt.

#### *Traum 15*

„Ich habe eine furchtbare Wunde im Gesicht, aus der schwarzer Unrat läuft; in den Raum tritt mein Lieblingsbruder, todesblaß und mit einem zerstörten Auge von einer Reise zurückkehrend, auf der er sich mit einer fremden, zarten kleinen Frau verheiratet hat. Die Brüder sind in eine Schande geraten, sie sind Abdecker geworden. Irgendeine Erstarrung lastet auf allen. Nur die kleine zarte Frau wagt zu weinen.“

Ein weiterer Traum zur selben Thematik sagt aus:

#### *Traum 16*

„Der Vater und beide Brüder kommen mit harten, blassen Gesichtern. Mutter erzählt eine Geschichte, die ich aber längst kenne. Es ist die Geschichte einer jungen Frau, die ein Kind erwartet, ihr Mann ist ihr fremd und versteht sie nicht. Sie sind in einer Landschaft am Wasser mit einer Mühle, einer Insel gegenüber. Die dunklen Wellen schlagen auf das Ufer. Die junge Frau wird mit ihrer Geisterwelt nicht fertig. Ihrem Mann immer mehr entfremdet und in einer Einsamkeit geht sie schließlich hochschwanger ins Wasser.“

Und nochmals muß sie Urangst katastrophenhaft durchleben:

#### *Traum 17*

„Mein Vater und ich wollen ein Fest geben, aber die Gäste stürzen mit dem Flugzeug ab. Wir finden sie verzuckend unter Trümmern und Strohhaufen. Dann laufe ich mit einem jungen finsternen Mönch, der durch dieses Unglück seinen Glauben verloren hat, endlos über Berge und Hügel.“

Immer wieder erfolgen nun auch Träume, in denen der Vater sich infantil und sexuell hemmungslos gebärdet, unbedeckt und häßlich wie ein Fleischer auf dem Bettrand der Patientin sitzt, die Mutter sich im Kinderwagen herumfahren läßt und ein Baby nach dem anderen bekommt, wobei sie sich aber nur in ein Bett legen will „in dem noch kein Mann gelegen hat“, — eine Meisterin sogar der Parthenogenese.

Endlich führt der „häßliche Spinatträum“ zur entscheidenden Verarbeitung, zu einem inneren Handeln, in dem die Patientin aus diesen lähmenden Bindungen heraustreten kann.

#### *Traum 18*

„Ich bin mit anderen Frauen in einem Fleischerladen. Wir betrachten die Fleischwaren hinter den Glasscheiben, um etwas zum Abendessen zu wählen. Ein junger Schlachter hantiert da. Jetzt

bringt er ein kleines, anscheinend totes Kind herein, es ist ein sehr niedlicher blonder Junge, und legt ihn auf den Tisch. Das Kind bewegt aber noch Augenlider und Mund wie im tiefen Schlaf. Ehe ich es mich versehe, hackt der Schlachter die beiden Füße des kleinen Jungen ab und wirft sie in einen großen Topf mit heißem Spinat, den er mir über den Tisch hin zuschiebt. Ich schreie auf: ‚Ihr müßt sie wieder annähen‘ und suche voller Grauen mit einer Holzkelle in dem Topf. Aber wie ich auch herumrühre, es ist nur noch einer (der Füße) darin, und der sieht ganz anders aus.“

Die Träumerin erwacht von Ekel und Abscheu geschüttelt mit dem eindeutigen Imperativ, den Spinat samt dem Kinderfuß zu essen, der ihren nur mit größtem Widerwillen gebrachten Assoziationen zufolge die Form eines männlichen Genitale angenommen hat. Mit Evidenz ist es ihr klar, daß ihr hier in der Geheimsprache des Traumes etwas vom Leben her „zugeschoben“ wird, das zu „essen“ sie sich immer gewehrt hat. Gerade der Schlachter, die fleischliche Repräsentanz des Lebens, bringt das zarte Seelenkind herbei, nach dem sie sich sehnt, das sie sich aber nur unter Verleugnung des ihr verhaßten „Männlichen“ erträumt. Brutal doch durchaus sachlich zerhackt der Schlachter das Seelenkind und schiebt ihr die „Suppe“ zu: nimm und iß! Ihr kindisches Geschrei, die Füße müßten doch wieder angenäht werden, wird gar nicht gehört, und ihr eigenes Gewissen (Reifungsgewissen!) weiß sehr wohl, worum es im Grunde geht.

In dem spezifischen Akt des seiner selbst Innewerdens, den nur der Traum bewirken kann, gab Eleanor zu, daß sie ja sich selbst dies Bild und dies Ergebnis zugefügt, es sich „angetan“ hatte. Durch ihr Hadern gegen die menschliche Grundbedingung der Geschlechtlichkeit zerstörte und vernichtete sie ja ihr „Seelenkind“, das sie nun nicht mehr im Sinne eines sentimental bemächtigenden Wunschbildes, sondern im Sinne des wahren Keimens und Wachsens der göttlichen Seele erfaßte. Sie gab sich zu, daß

es also letztendlich um ein „Annehmen“ gehe, wie des Todes so auch des Geschlechtes, und das wahre Pleroma, die Fülle der Reifung, die ein solches Annehmen bedeutet, kam ihr ahnungsweise ins Gefühl.

In einem alttestamentarisch anmutenden Traum erlebte sie einige Zeit darauf, daß ein Mann und eine Frau, in Prophetenmäntel gehüllt, in feierlichem Ritus öffentlich auf sie „verzichten“, obwohl sie sie lieben. Allerdings sitzt während dieser Feier ein dunkler, vor sich hinstarrer Mann dabei, „dessen Gedanken sich noch nicht von der Idee des Selbstmords befreien können.“ Hier verwirklicht sich eine echte Ablösung, die nicht mehr der aggressiven Entwertung bedarf wie sie in den Träumen von den infantilen Eltern geschah; es ist eine Ablösung von den archetypisch übermächtigen Elterngestalten, wobei freilich die seelische Gefährdung noch drohend in der Gestalt des dunklen Selbstmörders markiert ist. Und es bedarf nochmals einer Epoche intensiver Arbeit, bevor ein Traum erstmalig ein gelöstes, frei schwingendes Zusammensein mit einem männlichen Partner spiegelt.

#### *Traum 19*

„In einem fernen schönen Land, vielleicht Canada. Mit einem unbekanntem Mann, mit dem ich jedoch im Traum sehr befreundet bin, gehe ich auf einem weiten Feld spazieren. Ich pflücke von den herrlichen weißen Blumen, die hier überall wachsen, und kehre immer wieder zu dem Mann zurück, der unser Gespräch fortführt. Wir sind beide glücklich und möchten hier bleiben und bauen. Am Himmel schwirren ferne Flugzeuge.“

Vergleicht man die Stimmung dieses Traumes mit den destruktiven Traumstimmungen des Anfangs der Behandlung, so wird es unmittelbar anschaulich, wieviel an Wandlung und Zentrierung, an Versöhnung mit den Bedingungen der menschlichen Existenz, was an Offenwerden für ewige Ordnungen sich inzwischen ereignet hat. Wie weit allerdings die Vermutung gefehlt wäre,

Eleanor könne nun einfach in ein „normales“, allgemein weibliches Schicksal einbiegen, sollen zwei Träume vom Ende des dritten Behandlungsjahres zeigen, die ich als letzte hier bringen möchte. Sie spielen beide im „Frauengefängnis.“ Wer nicht tiefer hinblickt, könnte resignierend sagen, die Patientin bliebe also wohl doch, und eben mit ihrer Weiblichkeit „im Gefängnis“. Es leuchtet aber gerade durch diese Träume eine Transparenz. Die Psychose wird in einem Leben nicht einfach ausgelöscht und wie ein dumpfer Irrweg berichtigt. Vielmehr enthüllt sie für die Seele, wenn ihre Verarbeitung fruchtbar gemacht werden kann, etwas vom tiefsten Geheimnis der Existenz. „Im Gefängnis hat man mehr Sehnsucht, man schaut mit mehr Sehnsucht und Liebe auf das Leben hin,“ äußerte Eleanor zu dem ersten dieser Träume, der das alte Weihnachtsmotiv auf einer neuen Ebene aufgreift.

#### *Traum 20*

„Es ist in der Weihnachtsnacht. An einem Hügel bin ich mit vielen Frauen im Gefangenenlager. Hinter Gittern schauen wir drüben auf dem gegenüberliegenden Hügel in eine offenstehende Kapelle hinein. Dort wird gerade die Christfeier vorbereitet. Kinder üben ein Weihnachtsspiel ein. Ein kleiner Bub soll das Jesuskind sein. Er ist aber schon größer, so wie man Johannes den Täufer als Kind gemalt hat. Er hat Angst und verbirgt sich bei der Mutter. Wir drängen uns an die Gitter und schauen in die erleuchtete Kapelle hinüber.“

Liegt darin nicht etwas vom Tiefsten des Menschenloses: in der Sehnsucht und nicht im Besitz, in der „Gefangenschaft“ und nicht in der „Freiheit“ kommt der Mensch dem Wesen der Dinge näher, öffnet er sich demütiger für das Wesen von Wahrheit? Eleanor sagte: „Wir blickten so intensiv hin, wie wir nicht getan hätten, wenn wir dort gewesen wären und an der Feier hätten teilnehmen dürfen.“ Was in diesen Worten liegt, ist kaum zu ermessen. Ein Traum mit ähnlicher Thematik folgt bald darauf.

#### *Traum 21*

„Im Frauengefangenenlager in Rußland. Ich soll begnadigt werden. Man führt mich in der Richtung zum großen Tor. Die anderen schauen in ihren Gefangenenkleidern aus den offenen Barakentüren. Man hört eine traurige Kadenz in Moll. Man sagt mir, ich werde nun bald wieder schöne Haydn-Konzerte hören können. Aber ich sage, diese Melodie (die Kadenz in Moll) werde mir doch nie mehr aus dem Sinn gehen, ich wolle deshalb lieber dableiben. Es war im Grunde wegen der anderen Gefangenen.“

Wieder könnte man im ersten Augenblick erschrecken. Lehnt die Patientin das Leben, „Haydn“, die Freiheit ab, um im „Gefangenenlager“ zu verbleiben? Ja und nein. Keineswegs im Sinn einer hoffnungslosen Prognose, eines prädestinierten unentrinnbaren Gebundenseins. Vielmehr ist sie ja begnadigt! Freiwillig entscheidet sie sich zum Bleiben. Sie weiß, daß die traurige Kadenz ihr nie aus dem Sinn gehen wird; ihr Leben ist nun einmal auch durch die Finsternisse geprägt, durch die sie geschritten ist. Aber eben das kann sie nun bejahen. Sie grollt nicht mehr einem grausamen Gott, der sie sinnlos quält, fühlt sich nicht mehr „entehrt“, noch weicht sie aus in dumpfe Depression. Nein, die traurige Kadenz in Moll stimmt sie vielmehr zu einer freiwilligen und liebevollen Zuwendung zu den Mitmenschen, den Mitgefangenen, bei denen sie als Begnadigte bleiben möchte.

Nicht daß der Traum soziale oder berufliche Wünsche der Patientin spiegelte. Er spiegelt nur die tiefste Möglichkeit der Zuwendung zum Du, die ihr als Heilung aus der Krankheit erwachsen ist. Wenn wir uns an die furchtbare Kontaktlosigkeit früherer Träume, etwa des Rittersporntraumes erinnern, in denen sie sich „weltlos“, verurteilt, ausgestoßen fand, so ist hier nun ein Glaube, eine Entscheidung, ein Bekenntnis zum Menschen möglich geworden, bar jeder Idealisierung und Illusion, einfach zum ärmsten „Mitgefangenen“. Sie hört die „traurige Kadenz“, aber als Begnadigte, — gefangen und doch in Freiheit.

Wir schließen hiermit die Darstellung ab, indem wir uns bewußt sind, daß nur ein kleiner Bruchteil des in dieser Behandlung wirklich Geschehenen zur Ausformung gelangen konnte und sehr viele Probleme offen bleiben mußten. Eleanor hatte festen Boden unter den Füßen gewonnen und wandte sich einer beruflichen Ausbildung zu. Sie war freudefähig geworden und konnte in echter Lebendigkeit die Welt als Heimat erleben.

ANDREAS K. · EIN FÜNFUNDREISSIGJÄHRIGER  
GEISTLICHER  
KRISIS UND WENDE EINER HEILUNG

*Vorgeschichte und Symptomatik*

Andreas K. klagt über tiefe Unsicherheit, über das dominierende Gefühl der Leere, des Tot- und Fadseins seiner selbst und der Welt, und vor allem über Angst. Er komme sich immer vor, als werde er zur Hinrichtung geführt. Er existiere nur als Maske, er fungiere nur als Maske. Als Maske übe er sein geistliches Amt aus — dahinter stehe nichts als Kälte, Angst, Furcht — Sehnsucht nach einer Welt, die es nicht gebe. Gott verlange nur Opfer von ihm. Ein Gott der Liebe sei theologische Vorspiegelung. Und diese theologische Kunst der Vorspiegelungen beherrsche er wohl. Aber es entspreche ihr nichts in seinem Gefühl. Er habe keine Mitte, keine Substanz, keinen Kern, er sei immer nur das, was andere jeweilig in der Situation in ihn hineinlegen, nur Echo, er gebe jede Meinung, jede Überzeugung sofort auf, wenn ein anderer ihm widerspreche. Dann falle er um, habe Schuldgefühle, möchte sich hinwerfen und um Verzeihung bitten, er wisse selbst nicht, wofür.

Das körperliche Allgemeinbefinden von Andreas K. scheint sehr schlecht; er leidet an nervösen Herzbeschwerden und Schlafstörungen.

Andreas' Gesichtsausdruck ist glanzlos, erloschen, verkniffen blinzeln. Sein Sprechen leise, verwaschen, streckenweise akustisch völlig unverständlich. Er sieht älter aus als er ist, grau bei kaum mittleren Jahren, schwung- und spannungslos in der Gestik. Und doch ahnt man irgendwie seine Möglichkeit, ahnt seine Menschlichkeit und seinen Auftrag — aber unter Starrheit erstickt und verkümmert. Müde, trostlos, — ein verirrttes Kind, das

es aufgegeben hat, den Weg zu finden, das sich in einer fremden Welt nur gerade am Leben hält.

„Die Kirche ist heute nur noch Maschinerie, nur noch Apparat, da herrscht ein Nepotismus, der keinen aufkommen läßt, der nicht Beziehungen hat; der Einzelne muß tanzen, wie die vorge-setzte Behörde pfeift, zudem muß er sich nach der spießigen, engen Frömmigkeit der Gemeinde richten, von der er ja beurteilt, kritisiert und geformt wird bis in den Stil seiner Predigt, bis in den Schlips, den er trägt.“ Gegen moderne Gedanken, gegen die Psychotherapie zum Beispiel, gebe es in der Kirche nur hämische mißtrauische Feindschaft. „Du sollst glauben und nicht zum Psychotherapeuten gehen.“ Das sei jedenfalls der Trend, höchstens ein machtloser Einzelner spreche einmal anders. Die Besuche bei seinen Seelsorgekindern seien trostlos; die Leute wollen heutzutage mit dem Pfarrer nur über ihre Renten sprechen, wie sie noch den oder jenen Gewinn herauschlagen könnten und zögen ihn in den Haß und die Klatschgeschichten über die Nachbarn herein. Käme es dann aber wirklich einmal zu einem geistlichen Gespräch, dann sei die Sachlage noch viel ärger, dann erstarre er nämlich, falle in hohle, fertig vorhandene Phrasen und denke bei jedem Wort: Das glaubst du ja selber nicht. Und das sei so, er glaube an nichts mehr, er wolle zwar glauben, aber er glaube nicht. Er zwingt sich, zu glauben, daß er glaube, aber er durchschaue ja die Täuschung, die er sich selbst und den Menschen bereite. Aus dieser „Pantomime des Nichts“ — ob da überhaupt noch ein Weg herausführe?

Andreas fühlt sich immer wieder wie ein Ertrinkender, wie ein zum Untergang Verdammter. Die Welt ist wie mit Staub bedeckt — alles tot, grau in grau. Diese Daseinsstimmung kann sich zu so unheimlicher Macht verdichten — besser gesagt in eine so unheimliche Öde verdünnen, daß er fürchtet, geisteskrank zu werden. Bei jedem Erwachen aus dem Schlaf legt es sich ihm wie Blei auf die Glieder. Urplötzlich, wo er geht oder steht, kann sich das

Leben, besser gesagt das Sein selbst in einen gurgelnden Schlund verwandeln, der ihn hinunterziehen will. Warum ist überhaupt etwas, warum ist nicht nichts? Diese Frage durchdringt in solchen Momenten seine Glieder wie ein würgendes Weh. Nicht als theoretisches Problem beschäftigte ihn das, sondern seine Seele sei dann wie von allem entblößt, was Inhalt, Sinn und Antrieb gebe; er fühle sich wie einer, der nach einem tödlichen Verlust zum erstenmal erwache. Luther habe einmal gesagt, ich weiß nicht, ob Gott mich reitet oder der Teufel. Ihn jedenfalls reite der Teufel.

Andreas berichtet einen häufig sich wiederholenden Traum, den er in seiner Kindheit schon jedesmal gehabt habe, wenn er mit Fieber krank lag. „Ich sehe die Sonne — die Sonne verwandelt sich in ein böses, in ein diabolisch grinsendes Gesicht, in eine hämische Grimasse voll Wut. Alles auf der Erde verdorrt. Ich liege in Ketten gebunden am Boden.“ Das entsetzliche Gesicht, so meint er, habe immer die Züge seiner Mutter getragen. Biographisch sieht er jedoch nicht allein in der Muttergestalt sein Verhängnis, sondern ebenso im Vater. Der Vater, ein reicher und ungemein erfolgreicher Industrieller, sei dem Sohn von früh auf mit extremer Härte und Strenge begegnet. Er habe vor dem Geld gekniet und keinen anderen Wert im Leben gekannt als den Mammon, als Spekulation und Gewinn, Triumph über die Schwächeren und Ungeschickteren und den puren Willen zur Macht. Er sei ein Managertyp reinsten Wassers gewesen. Der um vier Jahre ältere Bruder von Andreas sei nach dem Willen des Vaters geraten; er aber wurde von Anfang an abgestempelt als der Kümmerling und Phantast. Dabei aber habe eine unglückliche Haß-Liebe an diesen Vater ihn gebunden und ihn doch immer wieder gezwungen, ihn heimlich zu bewundern. Die Mutter gab ihm nichts; er spürte ihre eisige Ablehnung des Vaters; dabei aber war sie genußsüchtig, eitel, oberflächlich und leichtsinnig; sie glänzte als Sportlerin mit Rekorden im Tennis, Reiten und Ski-

fahren, und ihr Haushalt erfreute sich erstklassiger Pflege. Der Bruder und die Eltern bildeten trotz aller Gegensätze der Eltern doch immer wieder eine Front, von der er sich ausgeschlossen und verurteilt fühlte. Immer wenn man auf Reisen in luxuriösen Hotels lebte, habe er sich einen winzigen Winkel hinter einem Schrank oder Vorhang gesucht oder sich ein Versteck im Walde gebaut, wo er seine einsamen Spiele getrieben habe. Andere Kinder blieben ihm unerreichbar — mit Neid sah er ihre Stärke und Sicherheit, ihr lustiges Spielen und harmloses Treiben. Mit ihnen zusammengebracht aber sah er in ihnen nur Feinde, deren überlegene Grausamkeit er fürchtete.

Seine früheste Erinnerung ist der Tod einer kleinen Schwester, die nur ein Jahr lang lebte. Er war bei ihrem Tod dreieinhalb Jahre alt und sieht noch heute den Sarg, den kleinen Leichnam in Blumen und das Grab vor Augen. Er sieht den mächtigen Vater schluchzend, — die ganze Welt sei auf einmal ungeheuer verändert gewesen, schauerlich, aber auch lockend. Die Eltern machten kurz darauf, ohne von ihm Abschied zu nehmen, eine Reise; er wurde in ein Kinderheim gegeben. Als die Eltern zurückkehrten, kannte er sie angeblich nicht mehr und weigerte sich, sie zu küssen und ihnen auch nur die Hand zu reichen. Von da ab war der Bruch, die Entfremdung vollzogen. Man kümmerte sich nicht mehr viel um ihn und überließ ihn ständig wechselnden Erzieherinnen. Eine merkwürdige Vorliebe für alles, was mit dem Tod zusammenhing, sei seiner Umgebung immer aufgefallen. Er lief mit Trauerzügen mit und wurde mehrmals, nach langem Suchen, in einem der Friedhöfe der Stadt aufgefunden und nach Hause gebracht, wo man ihn aufs ungnädigste empfing.

Der Vater des Patienten war als namhafter Unternehmer ein liniengetreuer Parteigenosse Hitlers und dessen Idealen verschworen. Zwischen ihm und der Mutter des Patienten bestanden keinerlei innere Bindungen; jeder von ihnen ging seiner Wege ohne sich um den anderen zu kümmern. Nach außen wurde eine kon-

ventionelle Fassade gewahrt. Der ältere Bruder, Gernot, wurde von beiden Eltern dem scheuen, linkischen Andreas als Vorbild hingestellt. Gernot nutzte seinen überlegenen Rang und seine Vorzugsposition Andreas gegenüber weidlich aus, der ihn ebenso abgründig wie hilflos haßte.

Die einzige Lichtgestalt in Andreas' dunkler Kindheit war ein Großvater, an dem er schwärmerisch hing. Dieser Mann war Kunsthistoriker; er leitete die Renovationsarbeiten in verschiedenen gotischen Kirchen der Stadt und der Umgebung und pflegte den Kleinen auf seinen Gängen und Fahrten mitzunehmen. Während Gernot hierfür keinerlei Interesse bezeugte, sondern sich im Sport und im Reiten hervortat, fühlte Andreas sich im dämmerigen hohen Dunkel des Kirchenraums wie von einer bergenden Macht umhüllt. Als er 10 Jahre alt war, starb der Großvater.

Andreas zieht sich mehr und mehr in sich zurück, unbestimmtes Schuldgefühl und unbestimmte Angst wachsen an. Die Pubertät macht ihn noch zerrissener; durch die sexuelle Entwicklung fühlt er sich in verstärktem Maß „verworfen“. Die Welt ist feindlich. Man kann sich keinem Menschen anvertrauen, selbst die Mutter ist untreu, sie gibt mich preis, wenn es um ihre Olympiaden geht. Ein Kontakt zum anderen Geschlecht scheint unerreichbar. — Die Umwelt interpretiert ihn immer mehr als den Langweiler, ja den Hinterhältigen, und so beurteilt er sich auch selbst. Mißtrauen, Haß, Selbstverachtung steigern sich.

Die häuslichen Spannungen werden immer unerträglicher — bis endlich der Krieg die Familie auseinanderreißt. Vater und Bruder fallen im Krieg. Er selbst kommt noch als Soldat ins Feld, ohne direkte Feindberührung. Er kann sich nur abkapseln gegen das alles. Trotzdem hat er in der Etappe einige sexuelle Begegnungen, die Ekel und Abscheu bei ihm hinterlassen. Nach dem Krieg studiert er Theologie.

Bei Behandlungsbeginn amtiert Andreas in seiner dritten Stellung. Er hat sich mit der Tochter eines kirchentreuen Hauses sei-



ner Gemeinde verlobt — „weil er als Pfarrer nicht unverheiratet bleiben könne.“

Andreas befindet sich in einer ambivalenten Beziehung zur christlichen Wahrheit und auch zur Kirche. Trotz all seiner negativen Aussagen wird deutlich, daß er im Kern seines Wesens von der christlichen Botschaft berührt ist und unverbrüchlich an ihr hängt. Aber andererseits ist diese Botschaft für ihn zwar Wahrheit, aber nicht Leben. Die Therapeutin vergleicht ihn mit einem Mann, der ein reiches Kapital auf einem Sperrkonto liegen hat, von diesem Kapital aber sich nicht ein Brot kaufen kann. Er verhungert, obwohl er anderen die göttliche Zusage, die göttliche Liebe, die Erlösung des Menschen predigt. Ihn selbst ernährt dieses große Geheimnis nicht, mit dem er doch täglich umgeht. Es besteht ein krasser Widerspruch zwischen seiner theologischen Rolle und seinem Menschsein. Seine leidenschaftliche Sehnsucht nach der Transzendenz ist identisch mit einem unendlichen Sicherheitsstreben und einer Ablehnung des Menschseins als eines Wagnisses. Nicht die Bereitschaft des Menschen zu einer wählenden Wandlung durch die unendlich vielen Schritte einer wachsenden Selbstverwirklichung stellt sich bei Andreas als Antwort auf die Transzendenz dar, vielmehr hält er sich fest in einem kindlichen Trotz: die Welt soll harmonisch sein, gut, schön, ohne Kampf, Zeit und Leid. Mehr unbewußt als bewußt stellt er diese Forderung, er bejaht das Paradies, aber nicht das Reich Gottes, das sich in der Welt verwirklichen will. Seine bewußte und gelernte theologische Haltung weiß natürlich von den Nöten und Opfern der „Nachfolge Christi“, aber in Wirklichkeit reagiert er auf jeden Stein, an dem er sich stößt, beleidigt, reagiert mit Verzweiflung, mit dem Gefühl, daß ihm Unrecht geschieht, mit Verzweiflung. Er begreift wohl rational aber nicht in seinem wirklichen Wesen, daß die christliche Wahrheit keine „possessio“ ist, kein verbrieftes Haben, sondern eine spannungsreiche existentielle Entwicklung, die bis zum Tode dauert. Er studiert katholische

und protestantische Theologie, kennt sich aus in Barth und Bultmann wie in der modernen katholischen Literatur. Aber wenn er sich ein Konzertbillet kauft und der Beamte am Schalter ihn gleichgültig oder unfreundlich bedient, dann ist er für viele Stunden wie ausgelöscht, wie vernichtet; er hört keinen Ton mehr von dem Konzert. Wenn er eine Tasse Kaffee bestellt, und die Kellnerin setzt das Gewünschte mit zerstreuter oder überlegener Miene vor ihn hin, erlischt für ihn die Sonne oder nimmt jenes dämonisch böse Gesicht des Kindertraumes an. Stunden-, vielleicht tagelang quält er sich mit der Frage, warum gerade er der verächtlichste aller Menschen sei, wütet gegen sich selbst. Eine Kritik gar an seiner beruflichen Tätigkeit, an einer Predigt etwa, kann er nicht sachlich hinnehmen: er identifiziert sich mit dem „Gegner“, er übertreibt dessen Kritik noch hundertfach, er zerfleischt sich selbst und stürzt in einen Abgrund. All die gestaltenden, erziehenden, reifenden Impulse, die die christliche Lehre enthält, — er kennt sie zwar mit dem Kopf, aber in seiner eigentlichen seelischen Substanz ist er völlig unverwandelt von ihnen geblieben. Da ist er das Kind, das in einer von Gottes Liebe durchstrahlten Welt geliebt, gehütet, geschützt, geborgen und — bewundert werden möchte. Dieser letztere Zug tritt bald sehr deutlich hervor. Seine Phantasien zeigen ihn als den berühmten, den sensationellen Kanzelredner, über dessen Geistesmacht alles staunt.

Es versteht sich, daß die Behandlung auf alle diese charakterlichen, genetisch strukturellen und lebensgeschichtlich bedingten Probleme des Patienten aufs gründlichste einzugehen hat. Die stete Überforderung durch den harten Vater, die Enttäuschung durch die stets abgewandte, die nie für ihn Zeit habende, nie für ihn ganz da-seiende Mutter, Geburt und Tod der kleinen Schwester, die spöttische Überlegenheit des älteren Bruders haben ihre mächtigen Haltungsprägungen hinterlassen und sind nie verarbeitet worden. Sie haben im Sinn einer kontinuierlichen Zirkel-

wirkung das Mißtrauen von Andreas gegen sich selbst und die Menschen, seine Fremdheit und Einsamkeit in der Welt, seine Überverletzlichkeit gesteigert. Das Hauptproblem der Behandlung aber bestand nun darin: Wie konnte ein innerer Entwicklungsweg sich unter diesen paradoxen Umständen anbahnen? Wie konnte Andreas von dem Licht, das er sich selber verstellte, erreicht werden? Wie konnte das Leben, das er in seiner Hand zerdrückte, in ergreifen? Wie konnten die Grundbedingungen der Existenz, die er als Theologe für andere handhabte und die doch sein Selbst vernichteten, ihm wieder lebendiger Anruf, lebendige Sprache werden?

#### *Die erste Traumgruppe*

Wir wählen aus der etwa 200 Stunden umfassenden Behandlung den zentralen, die eigentliche Heilungskrise enthaltenden Teil aus, der durch die im Folgenden gebrachten zwölf Träume markiert wird.

Der erste Traum des hier zu beleuchtenden Abschnittes lautete folgendermaßen:

#### *Traum 1*

„Ein Schinderkarren wird durch eine öde Vorstadtstraße gezogen. Eine zerlumpfte Gestalt, nicht zu erkennen ob Mann oder Weib, geht vor dem Karren her. Es ist wie in der französischen Revolution. Ein Paar, wahrscheinlich Aristokraten, werden zur Hinrichtung gefahren. Johlende Gassenjungen springen herum. Das Wesen, das den Karren zieht, stößt drohend in regelmäßigen Abständen immer wieder die Worte hervor: schlimmer als Töten. Damit soll gesagt sein, daß die Verurteilten auf besonders grausame Weise erledigt werden sollen.“

Der Träumer ist von dem Traum angewidert. Er bringe so recht seine ständige Stimmung zum Ausdruck: Destruktion, Nieder-

gang, sinnloser Tod und sinnloses Töten, alles Unsinn, Triumph der Grobheit und Rohheit. Vor allem entsetzte ihn das „Schlimmer als Töten“. Das sei er selbst, sein Zustand, er könne weder leben noch sterben. Das zerlumpfte Mannweib, so meint er, sei die Zeit, die ihn immer wieder erschrecke und nichts anderes sei, als der unerbittliche Fortgang zu einem furchtbaren Gericht. Das aristokratische Paar auf dem Wagen sei wehrlos zum Untergang verurteilt.

In der Tat hatte seine gesamte Daseinsstimmung sich in diesem makabren Traumbild einen präzisen Ausdruck verliehen. Und dennoch gibt es Momente in dem Traum, die aufhorchen lassen, die auf eine möglicherweise bevorstehende Entwicklung, einen Durchbruch und Umbruch hinweisen. Stellt nicht die Französische Revolution auch eine lange fällige, von ungeheuren Impulsen aus der sozialen Tiefe getragene Umwälzung dar, die den Zusammenbruch einer Welt und den Aufstieg gewaltiger neuer Kräfte bedeutete? Sollte eine Umwertung aller Werte bei dem Patienten bevorstehen, die sein Bewußtsein nicht für möglich hält? Bei dem Aristokratenpaar auf dem Wagen läßt sich zweifellos an die Eltern des Patienten denken, gegen die er ja unentwegt revoltierte, unter deren Übermacht er im Elend, in Kälte und Dunkel gelebt hatte, — darüber hinaus vielleicht aber auch an das zwar „Aristokratische“ aber auch ebenso Untergangsbedürftige in ihm selbst. Handelte es sich nicht um ein zwar Bedeutsames von hohem Wert, das aber zu hohler Form und Maske in seinem Leben und Wesen erstarrt war? Um ein unfruchtbares inneres Paar, das durch Hinrichtung, Vernichtung, Tod, und einzig durch sie, vielleicht einer Verwandlung, einer Auferstehung fähig werden konnte? Das mordwütige Mannweib, das den Karren zieht, läßt an den Sonnentraum des Patienten in den Fiebernächten der Kindheit denken — hier ein blutrünstiges Pariser Fischweib von der Place de la Greve, das seines umschichtenden Handwerks hier mit einer betonten Bewußtheit und Dämonie

waltet. Könnte in dem „Schlimmer als Töten“ nicht auch der Hinweis auf eine fällige gründliche Auseinandersetzung liegen: der schwersten Existenzaussage des Menschseins, die der Patient nur als lähmende Depression kennt, soll ins Auge geblickt werden?

Und die Gassenbuben, die sich an der schrecklichen Szene als an einem herrlichen Schauspiel freuen, zeugen sie nicht von ganz naiven, vitalen, „plebejischen“ d. h. sprossenden Möglichkeiten in dem Träumer, um die er selber noch nichts weiß?

Diese Einfälle und Erwägungen zu dem Traum konnten natürlich keineswegs mit dem Patienten schon prospektiv angegangen werden. Die Therapeutin konnte nur den einen oder anderen Punkt fragend, „öffnend“ zu bedenken geben. Im Übrigen mußte sie sich abwartend verhalten und bereit sein, das anzunehmen, was das Unbewußte des Träumers als nächstes Motiv in die Waagschale werfen würde. Der Patient blieb umdüstert, resigniert.

Doch in der Tat, der nächste Traum nimmt das Motiv der Verwandlung deutlich, bestimmt und in einer durchaus erschreckenden Form in einem einzigen Bild auf. Er lautet:

### *Traum 2*

„Ich hänge im hohen Gebirge an einer zerklüfteten Wettertanne über einem Abgrund. Meine Kraft ging zu Ende. Mir schwindelte, wenn ich in die Tiefe sah. In der Weite waren rings Gebirgszüge. Unter mir schäumte weißes Wasser die Schlucht hinunter.“

Schweißgebadet wachte der Träumer auf. Und wieder konnte er in dem Traum zunächst nur den Ausdruck seiner Gefährdung, Verlassenheit und Verzweiflung erkennen. Und in der Tat drängt sich ja der bedrohende Charakter des Traumes, der blitzartig die innere Situation des Träumers erhellt, als erster auf. Die Einsamkeit, das Ausgesetztsein zwischen Himmel und Erde, die Hilflosigkeit in der gewaltigen Welt einer wilden Natur blenden in dem kurzen Traumbild auf. Ist der Träumer verdammt, in der

grausigen Tiefe zu zerschellen? Der Mensch selbst als unbewußte Existenz stellt sich dies Bild des einsamen Hängens auf der Höhe, am Tannenholz zwischen Himmel und Erde vor Augen. Und wir müssen uns fragen, was der Sinn dieses eindringlichen Ereignisses sein könnte. Wir können gar nicht umhin, den Traum als einen erschütternden Anruf des Träumers an sich selbst zu empfinden. Ist es doch, als wolle er sich selber einmal kraß und entschieden aus der lastenden, drückenden Enge seiner grübelnden, sorgenden, zweifelnden Gedanken, seines staubigen, dumpfen Alltags, aus seinem „dumpfen Mauerloch“ herausheben, — sich einmal der ungeheuren, unendlichen Weite, Höhe und Tiefe dessen, was Welt wirklich ist, exponieren. Freilich packt ihn der eisige Schwindel — es könnte ja auch gar nicht anders sein. Er, der grübelnde Stubenhocker findet sich den Elementen, dem Wind der Gipfel preisgegeben. Muß es uns nicht verblüffen, daß ein Mensch, der mehr dem Maulwurf ähnlich im blinden Dunkel der Erde zu existieren scheint, träumend eine solche mächtige Ausfahrt produziert?

Wie so oft in ähnlichen Fällen, ist der Träumer selbst eigentlich gar nicht verblüfft; er nimmt es resignativ so hin, wie wenn er ein solches Bild eben zufällig in einer Zeitung oder in einem Buch, das er lässig durchblättert, gefunden hätte. Er „realisiert“ zunächst das Erstaunliche und Bedeutsame des psychischen Vorgangs gar nicht. Erst im Gespräch mit der Therapeutin gehen ihm auf einmal die Augen dafür auf. Und nun strömen Einfälle ihm zu. Hing nicht Odin am Baume, neun Tage und neun Nächte, wie die Edda es schildert? Zwiesprache tauschte Odin mit Mimir, an der Weltesche hangend über dem Quellsee; sein Auge opferte er, um Weisheit zu erlernen, Runenkunde zu erfahren, erstes, ältestes Wissen über erste, älteste Fragen zu erwerben, über Götter und Menschen, Welt und Werden, Sein und Zeit, Vergangenheit und Zukunft. Was ist damit gemeint? Welche Fundamente des menschlichen Bewußtseins werden damit gegründet? Und dann

kommt ihm, dem Träumer und Theologen der andere Einfall, zögernd und bange vor Blasphemie: hing nicht auch Christus am Baum des Lebens, am Kreuzesstamm, der nach alter Überlieferung eins ist mit dem Baum des Paradieses, sich selbst opfernd für die schuldige Menschheit? Und hingen nicht neben ihm die beiden Schächer, der eine, dem das Paradies zugesprochen ward, und der andere, dem die Hölle offenstand?

Es läßt sich in wenigen Worten natürlich nicht sagen, welche Bewegung eine solche Kristallisation eines Traumgebildes durch die anschließenden Assoziationen auslöst. Der Vorgang läßt sich nicht auf eine rationale Formel bringen wie ein eindeutiger, zielstrebig-er Gedanke. Es ist mehr ein Pleroma von Stimmungen, aber nicht im Sinn flüchtiger Laune, sondern im Sinn schwerverständlichen, dunkel bedeutsamen Gehaltes, das sich auftut. Wie wenn das Wesen von Welt mit eindringlicher aber fremder Sprache zu dem Bewußtsein spräche. Irgendwie setzt das Gefühl sich durch, etwas loslassen und etwas annehmen, etwas opfern und etwas erfahren zu sollen. Die trotzige, stumme, blinde Starrheit der bisherigen Lebensform erhält einen Sprung. Etwas wird vernehmbar aus der Weite des Horizonts, aus dem Licht der Höhe, dem Sturm der Ferne, dem Brausen der Wasser, der Wurzelkraft des Baumes, der sich da zäh am Felsen hält.

Die Ahnung eines Lebens in einer ganz anderen Reifungsdynamik hatte den Patienten gestreift, aber es blieb doch bei einer bloß momentanen Aufgeschlossenheit. Er band sich stark an die Person der Therapeutin und an die Gespräche mit ihr, in denen allein er nun immer wieder diese Ahnung, dies Gefühl des Offenwerdens der Welt und damit des Selbstseins suchte. Außerhalb der Behandlungsstunden wurde die Schwere, die Ode, das Nichtsein, die Leere womöglich noch quälender als vordem erlebt. Überall unter Menschen, unter Amtsbrüdern insbesondere, fühlt er sich abgelehnt, nicht für voll genommen, hat nicht den Mut, ein Wort zu wagen. Bei der kleinsten Pflichtversäumnis beun-

ruhigen ihn völlig unangemessene Schuldgefühle, andererseits ist er nicht imstande, einen Fehler sachlich zuzugeben. Er möchte oft aufschreien, wenn die Wände seiner Stube ihn zu erdrücken drohen. Er verprügelt einen Jungen im Unterricht und bricht dann fast zusammen, als die Jungens während der Predigt im Takt mit den an den Bänken angebrachten Hutständern klappern. Überall meint er auf Haß und Spott zu stoßen, er kennt nicht den leisesten Humor, er blickt wie ein Delinquent in die Welt und möchte doch so gerne erhaben über alle sein. „Ich lebe nur noch von Stunde zu Stunde bei Ihnen“, gesteht er der Therapeutin, obwohl diese es gar nicht für richtig halten würde, ihn zu schonen. „Jetzt steigt Andreas K. auf die Kanzel, er legt den Römerbrief aus und verdeckt den ganzen Himmel für die Gemeinde.“ So etwas nimmt er aber nun wider Erwarten gar nicht übel, er lächelt vielmehr kindlich glücklich über eine solche Unbotmäßigkeit gegen die pastorale Würde. In den Gesprächen wird oft gelacht; trotzdem gleichen sie aber schweren und zähen Kämpfen, strapaziösen, untergründigen, aufreibenden Gefechten, in denen die Therapeutin nicht für einen Augenblick „das Ganze“ aus den Augen verlieren darf.

Der nächste Traum bringt dem vorherigen gegenüber einen völlig veränderten Raum, eine völlig veränderte Welt, — es ist die tiefende, quellende, gurgelnde Sumpfwelt der Lebensanfänge, die sich nun auftut. Wieder löst er zunächst nur Angst, das niederziehende Gefühl der Verwesung, des Absterbens, der Todesnähe aus.

### Traum 3

„Ich betrete einen schmalen Holzsteg, einen Knüppeldamm, der ins Moor führt. Noch bin ich nicht weit gekommen, als es mich nach rechts hinüberzieht, ich verliere den Boden unter den Füßen und fange an zu sinken. Vergebens versuche ich, den Steg wieder zu erreichen. Bei jeder Bewegung sinke ich nur tiefer ein. Ich will

schreien, aber ich bringe keinen Ton heraus. Da sehe ich auf der anderen Seite des Steges drüben eine riesige Gestalt. Es ist ein breiter, plumper Mann, ganz mit Schilf bekleidet und einen Hut von Schilf auf dem Kopf. Er steht vor einer Hütte aus Schilf und ist damit beschäftigt, mit einer großen Sense die Binsen und das Röhricht zu mähen. Er nimmt keinerlei Notiz von mir.“

Der Träumer ist überzeugt, er habe sein nahes Ende, seinen Untergang, wenn nicht physischer, dann seelischer und geistiger Art, den unaufhaltsamen Untergang im Sumpf vor Augen gehabt. Und wirklich, er mag sie als Möglichkeit vor Augen gehabt haben. Aber wieder sieht er nur die eine Seite der lebendigen, der ewig dialektischen Wahrheit. Der Sumpf ist das Bild des Todes und des Lebens in ihrer ungeschiedenen Einheit, er ist das Mündungsfeld des Todes sowie das Quellgebiet des Lebens. Der Sumpf als gebärende, kräftegeladene Substanz meint das Werden vor seiner Gewordenheit, die keimträchtige, gestaltenbergende Zukunft ebenso sehr wie die alles in sich saugende, müde, auflösende Vergangenheit des Lebens. Und wieder lernt der Träumer langsam zu begreifen, daß er selbst als träumende Existenz von dieser Polarität ja gewußt hat. Er hat sich in zwei Gestalten entworfen, als den untergehenden in seinem ihm bekannten Ich auf der einen Seite des Steges, — als den Unbekannten, den mächtigen, ruhevollen Schilfmäher aber auf der anderen Seite. Der Träumer empfindet Grausen diesem ebenso unheimlichen wie ungeschlachten Moordämon gegenüber. Aber wie konnte dieser überhaupt dort stehen, gehen und sogar ein Haus bauen? Offenbar hatte er Grund in dem schwankenden Element. Aber wer war er nur eigentlich? War es der Sensenmann Tod, oder war es ein einsamer Bauer, ein Primitiver, ein Urmensch, der unentdeckt und ganz für sich allein in Urweltstille dort schaltete und waltete? „Bin ich das wirklich am Ende selber, ein anderes, mir fremdes, mir unbekanntes Wesen, bin ich das auch? Habe ich irgendwo eine solche Reserve, eine solche Kraft in mir, einen Riesen gar, einen

so unbekümmerten und kummerlos Schaffenden, der Zug um Zug seine Sache ruhig hinausführt, der baut mitten im Sumpf, der mäht mitten im Durchdrungensein von Leben und Tod? Und wieder ging der Patient betroffen und erregt, staunend und beunruhigt von dannen. Die Gefahr einer Inflation war deutlich, aber sie mußte in Kauf genommen werden. Die Symptome verstärkten sich und der Patient fühlte sich oft dem Wahnsinn nahe. Der Verkehr mit Vorgesetzten regte ihn sinnlos auf, machte ihn zu einem zitternden Kinde, das sich am liebsten zu Boden geworfen hätte. Dennoch ist etwas erwacht, etwas in Gang gekommen, vollzieht sich Aufwühlendes. Eine scheinbar unbedeutende kleine Szene beleuchtet es kraß. Der Patient geriet in Streit mit einem Taxichauffeur, der ihn durch sein verspätetes Kommen einen Zug nicht hatte erreichen lassen und ihn dazu noch überforderte. Der grobe Kerl, dessen Dienst der Patient schon oft in Anspruch genommen hatte, rief geringschätzig aus: „Ach Sie, Sie sind ja überhaupt nur ein halber Pfarrer!“ Der Patient, in höchster Wut und im Begriff, dem andern eine Ohrfeige zu versetzen, blickt ihm auf einmal starr ins Auge, hält eine Sekunde ein und antwortet gelassen: „Da haben Sie aber mal was Richtiges gesagt,“ knallt die Wagentür zu und verschwindet gemessenen Schrittes im Bahnhof. Zu jeder anderen Zeit hätte diese Szene, die unverschämte Beleidigung des Mannes unseren Patienten in Abgründe einer kindischen Raserei geworfen, von der er sich tagelang nicht erholt hätte, hätte unfehlbar das ganze Drama seiner äyenden Selbstenegation heraufbeschworen. Diesmal aber kommt es über ihn wie ein köstlicher Trotz, eine kühle Souveränität. „Na und? Soll ich mich ärgern, wenn einer mir die Wahrheit sagt?“ Er setzt sich, wie er später schilderte, mit verschränkten Armen ans Fenster des Abteils, draußen schien die Sonne, die Welt hatte Farben, er mußte an den Traum vom Schilfmann denken. Hatte der ihm am Ende einen Teil von seiner Kraft verliehen? War hier auch einmal ein Stückchen Lebendigkeit bei Andreas

aufgebrochen, so verlor es sich doch bald wieder im widerstreitenden Gewirr seiner unproduktiven und unreifen Haltungen, von denen die magisch illusionären nun für eine Zeitlang die Oberhand hatten. Er vermeinte nun starken Widerhall als Prediger zu finden und berauschte sich an seiner Rolle als Magier des Wortes, wobei doch irgendeine Störung, ein skeptischer Blick oder ein belangloses eigenes Versagen in der äußeren Organisation ihn wieder ins Chaos stürzen konnte. In dieser Zeit ereignete sich ein neuer gewaltig aufwühlender Traum.

#### *Traum 4*

„Ich steige mit meiner Braut auf einen hohen Berg. Da oben braust der Sturm. Wie wir auf dem Gipfel sind und die umwölkte Aussicht über endlose Landstriche betrachten, stößt auf einmal ein gewaltiger Adler aus der Höhe hernieder. Er fliegt direkt auf mich zu, und ich fürchte, er will mich greifen. Voller Schrecken verstecke ich mich hinter meiner Braut und laufe nun immer um sie herum, während der Adler mich verfolgt. Meine Angst wächst immer mehr, meine Braut aber steht ganz still da und regt sich nicht. Ich erwache endlich schweißgebadet.“

Dieser vierte Traum bildet einen Knotenpunkt in der Reihe der 12 Träume, die sich sichtlich in drei Gruppen von je vier Träumen gliedern. In drei wesentlichen „Anstrengungen“ vollzieht sich dieser ganze gewichtige Heilungsabschnitt, der die eigentliche Wendung aus der hoffnungslosen Verfassung zum Ansatz eines allmählich erhellenden Daseins repräsentiert.

Auch den Adlertraum versuchen wir nun rein in seiner eigenen, merkwürdigen Sprache zu vernehmen. Da ist zunächst die Gestalt der Braut. Der Patient ist zwar öffentlich verlobt, aber die Wahl ist — wohl beiderseits — zunächst verstandesmäßig getroffen, die Beziehung unfrei und formell. „Vor der Gemeinde muß man einmal in den Stand der Ehe treten.“ Andreas bleibt in der Reserve, läßt sich ungnädig von Beate umwerben, schiebt ihr die

Verantwortung für die Zukunft zu, wie er auch deutlich markiert, daß ihrer Aktivität allein das Zustandekommen der Verlobung zu verdanken sei. Zum Bild des Adlers fällt dem Patienten als erstes der Adler der Apokalypse, der Adler des Johannes auf Patmos ein. Hat er, der Träumer, nicht in seinen magisch berausenden Kanzelreden mit einer Gewalt des Geistes gespielt, der er als Mensch in keiner Weise gewachsen war? Wie ein kleines furchtsames Kind, das sich hinter den Rockschößen der Mutter verbirgt, flüchtet er ängstlich feige vor dem gewaltigen König, der mit mächtigen Schwingen aus Himmelsfernen auf ihn niederschießt. Kein Zweifel, er ist gemeint, er wird gestellt, er soll da stehen, soll so oder so auf dies majestätische Leben aus der Höhe antworten. Aber er versagt kläglich: seine Winzigkeit, Nichtigkeit, kindische Feigheit wird erbarmungslos deutlich gemacht. Die ungeheuere Vision der Apokalypse, das düstere Geheimnis des dreimal Wehe rufenden Adlers steigt vor ihm auf. Aus der „fünften Posaune“, die dem prophetischen Wehe-Ruf des apokalyptischen Adlers folgt, erinnert er sich der Worte: „In jenen Tagen werden die Menschen den Tod suchen, aber sie werden ihn nicht finden; sie werden sich danach sehnen zu sterben, aber der Tod flieht vor ihnen.“ (Off. 9, 6)

Er meint nach diesem Traume die Gewißheit dafür zu haben, daß er zu jenen Menschen gehört, „die nicht das Siegel Gottes auf ihrer Stirn hätten,“ (9, 4) und die darum von den Dämonen des Abgrundes gequält werden dürfen.

Seltsam vermischte sich das Gefühl der Auserwähltheit und des Gewürdigenseins mit dem des schmachvollen Versagens und Verworfenenseins.

Auffällig berührt das stumme und unbewegliche Verharren der Braut, die weder Spuren von Beängstigung noch Schrecken zeigt. Wir werden eine solche Gestalt vielschichtig zu verstehen haben. Wir denken zunächst an die wirkliche menschliche Gestalt der Braut. Hat der Träumer ihr unbewußt eine viel größere Kraft

und Standhaftigkeit zugetraut, als er es bewußtermaßen tat? Gibt uns das Bild also einen prospektiven Hinweis auf das eigentliche Wesen Beates und auf die Liebe, die diesem Paar vielleicht noch einmal geschenkt werden dürfte? Dürfen wir bei der Traumgestalt der Braut aber auch an die „Braut“ der Apokalypse denken, an das also, was bei dem Träumer selbst doch wohl trotz all seiner Schwankungen und Verzerrungen echte „Kirche“ ist? Zugleich werden wir aber auch den Aspekt der „Anima“, der weiblichen Seelenkraft des Träumers nicht übersehen können, dieser wissenden Substanz in seinem Wesen, die mütterlich, geduldig und unberührt in die Ferne schaut.

#### *Die zweite Traumgruppe*

Kurze Zeit nach diesem Traum erlitt der Patient eine Regression schwerster Art, bei der er sogar auf seine körperlichen Symptome (nervöse Herzbeschwerden) zurückgriff, und das in einem so erheblichen Maße, daß er einige Tage im Krankenhaus verbringen mußte. Als er wieder zur Behandlungsstunde erschien, war er blaß. Mit einem gewissen düsteren Stolz kam er alsbald auf einen Traum zu sprechen, den er während seines Aufenthaltes im Krankenhaus gehabt hatte.

#### *Traum 5*

„Ich gehe durch leere Gänge und Kellerräume im Souterrain einer Anstalt. Alles ist still. Kein Mensch ist um den Weg. Ich öffne eine Türe, die sich lautlos hinter mir schließt und bemerke, daß ich in die Leichenhalle geraten bin. In Reihen stehen da lauter mit Tüchern zugedeckte Särge. Bleiernes Licht dringt von irgendwoher ein. Plötzlich richten sich zwei Leichen in ihren Särgen auf. Sie stehen auf und fangen an, sich wie im Tanze zu drehen. Der Tanz wird immer rascher, wilder, ein ekstatischer Wirbel, in

den sich auch die anderen Toten hineinmischen. Auf einmal öffnet sich im Hintergrund des Raumes irgendwo eine Türe, eine Falltür oder Klappe, und in einem heftigen Luftzug fährt ein sonderbares Wesen herein, ein Unwesen vielmehr. Es ist das gräulichste Unwesen, was ich je gesehen habe, halb Tier, halb Mensch, mit zottigem Fell bedeckt. Es fährt mit äußerster Schnelligkeit wie suchend am Boden umher, wobei es einen zischenden Laut von sich gibt. Wenn ich jetzt fliehe, springt es mir in den Rücken. Ich halte aus. Da schlägt es seine Hauer in eine Leiche.“

Die Diagnose des Krankenhauses lautet auf vegetative Dystonie. Ein organischer Befund konnte nicht erhoben werden. Subjektiv streifte der Patient wiederholt das Todeserlebnis. Eine Phase des Widerstandes bricht an. Der Patient wirft der Therapeutin vor, sie habe alles in ihm zerstört, was noch an religiösem Glauben dagewesen sei, die Behandlung sei ihm unheilvollerweise Glaubensersatz geworden, das „Objektive“ der Botschaft sei ihm verloren gegangen. Allerdings: sein „gedachter Gott“, wie Meister Eckhart sagt, seine theologischen Vorstellungen, die sich ihm vor das Licht des christlichen Mysteriums gestellt hatten, waren ins Wanken geraten, aber nur so konnte er ja er selbst und damit ein wirklicher Glaubender werden. Der Traum (5) hatte ihn zum Tiefpunkt seiner seelischen Nacht geführt und deutete doch zugleich die Wende dieser ganzen existentiellen Bewegung schon keimhaft an. In dem uralten indogermanischen Bild des Todesdämons als Leichenfresser\* begegnete Andreas der Wirklichkeit des Todes und hält stand. Hätte er seiner Angst nachgegeben und der Bestie den Rücken gewandt, so hätte sie ihn angesprungen. Nicht um seinen „Schatten“ als primitiven Naturanteil der Seele handelt es sich hier, wohl aber um den ontischen Schatten allen Menschseins in der Welt, den Tod, den wir nicht integrieren können, sondern auszuhalten haben, um zum reifen Menschsein zu kommen.

\* E. Herzog, *Psyche und Tod*, Rascher, Zürich 1960.



Zunächst aber versteht der Patient diese Wendung selbst noch keineswegs.

Unerfreuliche Szenen im Amt, in der Gemeinde, in Andreas' Privatleben häufen sich. Die Auseinandersetzungen mit Beate, die er als unentwickelt, unreif, bloß egoistisch fordernd erlebt, werden so gravierend, daß beide die Auflösung der Verlobung erwägen. Das junge Mädchen quält ihn mit Eifersucht, von der er selber aber ebenfalls aufs heftigste überfallen werden kann. Er ist jetzt überzeugt, er werde in diesem Mädchen niemals die „unendliche Liebe“ finden, deren er bedürfe. Beate sei eine kühle, rationale Natur. Ein Welterleben ausgesprochen schizoiden Charakters hat wieder die Oberhand. „Alles wie mit Staub bedeckt.“ Gott sei und bleibe für ihn lediglich der „deus absconditus“, der Gott des Zornes und der Ungnade, — er könne ihn mit dem Gott des Evangeliums, den er doch mit den Lippen predigen müsse, nicht vereinbaren. Es ist erschütternd zu sehen, wie die Traumata seiner kindlichen Weltverödung jeden Aufschwung erdrücken, ihm keinen Atem erlauben. Suizidwünsche machen sich deutlich bemerkbar. Trotz seines Widerstandes gegen die Behandlung spielt er keinen Moment mit dem Gedanken, diese abzubrechen. Der folgende Traum ermöglicht endlich ein Stück Selbstkenntnis, Bodengewinnung, Wahrheitsfindung.

#### *Traum 6*

„Es ist vor meinem Elternhaus in X. Ich sehe mich selber im Garten stehen. Blut läuft an mir herunter. Voll Hoffnung denke ich: jetzt habe ich endlich einen Blutsturz gehabt. Da merke ich aber, daß ich nur aus der Nase blute. Eine ungeheuerere Menschenmenge befindet sich um mich her, auf dem Rasen des Gartens und auf der Straße. Wenn die Leute doch dächten, ich hätte einen Blutsturz gehabt! Aber nein, leise aber deutlich und höhnisch murmelt die Menge: er blutet ja nur aus der Nase, er blutet ja nur aus der Nase.“

Andreas ist durch diesen Traum zunächst wieder nur tief entmutigt, dessen beunruhigender paranoider Beigeschmack nicht zu übersehen ist. Aber dann, im Verfolg der Einfälle kommt Andreas eine längst vergessene Erinnerung: einmal bei einer Lungenentzündung in seiner frühen Kindheit hat er es erlebt, daß die Eltern in der Nacht an seinem Bette wachten. Es war eine Nacht staunender Beglückung, das einzige Mal während seiner ganzen Kindheit, daß er die Eltern in Sorge und Liebe sich zugewandt fühlte. Kommt aus diesem spontan auftauchenden Einfall, dieser längst vergessenen Erinnerung ein seltsames Moment der Tröstung ihm zu? Jedenfalls tut eine Lichtung, ein „Sich-geschenktwerden“ sich auf, ein Stimmungsumschwung bahnt sich an, und der Träumer erklärt, es sei doch sicher besser so als umgekehrt: wenn „die Menge“ nämlich für eine tödliche Erkrankung erachtet hätte, was ihm selber nur als peripherer Schaden wahrnehmbar geworden sei.

Natürlich sind bei einem solchen Traum die Akzente schwierig zu setzen, und es kommt letztlich darauf an, in welchem Sinne der Träumer selbst das Geschehnis in Besitz nimmt. Wenn er ganz unbewußt, wie es hier der Fall war, ein Abrücken von seiner trotzigen Suizid Tendenz vollzieht, darf man die Dinge auf sich beruhen lassen. Jedenfalls ist mit dem Bluten das Motiv der Verwandlung, des Sterbens und der Erneuerung, das alte „Stirb und werde“ angedeutet, das sich in immer wieder anderen Formen und Bildern in den Träumen bemerkbar macht.

Daß der Patient aber in der Tat eine Schwelle überschritten hat, macht nun der nächste Traum eindringlich deutlich.

#### *Traum 7*

„Ich bin in meinem Studierzimmer. Es ist Nacht. Ich arbeitete wohl noch. Es herrscht tiefe Stille. Mitternacht ist vorüber. Plötzlich wird mir bewußt, daß irgendetwas vor der Türe ist, etwas Furchtbares, etwas über alle Maßen Entsetzliches. Was es war,



konnte ich nicht ahnen, doch ich wußte, daß ich hingehen und die Türe öffnen müsse. Nach langem Zögern raffte ich mich auf, zitternd schob ich mich vorwärts, Schritt für Schritt mußte ich mir abringen — endlich faßte ich die Klinke — ich konnte nun nicht mehr anders, ich *mußte* die Tür aufmachen. Ich machte sie auf und trat über die Schwelle in den dunklen Vorplatz. Da standen reglos und stumm zwei große Gestalten, rechts von mir ein Mann mit todbleichem, gelben Gesicht, der mit fürchterlicher Strenge, mit dem Blick eines vernichtenden, das Todesurteil aussprechenden Richters eisig und erbarmungslos auf mich blickte. Die andere Gestalt zur Linken war wie in leichten Nebel gehüllt. Der Nebel bewegte sich, ich sah, es war auch ein Mann, der zwei Kinder bei sich hatte. Er war altertümlich gekleidet, wie aus einem früheren Jahrhundert, und hatte die Hände zu beiden Seiten auf die Schultern der Kinder gelegt. Dieser Mann lächelte mir schwach zu, es war, als winke er mir ein wenig mit dem Kopfe. Dann war alles verschwunden.“

Andreas war tief erregt von diesem Traumbild. Der cherne Richter, — er wußte nicht, war diese Gestalt ein Toter oder ein Lebender, ein Mensch oder ein überirdischer oder unterirdischer Dämon. Er mußte an den ägyptischen Totenrichter denken, der in die letzte Falte des menschlichen Herzens schaut, der auf unbestechlicher Waage die Taten und Gedanken eines Lebens wiegt, der, ohne Gnade oder Vergebung zu kennen, die mitleidlose Abrechnung vollzieht. In dieser Gestalt sammelte sich noch einmal alles, was an Gewissensangst, an Schuldgefühlen, an Überforderung und Selbstüberforderung ein Leben hindurch in dem Patienten geballt war. Aber lag nicht auch etwas Grandioses, etwas Erhabenes in der außermenschlichen Strenge dieses Walters der Ordnung, der Konsequenz, des Rechtes? Freiwillig, aus eigenem Antrieb, bei aller Furcht und allem Zittern mutig hatte Andreas in einem Akt männlicher Selbstüberwindung sich dieser Gestalt genähert und sich ihrem fordernden Blick ausgesetzt. Dann

aber hatte der Traum selbst den Akzent verlagert. Aus dem bewegten Nebel war ein so ganz anderes, ein denkbar gegensätzliches Bild des Menschlichen aufgetaucht. Zu der linken Gestalt fiel dem Träumer spontan Pestalozzi ein, dessen Denkmal in Yverdon er gesehen hatte: vertrauend schauen die beiden Kinder zu dem väterlichen gütigen Manne auf. Etwas wie Hoffnung regte sich, — etwas wie ein Atemraum tat sich auf. Der Geist von Güte, Ehrfurcht und Menschlichkeit, der von der Pestalozzigestalt ausging, ließ den Träumer eine kleine schwache Wurzel in den kalten Winterboden seines Daseins aussenden.

Die Behandlungsstunden sind von äußerster Intensität und Geladenheit, sie verlaufen oft als spannungsreicher Kampf, in dem die Therapeutin den Patienten aus seiner Passivität, seiner lahmen Müdigkeit aufzurütteln strebt und ihn auffordert, die giftige, blutsaugende Ratte an die Wand zu werfen wie die Königstochter im Märchen den Frosch an die Wand wirft. Phasen größerer Lebendigkeit werden ihm auch wirklich geschenkt. In der Gemeinde steht Andreas jetzt sachlicher am Werke; hin und wieder darf er erleben, daß die Menschen aufhorchen, daß sie ihm erstaunt sagen, er sei ein anderer geworden. Ein Stück Produktivität regt sich in Andreas, — aber freilich kann der „alte Adam“ ihm immer wieder einmal die Zügel aus den Händen reißen, kann das inflatorische Bemächtigungsstreben, das der Depression die Waage gehalten hatte, ihn alle Maße aus den Augen verlieren lassen. Ein Traum zeigt diese Gefahr an.

#### Traum 8

In dem Gymnasium meiner Knabenzeit, einer alten Ritterakademie, steige ich die Treppe hinauf. Der Oberstock ist verändert. Rechts befindet sich eine gläserne Halle. Durch die Glaswände sehe ich darin eine Versammlung von lauter uralten, schwarzgekleideten Menschen sitzen, vielleicht sind es Tote. Eine leise Musik tönt aus diesem Raum, es klingt wie düstere Trauer-

choräle. Ich gehe nach links, durch den Korridor, ich suche den Sender. Denn es herrscht Revolution und ich will den Sender besetzen. Da stürmt eine wilde Horde von Schülern, Jungens von 10 bis 14 Jahren mir laut lärmend entgegen. Eine jähe Angst vor diesen Kindern packt mich. Entschlossen trete ich auf den ersten, einen frischen Jungen mit zerzausten Haaren, zu und mache eine Bewegung gegen ihn, als wollte ich ihn am Hals packen. ‚Wo ist der Sender?‘ schreie ich den Jungen an, der mit entsetztem Blick an die Wand zurückweicht und die Hände emporhebt, als habe ich ihn mit der Waffe bedroht.“

Es ist begreiflich, daß eine Fülle von Einfällen und Erinnerungen an seine Leidenszeit in dieser Schule bei dem Träumer aufbricht. Er war immer isoliert gewesen, hatte nie einen Freund, kein Vertrauen zu den Lehrern gehabt. Der Mathematiklehrer, voll guten Willens zwar und psychologisch bemüht, doch denkbar ungeschickt, hatte einmal vor der Klasse die Äußerung getan: „Andreas K. ist der Typus des zerrissenen Menschen.“ (Wenn Autoritäten wüßten, wie festlegend derartige Urteile von der unsicheren Jugend genommen werden und wie sie oft auf Jahre die Selbstinterpretation in ein starres Geleise schieben!)

Revolution, Aufstand, Staatsstreich. Der Träumer will den Sender besetzen. Er will mit seinen Direktiven das ganze Land bestreichen. Aber keine gewachsene Kraft steht hinter diesem Ausfall. Unberührt singen die Alten und die Toten — die Alten und die Toten in ihm selber — ihre Trauergesänge über das Los der Sterblichkeit, über die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge. Und die neuen Lebenskräfte rasen ihm wie eine ungebändigte Schülerhorde entgegen, vor der er nur erschrickt, um sie sodann mit einem unangemessen harten, einem stur bedrohenden Griff zu drosseln. Das alles in der Ritterakademie, wo einstens die großen kühnen Zeugen des Glaubens, die Eroberer neuen Landes sich sammelten, Kolonisatoren, die den feindlichen Boden kultivierend erschlossen.

Die diskrete Warnung seines Unbewußten wird von dem Patienten nicht beachtet. In einer Predigt, der ausgerechnet ein vorgesezter Herr der Kirchenbehörde beiwohnt, versteigt er sich dermaßen, bringt unvergorene und subjektive Halberkenntnisse zu Worte, die auf einer Kanzel nicht am Plage sind, daß er vor übergeordneter Stelle aus zitiert wird und sich einer peinlichen Revision unterwerfen muß. Die Reaktion unseres Patienten auf diese Vorfälle besteht, wie zu erwarten, in einer fundamentalen Depression. Der zweite Knotenpunkt der Traumreihe ist erreicht, ein neuer Rückfall, diesmal freilich auf anderer Ebene, ist im Gange.

Der Patient neigt wieder zu völligem Verzagen, zum Sperren aller Schranken. Er meint, der Traum (8) zeige ihm nichts als eine maßlose Hybris, die das einzige sei, das er gegen die Welt von Zeit und Alter, Angst und Tod zu setzen habe. Aber es ist nicht mehr das verdrossene Klagen eines erschöpften Kindes, sondern ein wacher Schmerz, wache Auseinsetzung mit sich selbst. Die äußeren und inneren Ereignisse treiben ihn in die Enge.

In einer Behandlungsstunde kommt ihm das ganze Ausmaß der Krise zum Bewußtsein. „Der Teufel hat mich in der Tasche“, sagt er bitter lächelnd. „Superbia und desperatio, — wie sollte ich davon je loskommen! Ich schließe mich ja selbst von jeder Möglichkeit der Vergebung aus.“ Die Therapeutin bemüht sich, den Patienten in seiner Sprache zu erreichen. „Würde denn nicht jeder, der sein Dasein in der Tiefe erfährt, von seinem Konflikt zerrissen werden, wenn das Heilige nicht da wäre, eine transzendente Seinsmacht in der Welt, in der wir leben, in der wir doch aus Freude und Hoffnung leben? Dürfen wir nicht aus Ursprung ‚dennoch‘ vertrauen? Ist das nicht das ‚Reich Gottes‘, daß wir ständig ‚lernen‘, ‚Vergebung‘ wahr sein zu lassen und uns in diesem Lernen wieder einen Schritt weiter einformen in dieses unser Sein und damit in den Willen Gottes, der uns in dies Sein gestellt hat?“

Die depressive Welle des Patienten verlief diesmal auf einer an-

deren Ebene; sie war nach dem Ritterakademie-Traum personaler, heller, schärfer als nach dem Adlertraum. Und dennoch, wenn „das Christliche“ darin besteht, daß der Mensch offen und vertrauend und das heißt eben auch glaubend in der Welt sein kann, so keimte jetzt etwas davon bei Andreas auf, — unter aller seiner menschlichen, christlichen und theologischen Verkrampfung.

### *Die dritte Traumgruppe*

Der dritte „Aufschwung“, die dritte Heilungsanstrengung aus dem Grund seines Menschseins dokumentiert sich in den nun folgenden vier letzten Träumen der von uns ins Auge gefaßten Wegstrecke. Traum 9 bringt einen erschütternden Durchbruch, das erste volle Bekenntnis zu sich selbst.

#### *Traum 9*

„Ich bin in einer zerbombten Kirche. Das Dach ist teilweise eingestürzt, die Fensterhöhlen stehen offen, aller Schmuck, aller Inhalt ist fort. Es ist Nacht, kein Licht, keine Kerze, nur der Nachthimmel scheint herein. Durch die Fensterhöhlen geht ein leiser Windhauch. Der Boden der Kirche ist mit Sand bedeckt, mit hohem Sand, in dem ich bis zu den Knien versinke. Der Sand ist naß, wie Flußsand, über den noch eben Wasser geströmt ist. Ganz mühsam nur kann ich mich kniend vorwärts bewegen. Immer wieder sinke ich ein. Aber langsam, ganz langsam tappe ich mich auf den Knien weiter vor in der Richtung zum Chor hin, wo früher einmal der Altar gewesen sein muß. Vielleicht dauert es Stunden. Da tut eine Seitenkapelle sich auf. Und dort, weit vorne in der Seitenkapelle, steht noch ein Altar, an dem einige Kerzen brennen. Ich sehe es wie von weitem, und ich kann zwei junge Priester erkennen, die dort im Sande vor dem Altar mit den brennenden Kerzen knien. Ohne sich umzuwenden neigt der

eine den Kopf zu dem anderen und flüstert ihm etwas zu.“ Es bedurfte hier nicht vieler Worte, bedurfte nur der Stille und Anschauung. Der Traum war Sprache, Aussage genug. Dem Träumer fiel aus irgend einem Grunde der Dom zu Padua ein. (Vielleicht wegen Galileis dortiger Entdeckung?) Rückerts Ballade von Chidher dem ewig Jungen kam ihm in den Sinn:

„Und nach abermal fünfhundert Jahren  
Kam ich wieder des Wegs gefahren . . .“

Er empfand den Traum als Wahrheit, als rätselhafte, undurchsichtige und auch durchsichtige Wahrheit. Das war *er*, war seine Kirche, wie sie wirklich war, ohne jede Lüge. Sie war ausgebombt, zerstört, versandet, eine Ruine, verschüttet wie vom Strom der Ewigkeit, verlassen und verwaist. Und doch war noch Leben in ihr, war noch Licht in ihr — stand noch ein Altar, wenn auch nur in einer Seitenkapelle. Die Kirche war zwar versandet, aber doch nicht im Sande begraben, sie war zum Himmel offen, und der große Hauch der unendlichen Nacht drang in sie ein. Eine Fessel schwerer, ichhafter Angst, notvoller Eitelkeit zersprang in diesem Traum. Der Träumer konnte sich an etwas Größeres ergeben, an ein weit über seine Einzelheit hinausgreifendes alldurchdringendes Lebensgeschehen.

Eine Sammlung und Selbstwerdung des Andreas wurde nun unverkennbar, ein Zusichselberkommen, ein Wachstum an Menschlichkeit und Erkenntnis.

Der folgende Traum drückt die Stimmung einer gelassenen und gemüthhaften Verinnerlichung aus.

#### *Traum 10*

„Meine Mutter und ich sind in einem Bauernhaus, das etwas abseits vom Dorfe an einem Hang liegt, nahe beim Wald. Hier soll ein Gottesdienst sein. Meine Mutter und ich sitzen aber ganz allein an einem Holztisch. Einen Moment lang sehe ich im Geist meine Kirche in A. vor mir, in der eben zur selben Stunde Gottesdienst

sein soll, den nun aber nicht ich, sondern mein Amtsbruder aus F. halten wird. Die Menschen strömen in großen Scharen in die Kirche von A. Ich bin aber nicht eifersüchtig, sondern unendlich zufrieden. Wir sitzen in der schönen, altertümlichen Bauernstube so friedlich und versöhnt am hölzernen Tisch und warten. Eine Stimme sagt: Es ist alles Eingebung.“

Zum erstenmal tritt hier Andreas' Mutter, frei von allem Haß, aller Anklage, aller Bitterkeit, im Traum in Erscheinung, jenseits der Schmerzen, der Enttäuschungen, der Versagung einer einsamen Kindheit. Alles ist gute, einfache „Lysis.“ Der Ehrgeiz des Kanzelredners ist verschwunden. Keine Zeremonien, keine Rhetorik, kein Eifer um harte Dogmen. Und doch ist alles „da“, die Fülle der Anwesenheit, die Gnade eines Friedens, Heiterkeit, Geduld, die Ruhe der bäuerlichen Erde. Und die Stimme, die die einfachen Worte spricht: Alles ist Eingebung.

In der Versöhnung mit der Mutter bahnt sich die Versöhnung mit dem Leben an, ein tiefgründiger, tiefschichtiger Umgestaltungsvorgang. Das Wort von der Eingebung will — der Amplifikation des Träumers zufolge — nicht etwa besagen, daß seine religiöse Haltung sich in Schwärmerei aufzulösen drohe. Das ist nun nicht mehr zu erwarten. Im Gegenteil fühlt Andreas sich mehr denn je auf das Zentrum der christlichen Aussage verwiesen. Aber was ihm bisher dürres Dornengesträuch war, beginnt zu treiben und zu blühen. Der uralte Rosenstrauch des Mysteriums beginnt sich mit Leben zu füllen und seine Blüten zu öffnen.

Ein weiterer Traum, der etwa einen Monat später erfolgt, bestürzt ihn wieder als fremdartig und „archaisch“, läßt aber eine fortschreitende Zentrierung bei allen noch gewaltigen Spannungen erkennen.

#### *Traum 11*

„In einer altertümlichen Stadt mit Festungstürmen. Auf dem Marktplatz scheint ein Spiel im Gange zu sein. Einige Musikanten

sitzen auf erhöhten Plätzen. Die Bewohner der Stadt scheinen alle beteiligt. Bären laufen hochaufgerichtet umher, ob es wirkliche Bären sind oder verummte Personen läßt sich nicht erkennen. Bald weiten, bald verengen sie den Kreis der Spielenden. Frauen mit Pfeil und Bogen bewaffnet, andere mit sonderbaren Saiteninstrumenten, Männer mit Spaten, Rechen und Setzhölzern scheinen bestimmte Aufträge auszuführen, die zu dem Spiel gehören. Irgendwo spricht ein Chor, dessen Worte ich nicht verstehen kann. Ich werde hereingezogen, als habe man mich erwartet. Es ist das Spiel von der Befreiung der Stadt aus alter Fremdherrschaft, das alle sieben Jahre aufgeführt wird. Ein Fremdling muß bei diesem Spiel geopfert werden. Man führt mich vor den Heerführer oder König, der noch sehr jung, ein zartgliedriger Jüngling mit feinen Zügen ist. Ich erwarte, daß ich getötet werden soll, aber der König läßt mich zum Gastmahl auf die Burg ein.“

Der Träumer erwacht zwar beklommen, er meint, das Gastmahl könne ja der Beginn einer rituellen Opferung gewesen sein. Dennoch verspürte er im Traum keine Angst, er fühlte sich auch nicht passiv ausgeliefert; es mußte alles so sein, wie es geschah, und er ging freiwillig und einverstanden mit.

Indem der Traum gemeinsam meditiert wird, fällt es Andreas wie Schuppen von den Augen. Die bewehrte Stadt, die ihre Befreiung aus der Fremdherrschaft feiert, ist „er selber“ in seiner Befreiung aus dem Zwang der Angst, der Depression, der Fremdherrschaft der Neurose. Geopfert werden muß er selber, sein altes Ich. Aber auch der Jüngling-König ist ein Bild seiner selbst: seiner eigentlichen Möglichkeit als Mensch, wie sie in der Tiefe ihm aufleuchtet.

Auch das Verhältnis zu seiner Braut hat sich gewandelt. Sein zähes Rechthabenwollen ihr gegenüber, seine Furcht vor ihrer etwaigen Überlegenheit, seine kühle „reservatio mentalis“, durch welche er sie in jedem Augenblick der Hingabe merken ließ, daß er sie ja nicht wirklich gewählt habe — das alles schmolz auf.

Denn, trotz allem, er *hatte* sie gewählt, sonst wäre er ja nur ein lebender Leichnam gewesen. Jetzt erst aber bekannte er sich wirklich zu ihr. Beate konnte nun anfangen, ihn als Mann ernst zu nehmen, während er sie in ihrer fraulichen Eigenart gelten ließ. Freilich wird das, was „liebender Kampf“ sein sollte, zunächst noch sehr häufig mit lieblosem Zank verwechselt. Aber sie entscheiden sich doch immer tiefer für einander. Zu gleicher Zeit löste sich die Übertragung auf die Therapeutin mehr und mehr auf.

Der letzte Traum des hier zur Darstellung gebrachten Behandlungsabschnittes bringt nun keineswegs eine volle Ausklärung, Harmonie und Gegensatzüberwindung, wie sie sich etwa in einem „Mandala“ darstellen würde. Andreas' „Geschichte“ ist ein wesentliches Stück weitergegangen, aber sie bleibt Geschichte mit allen Faktoren unübersichtlicher Spannung und voller offener Fragen an die Zukunft. Aber er weicht der Antwort nicht mehr aus, sondern er sucht sie.

#### Traum 12

„Es ist Krieg in der Welt. Eine apokalyptische Stimmung liegt in der Luft. Über einem weiten Hügelland ist der Frühling da, alles leuchtet in frischem Grün. Der Feind muß hinter dem Hügelrücken versteckt sein. Er kann jeden Augenblick angreifen. Ich muß einige Frauen und Kinder beschützen, bringe sie in ein weisses Haus, ein Steinhaus oder Blockhaus. Ich gehe aber nicht mit hinein, sondern gehe auf den Kamm hinauf. Große Wolken ziehen am Himmel, wie vor einem Weltuntergang. In der Mulde liegt ein Kloster mit festen Mauern wie zur Verteidigung bereit. Von ferne sehe ich einen Mönch, einen dicken älteren Mann, der eilig, rettungssuchend gerade in die Pforte einbiegt. Auf einmal kommt die Anhöhe herauf ein seltsamer Zug, der in Richtung auf die Höhe schreitet. Es sind lauter große prachtvolle Gestalten, Männer in scharlachroten langen Roben mit goldenen Ketten um

den Hals. In strenger liturgischer Ordnung schreiten sie einher, die unbedeckten Häupter erhoben und einen Hymnus singend.“ Andreas, tief beeindruckt von dem Traum, kommt immer wieder auf diese Bilder zurück, die zum erstenmal in Farbigkeit leuchten. Er schildert den Zug: Das waren nicht Pfarrer oder Professoren oder Bürger, das waren Urchristen, Zeugen, Enthousiasmoi. Sie suchten nicht Geborgenheit und Deckung wie der dicke Mönch. Vielleicht waren es Märtyrer. Vielleicht waren es Gralsritter. Er selbst stand allerdings einsam da, mitten in der Kriegsgefahr. Der dicke Mönch, der sich rettet, das sei er einmal gewesen, aber heute sei er das nicht mehr, wenn er auch noch nicht zu den Gralsrittern gehöre. Er sei vielleicht Parzival, von dem Wolfram von Eschenbach erzählt. Welch einen langen Weg voller Irrtümer und Kämpfe mußte Parzival zurücklegen, ehe er zur Gralsburg und zum Heiligtum des Gral finden konnte.

Andreas kann sich wieder nicht genug darüber wundern, wie ein solcher Traum in ihm entstehen konnte. Und doch vollzieht er das „Ich selber habe den Traum geträumt“ nun schon mit echter existentieller Wahrhaftigkeit. Er weiß es: ein solcher Traum ist kein Zufallsgebilde; in ihm gibt vielmehr das seinsoffene Wesen des Menschen sich ein Unterpfand. Was das Credo meint mit der „Gemeinschaft der Heiligen“ sei ihm immer blaß erschienen, und auch, was die Apokalypse über sie erzählt, habe er nie anders als abstrakt empfinden können. Jetzt aber sei es ihm, als habe er etwas wie einen Flügelschlag davon vernommen. Das beunruhigte ihn, demütigte ihn, aber beglückte ihn zugleich wie ein völlig unverdientes Geschenk. Wenn er in Not sei, werde er an diesen Traum denken. — Von nun an konnte das Heilungsgeschehen sich in ruhigeren Bahnen entwickeln.

VERONIKA P. · EINE FÜNFZIGJÄHRIGE STUDIENRÄTIN  
DREI ENTSCHIEDENDE BEHANDLUNGSABSCHNITTE

*Ausgangssituation und Symptomatik*

Die Patientin begibt sich in Behandlung wegen quälender Zwangssymptome und schwerer Depressionszustände, die bereits in wechselnder Gestalt seit der Kindheit bestünden. Die klimakterischen Veränderungen hatten diese Zustände zwar verstärkt, aber sonst nicht beeinflusst. Ferner klagt die Patientin über hartnäckige Arbeits- und Konzentrationsunfähigkeit, den Mangel an produktiver Leistung und Störungen des Verdauungssystems im Rahmen „vegetativer Dystonie“.

Bei allen äußeren Erfolgen war das Leben von Veronika P. seit Jahrzehnten in eine Sackgasse geraten; bei einer überdurchschnittlichen Bewältigung der äußeren Lebensaufgaben war doch die innere Reifung in zentralen Bereichen erstarrt. Die Patientin mußte sich ständig selbst Barrieren setzen; sie geriet in panisches Erschrecken und Entsetzen, wo unversehens die tiefere Problematik des Daseins sich auftat, sie sicherte sich gegen jedes mögliche Ergriffenwerden vom Gefühl, da es ein Verschlungenwerden zu bedeuten schien. An diesen Sicherungen aber wiederum erstickte sie. Veronika bot ihren Kollegen und Schülern das Bild eines lebhaften, energischen, originellen und liebenswerten Menschen von ganz besonderer Tüchtigkeit und beruflicher Fähigkeit. Ihr Näherstehende hatten freilich unter gelegentlichen jähen aggressiven Ausbrüchen Veronikas zu leiden, die sie aber gutzumachen stets ehrlich bereit war, — während es mit den wenigen ihr wirklich nahen Menschen im Verlauf ihres Lebens jedesmal zu unheilbaren Rupturen gekommen war. Wie sah Veronika sich selbst, wie begegnete sie sich selbst?

„Es geht nichts herein und nichts heraus“ so kennzeichnet sie sich

selbst in der ersten Besprechung. „Ich laufe vor mir selbst davon, ich kann nicht allein sein. Wie unsagbar leer, unzufrieden, enttäuscht und unproduktiv ich bin, ahnt ja niemand. Besonders unproduktiv — das ist mein Fluch. Ich bin nur Fassade und lebe von dieser Fassade. Für den Unterricht reicht es gerade jeweils, aber es ist nichts unterbaut, da sind keine Reserven an Wissen, die doch nötig wären. Ich kann nicht wirklich arbeiten, nicht lesen und ebensowenig meditieren. Ich kann nicht mit mir allein sein, und der Umgang mit Menschen strengt mich über alle Maßen an. Ich kann nicht entspannt mit Menschen zusammen sein; gebe ich eine Einladung, so zähle ich die Stunden, bis sie überstanden ist, obwohl die Leute sich bei mir wohlfühlen.“

Veronika bietet keineswegs das Bild eines verschrobene[n], altjüngferlichen Sonderlings, im Gegenteil ist sie von angenehmem Äußeren, vorzüglich gekleidet und erscheint natürlich und jugendlich. Nur die Stimme wirkt verkrampft, laut und starr und verrät die Andersartigkeit der Hintergründe.

Die Patientin kommt von auswärts. Schwere innere Kämpfe sind dem Wagnis, eine Behandlung aufzunehmen, vorangegangen. Die erste Begegnung kommt schon einer erschütternden Übergabe ihres ganzen Menschen gleich.

„Das Kreuz meines Lebens ist meine Mutter. Sie hat mich nie verstanden; in meiner Kindheit hat sie mich durch ihre Kälte bedrückt, später hat sie sich an mich geklammert, und nun will es das Schicksal, daß sie mir zur ewigen Fessel meiner Freiheit wird. Ich weiß nicht, wie lange ich das noch ertrage.“ Ein schwerer Tränenausbruch folgt diesen Worten. Die achtzigjährige Mutter der Patientin liegt seit mehreren Jahren gelähmt, aber bei sonstiger Gesundheit und zähem Lebenswillen in einer Klinik. Sie erwartet von der Tochter die Aufopferung jeder freien Stunde. Diese beiden Menschen, die nie durch den lebendigen Liebesstrom von Herzen zu Herzen, nie durch eine tiefere seelische Gemeinschaft verbunden waren, sind nun durch die bittere Ironie des

Schicksals aneinander geschweißt. Erbarmen und Haß führen in der Patientin einen verzweifelten Kampf.

„Ich kann sie doch nicht im Stich lassen. Sie lebt von meinen Besuchen, die für mich eine Qual, für sie aber die Verbindung mit der Welt und mit dem Leben sind. Sie hält eisern an der Illusion fest, wieder gesund zu werden. Sie wird mich bestimmt überleben. Mir ist oft, als ob ein Dämon in ihr säße, der mich verhöhnt, der mich zum Furchtbarsten reizen will.“

Die Gemütslage der Mutter ist stabil, unbewegt, positiv und gleichmütig kühl wie durch ihr ganzes Leben. Ihr eng gewordener Horizont verbraucht kaum Energien, ihr lebenslängliches konventionelles Gleichgewicht auf der Basis eines selbstgenügsamen Egoismus hält sie fest im Dasein. Unter Tränen bekennt die Patientin, daß sie oft Angst habe, es könnte ihr „etwas passieren“, in dem Sinn nämlich, durch eine Fehlhandlung die Tötung der Mutter herbeizuführen. Ihr Haß flamme oft hemmungslos auf, ohne daß die Kranke davon eine Ahnung habe. Die ungeheure gestaute Aggressivität der Patientin und ihre zwangshafte Enge, ihre starre Unproduktivität und der Mangel an souveräner Gestaltungskraft treten deutlich ins Licht.

Aber an der Beziehung zur Mutter zeigt sich die seelische Verfassung der Patientin nur exemplarisch: es gibt kaum ein Lebensgebiet, in dem sie nicht in ähnlicher Weise an „Dürre“, Angst, Erstickung und wiederum explosiven Reaktionen ihres Unbewußten litte. Insbesondere quält sie ihre Beziehung zur Arbeit. Sie empfindet ihre Leistungen als fassadenhaft, obwohl sie jeweils im Moment des Unterrichts den Anforderungen Genüge leistet. Sie bringt es nicht fertig, sich in Ruhe und Gelöstheit mit ihren Stoffgebieten zu beschäftigen, sie spielt ein wahres Kat- und Maus-Spiel mit der Arbeit, und nur unter dem höchsten Druck der Termine wird es ihr dann endlich möglich, das Thema anzugehen und den Unterricht vorzubereiten. Dabei liebt sie den Stoff, aber ein Etwas in ihr, eine eiserne Grenze verbietet ihr, sich ihm

wirklich hinzugeben und mit Leib und Seele spielerisch und schöpferisch in ihm aufzugehen. Obwohl sie genügt, obwohl sie anerkannt wird, genügt sie sich selber nicht, weiß sie, daß sie ganz anders sein und weit mehr geben könnte. Und das beunruhigt und deprimiert sie aufs Tiefste. Aber sie fühlt sich ohnmächtig dem inneren Nein gegenüber.

Fast jede menschliche Beziehung ist für Veronika „anstrengend“, obwohl auch das bei ihrer großen Lebhaftigkeit und scheinbaren Kontaktfähigkeit von niemandem vermutet wird. Sie hat eine enorme Routine und gesellige Fertigkeit im Feld anregenden Gesprächsstoffes — aber dahinter steht nicht die Freude an der Begegnung, die Lust am spontanen Austausch, sondern die Angst vor einer Schweigepause, die Angst davor, daß es plötzlich „öde“ werden könnte, daß Fremdheit und Einsamkeit entsetzlich aufbrechen könnten, daß alle diese Menschen dann ein ganz anderes Bild von ihr gewinnen, sie verachten und sich von ihr zurückziehen würden.

Trotz allem ist Veronika auch in tieferen Bereichen ihrer Persönlichkeit nicht völlig einsam. Immer wieder gibt es einen besonders begabten Schüler oder Studierenden, der ein ausgesprochenes Vertrauensverhältnis zu der älteren Frau und Lehrerin findet. Allerdings lassen solche Freundschaften auch neue und schwerere Probleme in ihr entstehen. Der junge Mensch öffnet sich bedenkenlos und mit dem stürmischen und rücksichtslosen Gefühlszugriff der Jugend. Diese so gar nicht „belehrende“, diese so natürliche, kameradschaftliche Frau konnte dem jungen Menschen mit ihrer Freundschaft Halt, mit ihrem Wissen und ihrer Bildung Rat und Anregung in reichem Maße bieten. Die Patientin ist viel zu klug, um in diesen Zuwendungen, selbst wenn sie sich stark ins Schwärmerische oder gar Zärtliche steigern, mehr zu sehen als das was sie sind, nämlich eine vorübergehende Heimatsuche und Bergung. Und doch hat sie selbst weit mehr, als der jugendliche Partner ahnt, innere Mühe mit diesen sich öfter durch Jahre er-

streckenden Beziehungen. Sie kann nicht los von einem Gefühl der Schuld, als bände sie den Partner zu sehr, bei aller Bemühung, ihn nicht zu binden; sie wird nicht frei von der ständigen Sorge, was die „Welt“, die Menschen, die Gesellschaft zu solchen „übertriebenen“ Freundschaften sagen würden. Und letztendlich bindet sie sich selbst, gegen ihre eigene bestimmte Absicht, weit tiefer an den Partner als es ihr lieb ist und leidet unangemessen darunter, wenn er, was doch von Anfang an zu erwarten war, weiterzieht und sie nicht mehr braucht. Mit diesem natürlichen Egoismus hat sie zwar gerechnet, nun aber löst er langanhaltende schwere Verstimmungen bei ihr aus, von deren beklemmendem Schatten sie sich durch Wochen nicht befreien kann.

Ein schwerer Grundstock von Angst und Abwehr lagert in der Basis dieser Persönlichkeit, von frühester Kindheit her durch ihre ganze Lebensgeschichte wirksam — so kräftig und weitverzweigt sich auch der Organismus der *bewußten* Weltbewältigung entfaltet hatte. Wie an einem unsichtbaren Faden konnte „es“ sie plötzlich hinunterziehen in ein lähmendes Dunkel. Sie traf Vorkehrungen, sie sicherte sich, sie wich schon der Berührung mit diesem Faden aus, indem sie aufregende Erlebnisse mied, so etwa den Besuch moderner Theaterstücke und Filme, in denen die Problematik der Gegenwart kraß beleuchtet wird. Aber damit verengt sie ihren Horizont, verstrickt sie sich in einen zwanghaften *circulus vitiosus*, denn die Gefahr, den „sirrenden Faden“ zu berühren, wächst ja nur mit dem Bestreben, ihn zu vermeiden, — wie denn auch die Weltverengung als solche neue Angst und neue Mißstimmung erzeugen muß.

Veronika leidet chronisch unter zwanghaften Katastrophenphantasien, in denen sie Verkehrsunfälle, Abstürze, Zugentgleisungen u. ä. vor Augen sieht und sich selbst im Moment des Verbrennens oder Ertrinkens wehrlos erlebt. Irgendein unerwartetes Geräusch auf der Straße oder im Hause genügt, um solche imaginären Schreckensszenen in ihr auszulösen.

Veronika hat längst begonnen, das Alleinsein immer mehr zu vermeiden, oder aber wenn sie alleine ist, der wirklichen Stille auszuweichen. Sie beschäftigt sich zwar krampfhaft mit weltanschaulicher und religiöser Literatur, in der sie verzweifelt und vergeblich nach Hilfe sucht. Sie versäumt keinen Gottesdienst und hält sich an die Kulte von hohem künstlerischen Niveau. Sie versucht, Anweisungen zum Gebet und zur Meditation zu befolgen. Aber es bleibt leerer Krampf, leere schematische Anweisung, bleibt peinliches Exerzitium, zu dem sie sich zuletzt nur noch hinkommandiert, ohne die geringste Erlösung darin zu finden. Ihr ganzes „religiöses Leben“ — und ein solches führt sie seit früher Jugend — steht auf tönernen Füßen, es verliert nie den Beigeschmack von Pflichterfüllung, Bravheit und sonntäglicher Wohlerzogenheit, — es bedeutet nichts als eine angsterfüllte Reverenz vor einem unberechenbaren, unnahbaren und im Grunde als feindlich, streng und böse empfundenen Absoluten.

„Ich kann Gott nur fürchten“, so bricht es einmal unter bitteren Tränen wie in einem Aufschrei aus ihr heraus, „die Furcht ist immer das erste, er prüft uns über Gebühr, er verlangt das Äußerste ohne sich rühren zu lassen, er läßt alles Schreckliche rings um uns zu, die Zerstörung, die unheimliche Vernichtung, Krankheiten, die hinterrücks den unschuldigen Menschen befallen und ihn an Leib und Seele zum Vieh machen — nein, das ist nicht möglich, daß man für all dies offene Augen hat und zugleich an die Liebe Gottes glauben soll!“

#### *Bisherige Lebensgeschichte*

Veronika entstammt einer Beamten-, Gelehrten- und Offiziersfamilie. Durch häufige Versetzung ihres Vaters, eines höheren Beamten, wechselte sie in Kindheit und Jugend oft Ort und Land, kam viel in der Welt herum und besuchte die Schulen deutscher



Kolonien in überseeischen Ländern, sofern der Unterricht nicht in Händen von Erzieherinnen lag. In der Familie herrschte eine kühle und nüchterne Atmosphäre. Die Eltern gingen weitgehend in ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen auf, für die die Mutter ihrer Natur nach wenig Talent mitbrachte, sich aber desto mehr Mühewaltung auferlegte. Der Vater war eine strenge, ethische Persönlichkeit, die zu ihrer eigentlichen Ergänzung eines reichen Gefühls, eines spontanen warmen Naturells bedurft hätte. Eben dies konnte aber seine Gattin, eine zwar pflichtbewußte und treuergebene, aber mit Gemüt und Phantasie nur dürftig ausgestattete Frau ihm nicht gewähren. So haftete der Ehe von Veronikas Eltern etwas Förmliches, Steifes an. Freude, Lachen, Spiele, Übermut und echte Festlichkeit gab es im Hause nicht; das Leben wurde aufgefaßt nach den Maßstäben der Nützlichkeit und des Anstandes, der Zweckmäßigkeit und der allgemein anerkannten Tugenden. Die Eltern waren geordnet aneinander angepaßt, aber sie konnten einander in ihren tieferen Bereichen nicht erschließen, nicht in Bewegung und zum Wachstum bringen; und so blieb ein wohlabgezirkelter, gesetzlich geschützter Seelenraum der für die Entfaltung der Kinder prägende und bestimmende. Alles, was in diesen Rahmen nicht paßte, galt von vorneherein als verdächtig und verpönt.

Dabei umgab eine Natur von tropischer Üppigkeit, eine Menschenwelt von Leidenschaft und Wildheit, eine Sprache von magischer Tonart diesen geschlossenen seelischen Raum der Ordnung und des Kantischen Imperativs — eine fremde Welt, in der Veronika von früh auf den Geruch des Abenteurers und unbekannter Gefahren witterte, die ihre lebhafteste Phantasie fesselten, ihr Angst einflößten und die Ahnung überwältigender Mächte dunkel in ihr wachriefen.

Veronika hat eine einzige um zwei Jahre jüngere Schwester, ein Kind, das sich durch weiche Anschmiegsamkeit, Zartheit, Anmut und Hilfsbedürftigkeit den Erwachsenen empfiehlt und in den

Augen der Mutter viel leichter und bequemer zu erziehen ist als die herbere und kompliziertere „Vatertochter“, die mit ihrem ganzen intelligenten Wesen von früh an zur Selbständigkeit drängt. Indessen bemühen sich beide Eltern, den Kindern objektive Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber seltsam, die beiden Schwestern verbindet kein tieferer Gefühlsstrom, kein warmes inniges Vertrautsein, wie es doch in ihrer isolierten Situation im Ausland so naheliegend, in der zärtlichkeitsarmen Familienatmosphäre für beide so beglückend hätte sein können. Wohl möchte sich die Kleine an die Größere anlehnen, aber Veronika ist es, die die Schwester abweist und in Distanz hält. Eine ihrer frühesten Erinnerungen besteht in einem recht dunklen Vorkommnis, nämlich darin, daß sie mit einem Spielkameraden aus der Kolonie zusammen „hängen“ spielte. Die beiden Vierjährigen waren im Begriff, die kleine Zweijährige realiter aufzuhängen, als ein Erwachsener, der die Szene im Garten beobachtet hatte, eingriff. Veronika wurde von ihren entsetzten Eltern streng bestraft. Diese sahen in dem Vorkommnis das zu unterdrückende Böse der Menschennatur, verstanden aber nicht dessen evidenten psychologischen Signalwert, nämlich den einer tief wurzelnden Eifersucht der älteren auf die jüngere Schwester.

In sehr frühem Alter entdeckt Veronika die kindliche Onanie, die sie bis ins Erwachsenenalter begleitet, ohne ihr vorerst Schuldgefühle zu verursachen. Doch ist Veronika bei all ihrer Expansion weit gehemmter als die so viel zartere Schwester und kennt viel mehr Ängste als diese, so die Angst vor dem Wasser und die Angst vor dem Dunkel, das ihre Phantasie mit bedrohlichen Gestalten bevölkert. Nur wenn sie den Vater aus der unteren Etage des großen Hauses Klavier spielen hört, fühlt sie sich getröstet.

Veronika überwindet ihre Angst vor Pferden, um mit dem Vater ausreiten zu können. Die morgendlichen Ritte am Strande des Meeres mit dem sonst immer ernstesten und strengen, nun aber auch

einmal heiter gelockerten Mann empfindet sie als stolzen Besitz, den die unsportliche Mutter und die schwächliche Schwester nicht teilen können.

Das Verhältnis von Vater und Tochter bedarf einer genaueren Skizzierung. Das Kind empfindet unbewußt die Einsamkeit des Vaters, es empfindet dessen reichere, gefühlshafte und geistige Veranlagung, die von der durch die Prosa des Alltags ausgelasteten und keine weiteren Interessen pflegenden Frau nicht beantwortet wird. Veronika drängt mit ganzer Seele zum Vater, wird aber durch dessen stets moralisches, stets forderndes, ewig verbietendes und autoritäres Wesen zurückgeworfen, — wobei es den Anschein hat, als hätte der Vater, der seinerseits alle seine ungelebten Gemütskräfte in das begabte und lebhaftige Kind legte, eben gerade dieser strengen Trennungswand bedurft, um sich selbst und den festen Prinzipien seines Bewußtseins nicht untreu zu werden. Wie gern hätte Veronika die Fragen, die Ahnungen, die sie bedrängten, die schrecklichen Eindrücke, die sie zuweilen von den Leiden und Krankheiten der Eingeborenen am Rande ihres geschützten Daseins aufnahm, zu einer weisen und bergenden Vatergestalt gebracht. Aber sie getraute sich nicht, das Zeremoniell des gewohnten Rollenspiels zu durchbrechen, ebenso wenig wie sie sich getraute, dem Vater auch nur ein einziges Mal offenen Widerstand zu leisten, — so sehr sie sich auch innerlich gegen seine oft sinnlos scheinende Strenge empörte. Und so blieb jedes von ihnen in einer beinahe tragisch anmutenden Gefangenschaft. Beide sehnten sich nach einander, nach dem Durchbruch zu einem tieferen Kontakt, der die Unruhe und die Fülle, die Angst und den Überschwang der Seele in das Gegenüber hätte einströmen lassen. Aber die Abwehr gegen das Gefühl, die Sorge um die Autorität auf Seiten des Vaters, die Furcht vor Abweisung und Enttäuschung auf Seite der Tochter bildeten die unübersteigliche Schranke zwischen diesen beiden Naturen.

Der Ambivalenzkonflikt dem Vater gegenüber muß sich bei Ve-

ronika mit dem Eintritt in die Pubertät mehr und mehr verschärfen. Dem sexuell und geistig früh geweckten Kind wird keinerlei „Aufklärung“ gegeben; im Lexikon sucht sie sich heimlich ihr Wissen über Fortpflanzung und Sexualität zusammen. Das Thema ist in der Familie absolut tabuiert. Zu der etwas exaltierten und altjüngferlichen Erzieherin hat Veronika keinerlei Vertrauensbeziehung; die jüngere Schwester lehnt sie hochmütig ab, die Gefühlswege zur Mutter sind versperrt.

Auf ausgedehnten, durch den Beruf des Vaters erforderlichen Seereisen wird das frühreife und reizvolle Mädchen von jungen Männern leidenschaftlich angeschwärmt und lernt auch seinerseits ein schwärmerisches Interesse für den oder jenen jungen Offizier kennen, wobei es selbstverständlich ist, daß die Eltern auf strengste Etikette halten, die Veronika auch nie zu durchbrechen wagen würde. Der Vater bewacht seine Töchter und insbesondere Veronika mit zornbereiter väterlicher Eifersucht. Als Veronika sich einmal auf einem Ball an Bord ein wenig „vergift“, fährt er schon die psychologisch schwersten Geschütze auf: sie würde durch solches Benehmen seine Stellung als Beamter schädigen, worauf das an den Vater so sehr fixierte junge Mädchen, von einem jähen Übermaß an „Reue“ bis an die Wurzeln erschüttert und von dunklen Schuldgefühlen verwirrt, gelobt, sich nie mehr von den Vorschriften der Eltern zu entfernen. Veronika schildert im Rückblick dies Erlebnis, das sich übrigens zwei- bis dreimal wiederholte, als eine Phase tiefster Seelenqual mit den Kennzeichen existentiellen Verlustes.

Wir würden diese Zustände kaum richtig verstehen können, wenn wir nicht wüßten, daß der ganze Erosbereich von vorneherein für Veronika mit Angst, tiefer Unsicherheit und Schuldgefühl verbunden ist. Das Kind ahnt hier die schicksalhafte Gewalt transzendenter Lebensmächte, es erlebt aber in der kühlen Ordnung der Elternbeziehung keinen lebendigen Widerhall auf diese: es erlebt nicht die bergende Kraft der Liebe diesem ungeheuer Großen

und Gefahrverheißenden gegenüber. Mit fünfzehn oder sechzehn Jahren unterliegt Veronika der Attacke eines regulären Zwangssymptoms: in der Stadt ist ein Mord passiert, das junge Mädchen wird von der Zwangsvorstellung gepackt, sie selbst habe den Mord verübt. Diese „Obsession“ fällt in die Zeit ihrer heimlichen Forschungen über den sexuellen Bereich und die nunmehr auch mit der Onanie sich verbindenden Schuldängste. In ihrer Verzweiflung wandte sie sich damals an die Mutter, die, weit entfernt davon zu verstehen, was in der Seele ihres Kindes vorgeht, sie kühl zurückweist mit dem Bemerkten, sie sei doch wohl nicht verrückt geworden. Nach einigen Wochen klingt der Zustand spontan ab.

Die Eltern verschärfen die Überwachung der Töchter, unterdrücken jede möglicherweise auftauchende Liebesbeziehung. Veronikas Regression, die sie in den „Reuezuständen“ vollzieht, indem sie die naturhaft tiefe Dynamik ihrer ganzen drängenden Entwicklung der väterlichen Autorität opfert, bindet sie verstärkt an den Vater; unbewußte und unterdrückte Aggressionen bis zum Haß und bis zu dumpfen Todeswünschen mischen sich mit der verhaltenen Liebe zu der Vatergestalt.

Soviel zur Kennzeichnung von Veronikas Kindheits- und Jugendentwicklung. Nach dem sehr plötzlichen Tode des Vaters in Veronikas vierundzwanzigstem Lebensjahr entschließt sie sich in Deutschland zu Studium und Beruf. Rational hat sie sich von der Identifikation mit dem Vater befreit. Sie geht eine Jahre dauernde Liebesbeziehung zu einem verheirateten Mann ein, in der sie aber nie eigentlich glücklich wird. Sie wünscht die Scheidung dieses Mannes nicht, obwohl die Eheleute dazu bereit wären und verhält sich überhaupt der Möglichkeit der Ehe gegenüber skeptisch abwehrend. Sie fürchtet, sie könne keine normalen Kinder bekommen.

Erwähnt sei noch eine zweite Attacke von zwanghafter Obsession um das zwanzigste Jahr. Veronika besuchte damals eine Sozialschule, arbeitete auf der Kinderpflegeabteilung und läßt einen

Säugling beim Baden einen Augenblick unter die Wasseroberfläche gleiten. Gegen jede Verstandeseinsicht bildet sie sich durch Wochen und Monate hindurch zwanghaft ein, den Tod des Säuglings verursacht zu haben und leidet namenlose Pein. Sie phantasiert sich aus, daß bei der großen Anzahl der Säuglinge und der stets wechselnden Funktion der Schülerinnen ein solcher Vorfall — in Wirklichkeit kaum denkbar — eben möglich sei, und daß man ihr bloß aus Schonung die Konsequenzen ihres Versehens verheimlicht habe.

Der Lehrberuf befriedigt sie in hohem Maße. Aber ihren geistigen Leistungen, die sichtlich ein weit überdurchschnittliches Niveau erreichen, steht Veronika seltsam zwiespältig gegenüber, schwankend zwischen geheimem Ehrgeiz und resignierter Selbstabwertung. So sehr sie ihr Fachgebiet (Sprache und Dichtung) liebt, so sehr „widersteht“ es ihr auch. Wie mit einer Heimtücke gegen sich selbst wirft sie sich ständig Knüppel in die Speichen ihres Wagens, d. h. behindert sich selbst am schöpferischen Arbeiten. Zudem erlebt sie immer wieder, daß es in den oberen Klassen junge Menschen gibt, deren Gegenwart sie auf ganz irrationale Weise erregt und seltsam unsicher macht.

So steigt dies Leben seinem Zenith entgegen und überschreitet ihn, was Veronika sich nicht deutlich werden läßt. Aber in Momenten unfreiwilliger Rast wird sie sich mit einem grenzenlosen Schaudern und Erschrecken dieser Tatsache bewußt. Die Depressionen, die sie nun überfallen, sind von höllischer Wucht.

Ist es das „ungelebte Leben“, das in ihr aufsteht und sich rächen will? Sie selbst ist dieser Ansicht. Liegt aber dieser Meinung nicht ein Standardbegriff vom menschlichen Leben zugrunde: ein bestimmtes Soll müßte nach Norm und Winkelmaß gelebt worden sein? Kann nicht darin, daß ein Mensch ein lyrisches Gedicht interpretiert und dies wirklich so tut wie der Zen-Schüler eine Staude pflanzt oder der christliche Mönch eine Buchseite malt, „ein Leben“ sein?

*Der erste Behandlungsabschnitt*

Ein Mensch in der geschichtlichen Ausbreitung von fünfzig Jahren ist weder in seiner äußeren noch in seiner inneren Lebensverflechtung leicht zu überblicken. Es bedarf Zeit, Geduld und sorgsamer Vertiefung, um die weiten Räume des Menschlichen, die er darstellt, kennenzulernen. Der Therapeut muß sich in die Tiefen der Individualität hereinarbeiten, bis er zu der verborgenen Mitte dieser Welt gelangt, bis die Jahre, die Jahrzehnte, die Orte, Landschaften, die Menschen, Schicksale und Ereignisse der inneren und äußeren Lebensgestalt ihm wirklich vertraut werden. Er wird sich die Eigenwelt des Partners so weit zu vergegenwärtigen haben, wie es notwendig ist für die fruchtbare Entwicklung der therapeutischen Arbeit. Nicht nur daß die neurotische Struktur und die Symptome in ihrer Entstehung begreiflich werden, kann das Ziel sein, sondern daß die innerste Not, die hier Beistand sucht, dem Gefühl des Therapeuten vollziehbar, ihm so evidentes Erlebnis wird, als wären die Voraussetzungen dieses Menschseins die seinigen.

Daß es schwer ist, Mensch zu sein und in Grundbedingungen der Existenz zu reifen, verbindet die Partner des therapeutischen Vorgangs. Aber diesen Rahmen der therapeutischen Mitmenschlichkeit versuchte Veronika immer wieder zu sprengen. Sie wirft der Therapeutin Härte und Ferne vor an den Punkten, wo sie sich an dieser Grenze stößt. Die Übertragung ist zwar stark und positiv, sie läßt jedoch klar die Neigung der Patientin erkennen, den Partner mit magischer Übermacht auszustatten, um ihm auf diese Weise die Verantwortung zuschieben und ihn bei Rückfällen aufs heftigste anklagen zu können. Die Spannweite und das Niveau der Patientin, ihre „Substanz“ — obwohl sie sich selbst als leer und unbegabt empfindet — geben der Arbeit Chance. Die Träume der ersten Phase bringen eine Art Pubertätsproblematik; sie bieten Triebstauungen in reicher Auswahl von aggress-

siven und sexuellen, oralen und analen Komponenten. Man darf aber nicht vergessen, daß diese Komponenten bei einem Menschen der zweiten Lebenshälfte einen anderen Stellenwert einnehmen als beim jugendlichen Patienten. Über die Unordnung der Trichschicht hinaus haben sie Chiffrencharakter: sie besagen den existentiellen Ekel, den Daseinsgram als solchen.

*Traum 1*

„In einer Konditorei wurde ich von drei widerwärtigen Männern angegriffen, gegen die ich mich mit dem Regenschirm, den ich wie eine Lanze halte, verteidige. Dann sieht man zwischen ständig sich verschiebenden Mauern, wie ein Mann ein zehnjähriges Mädchen belästigt. Ob er sie oder sie ihn angreift, ist nicht zu erkennen. Nun gehe ich auf die Toilette einer Pension, in der ich anscheinend wohne. Dort steht auf dem Fensterbrett außen vor dem Fenster ein etwa zwölfjähriger Junge. Ich mache das Fenster etwas auf und pfeife ihn an, daß er fortgehen möge. Er aber hat dort auf mich gewartet, angeblich um mir ein Buch zurückzugeben, das ich ihm einmal geliehen hatte. Dann bin ich beim Mittagessen, wohl in derselben Pension, und überall auf dem Tisch sind große Haufen von einer Art widerlichster Maden, die fortwährend ihre Form verändern. Ich beschließe wegzuziehen, da mir das zu eklig ist.“

Die Patientin berichtet diesen Initialtraum nicht etwa mit einem Lächeln, einem Anflug von Humor. Er ist ihr bloß peinlich, sie schämt sich und ist wütend, daß nicht ästhetische Gebilde von Schönheit und Geist aus ihrem Unbewußten auftauchen. — wie es denn überhaupt charakteristisch für sie ist, ewig auf sich selbst böse zu sein, aber gerade dadurch ja auch das Alibi zu stellen für den Mangel an echter Wandlung. Es ist natürlich nicht möglich, die Breite der biographisch-anamnestischen Einfälle wiederzugeben, die ein solcher Traum auslöst. Und so ist denn die Darstellung zu einer gewissen Abstraktion gezwungen.

Der Traum gibt uns eine Fülle von Hinweisen und wichtigen Ansatzpunkten, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, sowohl nach seinen Schauplätzen wie nach den handelnden Personen. Jede Deutung hat zunächst zu unterbleiben; wohl aber löst sich der Unwille der Patientin auf, sie wird berührt von dem Gefühl eines geheimnisvoll webenden Vorgangs, etwa wie wenn man für kurze Zeit einem fremdsprachigen Theaterstück beiwohnen würde, dessen Handlung man nicht kennt. Zu dem Buch, das der Knabe auf dem Fenster ihr übergeben will, fällt ihr „Die wunderbare Reise des kleinen Nils Holgerson“ ein, das sie in der Kindheit sehr liebte. Die widerwärtigen Maden auf dem Eßtisch erinnern sie der Form nach an Embryonen. Sie sind primitives Leben, vor dem es ihr graust, und von dem sie sich entsetzt und entrüstet abwendet, nicht begreifend, daß hier auch Energien des Werdens abgebildet sind. Der ganze Traum ist mit primitivem Leben geladen — auf dem Unterton des Todesaspekts. Der Luthersche Ausdruck vom Leib als „Madensack“, das barocke Schwelgen in der wehmütigen Verachtung der sterblichen Hülle kommt der Träumerin in Erinnerung. Der Trend des Traumes von der aggressiven Ausgangssituation und der phallischen Haltung der Patientin zum Rückblenden auf traumatische Kindheits-erlebnisse, über die Pubertätsstimmung der Klosettszene bis zu der depressiven Verneinung, dem großen „me taedet“ am Schluß — dieser ganze Trend gewährt uns tiefen Einblick in die Lebensentwicklung der Patientin. Aber wie ein kleiner Sonnenblitz steht mitten darin Selma Lagerlöfs „Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgerson“, das verlorene Buch von so echter Poesie, das sich hier nicht ohne Komik wieder einstellt, — vielleicht als ein Unterpfand, daß auch der Träumerin eine wunderbare Reise bevorsteht.

#### *Traum 2*

Im nächsten Traum steht Veronika auf dem Balkon eines reichen Hauses, in Gesellschaft von Herren und Damen ihres Bekannten-

kreises und sieht auf zahlreiche Menschen herab, durch deren Menge sich plötzlich ein Kind mit lichterloh brennenden Händen schreiend drängt und auf das Portal des Hauses zustürzt.

„Das ist die Wahrheit über mich selbst, ich da oben in eleganter Überlegenheit, und ich, das verzweifelte Kind mit den brennenden Händen — beides. Wie soll ich nur leben?“ Die Patientin ist tief bestürzt. Trotzdem ahnt sie noch nicht, wie ernst es kommen wird, was der folgende Traum verrät.

#### *Traum 3*

„An die Außenwand meines Schlafzimmers wird ein Haus angebaut; ich denke, daß das ganz schön sein wird, da es dadurch wärmer werden kann. Als ich es mir ansehe, stelle ich mit Bedauern fest, daß es nur ein kleines niedriges Häuschen wird und außerdem eine Kneipe, die sicher viel Lärm mit sich bringen wird.“

Der Anbau am Schlafzimmer dürfte sich auf das durch die Behandlung zu Erwartende beziehen. Noch erwartet die Patientin einen ihrem Bewußtsein angemessenen prächtigen Bau, der zugleich „wärmen“ soll. Daß es eine düstere kleine Pinte sein wird, in der sich vermutlich lichtscheues Gesindel und vielleicht dunkle Elemente treffen werden, ist ihr entschieden nicht geheuer. Und so sehr sie in Not sein mag, so sehr wehrt sie sich auch gegen die drohende Beunruhigung, die große Störung, die ihr durch das Einströmen ihrer vitalen Kräfte bevorsteht.

Welche heftigen, trotziger aggressiven Formen der „Widerstand“ anzunehmen sich anschickt, wird uns im nächsten Traum deutlich gemacht.

#### *Traum 4*

„Ich sitze in der Loge eines Theaters. Gegenüber sehe ich ein Mädchen, das große tönende Glocken vor sich aufstellt, irgendwie im Zusammenhang mit dem Spiel, so als wolle sie irgendwelche Stel-

len übertönen. Plötzlich fliegen von ihr aus nacheinander drei schwere hölzerne Bänke in Richtung der Bühne, was mich sehr erschreckt, da es unbestimmt viele Personen töten kann. Aber die Bänke bleiben über der Bühne in der Luft schweben.“

Man könnte sagen, Veronika wehrt sich gegen die im vorigen Traum vorausgesehene „Störung“ durch eine heftige Gegenstörung. Sie kann und will das, was ihr auf der Bühne ihres Inneren gezeigt werden soll, noch nicht sehen. Was für ein Stück gespielt wurde, weiß sie nicht zu sagen, meint aber, es handelte sich um ein moderneres Stück jener schauerlich brutalen Art, die sie ablehnt und nicht zu besuchen pflegt. Warum bleiben aber die Bänke wie durch okkulte Wirkung, durch Geisterhand im Sturze aufgehoben in der Luft schweben? Es ist wohl das Ja und das Nein zugleich, das „ich will nicht“ und „ich will doch“, die antagonistische Dynamik der inneren Strebungen. Der Widerstand ist nicht absolut, er kommt nicht zum Ziel, da die tiefste, die eigentliche Intention doch auf das „Annehmen“ gerichtet ist.

Zunächst aber sieht es so aus, als suche die Patientin noch immer Rettung und Heil im rationalen Bereich, in der gesicherten Auslegung der Welt durch die beglaubigte Vernunft und das beweisbare Wissen.

#### *Traum 5*

„Ein dunkelhaariges Mädchen, das sich mit einem unbekanntem jungen Mann verloben soll, ruft nur immer flehentlich aus, er, aber auch wir anderen alle, sollten ihr doch nur helfen, daß sie ihre Dissertation zustande brächte. Ich spreche mit dem jungen Mann und sage ihm, daß das ein ungeheuer dringliches Anliegen von ihr sei. Zwischendurch ist es, als ob das Mädchen mich selbst für einen Mann halte.“

Die Träumerin, die ihre Dissertation ja schon vor langer Zeit gemacht hat, wundert sich außerordentlich über diesen Traum, der in der Tat etwas eigentümlich Schillerndes behält. Sagt er einfach

die rationale Sicherungstendenz gegenüber dem Unbekannten, gegenüber der Verlobung, dem Sich-Angeloben an ein Unbekanntes aus? Dann würde er die seit so frühen Jahren in der Patientin dominierende Haltung bloß widerspiegeln. Oder geht es mit der „Dissertation“ um die Erlangung einer „Würde“, eines Grades ganz anderer Art, um eine Festigung und Einweihung, die der weiblichen Seite der Patientin unbedingt erforderlich ist, bevor sie die Lebensreise mit dem fremden Mann, dem männlichen Geist wagen darf? Der eigentümliche Umstand, daß das flehende Mädchen die Ich-Figur der Träumerin selbst für einen Mann hält, könnte uns diese letztere Bedeutungsrichtung des Traumes nahelegen. Daß der Traum die Einweihung als Dissertation darstellt, ist wohl charakteristisch genug für die Träumerin. („Animus“ und Arbeitshemmung).

Der Traumstil der Patientin ist kurz, prägnant und nüchtern. Und doch stellt jeder dieser Träume eine Art „Rebus“ dar, ein von stummen Hinweisen geladenes Rätselbild. Keiner bringt als solcher eine Offenbarung, aber jeder hat offenbarenden Charakter, sofern es gelingt, ihn zum Sprechen zu bewegen. Vor allem gilt es, nichts vorher zu „wissen“, kein Deutungsschema parat zu haben, vielmehr ruhig abzuwarten, bis das Gebilde durch die innere Logik der psychologischen Zusammenhänge, der Phantasie und der spielenden Assoziationen sich mit Sinn zu füllen und durchscheinend zu werden beginnt. Veronika war zunächst abschätzig und skeptisch gegenüber ihrer Traumproduktion eingestellt; sie behauptete überdies von sich selbst, sie sei völlig „traumunbegabt“. Nachdem sie aber zu ihrer großen Überraschung die sinnvolle Bezugnahme der Träume auf ihr Leben und die Behandlungsthematik „begriffen“ hatte, erwartete sie nun alsbald auch prompte und überzeugende Deutungen. Daran, daß man eine Traumaussage auch in ihrer Dunkelheit auf sich beruhen lassen muß, konnte sie sich nur schwer gewöhnen.

Nach dem im vorletzten Traum angekündigten „Widerstand“

(auch der Dissertationstraum kann ja als „Widerstand“ gelesen werden) tut nun der nächste Traum die Tiefe der Angst, die Gefahr der depressiven Absackung ganz offen kund.

#### *Traum 6*

„Ich komme aus der Behandlungsstunde. In der Straße der Therapeutin ist hellster Sonnenschein; über der Gegend wo ich wohne aber ist der Himmel tiefschwarz. Er verfinstert sich so rasch und so stark, daß man kaum noch etwas erkennen kann. Ich kann das Haus nicht mehr finden und gerate in eine ganz fremde Gegend; auch die anderen Menschen finden sich nicht zurecht. Es ist unheimlich, wie wenn der Krieg ausgebrochen wäre oder eine Weltkatastrophe im Anzug sei.“

Es klingt wie ein Vorwurf, wie eine Anklage: du hast gut reden, über deinem Haus ist Sonnenlicht, aber in meiner Welt ist Finsternis. Fast weinend beschwert sich die Patientin, daß durch die Erkenntnisse, die ihr in der Behandlung aufgehen, alles nur um soviel unerträglicher werde; sie sehe ihr eigenes Leben nun trostlos, ihre Familie schon durch Generationen ohne Liebe und ohne Gefühl, sich selbst verdammt, da ja doch alles viel zu spät und irreparabel vertan sei. Aber auch bei den Menschen ihrer Umgebung entdeckte sie nun erst die ganze Dumpfheit, Bösartigkeit, Blindheit, den Fluch des Egoismus in unerträglicher Schärfe, so daß sie jetzt weit mehr noch leide als zuvor. Sie könne das nicht durchstehen, was die Therapeutin von ihr „verlange“. Es sei etwas Unmögliches. Noch nie in ihrem Leben habe sie an Suizid gedacht, aber jetzt hätte sie diese Grenze erreicht. Diese Versuchung dränge sich ihr jetzt auf. Körperlich gehe es ihr miserabel, die Zwangsvorstellungen von Unfällen seien belastender denn je. Dazu träten neue Symptome auf: Verkehrsangst in den Straßen der Stadt und Krebsangst in der Stille des Zimmers. Die Arbeitshemmung sei wie eine starre Mauer.

Es konnte nicht darauf ankommen, daß die Patientin die Welt mit

den Augen der Therapeutin ansah (was ja der Traum von Sonnenlicht und Finsternis „meinen“ könnte), denn dies würde ja nur eine vorübergehende Suggestion bedeuten. Sie sollte sie mit ihren eigenen Augen ansehen und in ihr sich zurechtfinden lernen, sie wirklich ansehen und sich selbst in ihr. Aber um mehr als das handelte es sich wohl, nämlich um das „Annehmen“. Der erste Schritt konnte nur der „Gehorsam“ sein, — aber in welchem Sinn? Das Leiden der Patientin besagte im Grunde: die ganze Schöpfung müßte anders sein, dann würde auch ich einstimmen in das Menschsein. Diese Grundhaltung blockierte sie, verstopfte die Quellen ihrer seelischen Produktivität. Sie stemmte sich gegen die ungeheure transzendente Zumutung des Menschseins und blutete an den Rändern dieser Last. So galt es zuerst zum Gehorsam zu kommen gegenüber dem Sein wie es ist, zum Ja in die Wirklichkeit, zur Bereitschaft, Frieden zu schließen mit der Gottheit und ihrer unergründlichen Dunkelheit. Dann erst konnten die Grundbedingungen als die großen unfaßbaren Ordnungen, als die Mysterien des Daseins erlebt werden, in denen der Mensch seine eigenste Kraft findet.

#### *Traum 7*

„Ich muß mit anderen eine schmale Brücke überqueren über einen breiten, schnell fließenden Fluß. Zwei Längsbohlen fehlen durch die ganze Brücke, aber obwohl ich mich ungemütlich fühle über dem reißenden dunklen Wasser, das tiefe Wirbel bildet, gehe ich doch hinüber und wieder zurück, die ganze Brücke entlang.“ Hier liegt ein Ansatz echter Angstüberwindung. In der wachen Realität leidet Veronika an Schwindel und würde einen solchen Gang nie wagen. Daß er hier im Traum geschieht, dürfen wir als ein Stück Selbstwerdung verstehen: ein Jasagen zum finsternen Wasserwirbel, und ein ihn Überschreiten, auf der von Menschenhand geschaffenen Brücke. möge sie auch schadhaft sein, — gehorsam den Ordnungen der Welt, vertrauend auf den sinnvoll tragen-

den Zusammenhang. Ein weiterer Traum beleuchtete die innere Wandlung, in der Veronika sich nun befindet.

#### *Traum 8*

„Ich gehe am Fluß entlang, vor mir einige Leute. Plötzlich stocken sie, dann sehe auch ich einen Haufen von Leichen am Ufer im Grase liegen. Dann wird eine männliche und eine weibliche Leiche feierlich hergerichtet. Sie werden in ein Boot gesetzt und sollen nun den Fluß hinunter auf den Ozean hinausfahren. Anscheinend sind es Indianer.“

Wir sehen in diesem Traumvorgang den wüsten, leichenhaften Todesaspekt, der in den ständigen Zwangsvorstellungen der Patientin sich festgekeilt hat, einer rituellen Begehung weichen und damit einem weisen Sich-Beugen unter das Unabwendbare. Die großartige Zeremonie der Totenbestattung durch Hinausfahren auf das Meer war der Patientin schon von ihrer Kindheit in Mittelamerika her bekannt. Der Übergang vom schockhaften, traumatischen Todeskomplex zum Aufschwung in menschliche Würde und Größe angesichts des Todes zeigt sich uns hier mit seltener Deutlichkeit.

Ein letzter Traum dieses Behandlungsabschnittes, eigentlich bloß ein einzelnes Bild, verrät uns, daß eine erste innere Zentrierung stattgefunden hat, die allerdings, wie wir sehen werden, noch stärksten Gefährdungen und Überschwemmungen ausgesetzt sein wird.

#### *Traum 9*

„Ich habe dauernd das Gefühl, einen kleinen, schön proportionierten Zentralbau in mir zu haben.“

◊ Wir mögen uns darüber wundern, daß das Unbewußte der Patientin sie nicht ins Innere eines Zentralbaus führt, sondern sie diesen in sich tragen läßt. Der Träumerin fiel das Baptisterium zu Ravenna ein; ein Modell ähnlich diesem konnte es gewesen sein,

das ihr träumendes Daseinsgefühl wie einen Keim, wie ein werdendes Kind in sich umschloß. Über den Traum wird nur wenig gesprochen. Seine prospektive Aussage, falls man überhaupt den Mut hatte, eine solche in ihm lesen zu wollen, könnte auf die Geburt einer eigenen religiösen Schau, einer produktiven, im eigenen Seelengrund lebendig werdenden Wahrheit hinweisen. (Problematik der Lebensmitte.) Darüber zu schweigen scheint aber auf dieser Stufe des Heilungsvorgangs noch durchaus ratsam. Nur das Bild wirkt; es wirkt mit seinem Mandala-Charakter ohne Umweg über das rationale Begreifen.

#### *Der zweite Behandlungsabschnitt*

Bis zum Beginn der zweiten Behandlungsphase vergingen, da die Patientin von auswärts kommen mußte, einige Monate. Veronika kam sichtlich lebendiger und freier als zu Anfang unserer Arbeit; die Starrheit und Verkrampfung des Ausdrucks (Stimme) war weitgehend gelockert. Sie fühlte sich zeitweise schwungvoller, mutiger und elastischer, jedoch nur im Wechsel mit desto tieferer Verzagtheit und negativer Verstimmung. Es zeigte sich bald, daß die gelöste Expansionskraft das Netz, in dem sie noch gefangen war, nur einschneidender machte. Veronika hat das anerzogene starre Moralgewissen weitgehend durchschaut, sich weitgehend von ihm befreit — aber diese negative, dem Ego dienende Freiheit bedeutet im Grunde nur tiefere Ratlosigkeit. Eine ganze Anzahl ihrer Zwangssymptome spielen nur noch eine periphere Rolle, so der Schwindel, die großstädtische Verkehrsangst und die obsiedierenden Vorstellungen. Sie ist weit weniger reizbar und kann ihre aggressiven Tendenzen am richtigen Ort anbringen und dosieren. Und doch hat sie nicht Frieden mit sich geschlossen. Sie will jetzt „etwas haben vom Leben“, ist empört über Versäumnis und Verlust so vieler Jahre.



Das wichtigste Problem dieser zweiten Behandlungsphase stellen Veronikas menschliche Beziehungen dar. Die Konflikte ihrer Schüler und Schülerinnen regen sie auf, ohne daß sie aus der Distanz ihrer Überlegenheit zu helfen vermöchte. Sie mied ihre Schüler außerhalb der Schule, wich ihnen aus, floh sie geradezu, da sie in ihrer „Hohlheit“ durchschaut zu werden fürchtete. Insbesondere aber fühlte sie sich tief unsicher gemacht durch einen neuerdings an den Referendarkursen, die sie hält, teilnehmenden jungen Mann, der als ein Einsamer ihre mütterliche Freundschaft sucht und sie mit jugendlicher Unbedenklichkeit in Anspruch nimmt. Die Gespräche mit diesem Mann beglücken sie und beglücken sie als Frau, aber der erotische Grundklang dieser Beziehung bringt sie in Not und Sorge, sie will ihn nicht dulden. Ihre Verantwortung für den im übrigen Leben ausgesprochen Kontaktarmen will seine wachsende Bindung an sie nicht zulassen. Aber sie mißtraut sich selbst, ärgert sich über sich selbst, fürchtet das Urteil der Menschen — und triumphiert doch im Geheimen über die Macht, die ihre Persönlichkeit ausübt. Wir müssen abwarten, ob die Produktivität des Unbewußten und die eigentliche Reifungsintensität der Person einen Weg innerer Bilder finden wird, auf dem diese ins Gleichgewicht kommen kann. Ein kurzes makabres Traumbild leitet den Behandlungsabschnitt ein.

#### *Traum 10*

„Ein Mann spaltet einem Säugling den Schädel. Ich sehe entsetzt zu, ohne mich zu rühren.“

Haben wir es mit einer völligen Vernichtung der in der ersten Behandlungsphase gewonnenen Reifung, jenes ersten „Gehorsams“ zu tun? Die Patientin ist verstört. Das Böse, das grundsätzlich Böse ist eben doch das Stärkste in der Welt, lautet ihre Reaktion auf den Traum. Nachdem ihre ersten Assoziationen wieder die Zwangsvorstellungen mit fünfzehn und zwanzig Jahren und die Attacke gegen die kleine Schwester im fünften Lebens-

jahr berührt hatten, fällt ihr ein niederländisches Gemälde ein, das den bethlehemitischen Kindermord darstellt: die Schrecken des Kindermordes sind realistisch ausgeführt — im linken Hintergrund aber sieht man ganz in der Ferne Maria und Josef mit dem Kind auf der Flucht nach Ägypten, von einem Reigen auf- und niedersteigender Engel beschirmt, in transparenten Farben eines schimmernden Blau in einer tiefgestuften Berglandschaft. Der Einfall, der deutlich nicht aus der „Bildungsschicht“, sondern aus der Tiefe kommt, nötigt zum Verweilen. Enthält er nicht eine Gegenwahrheit gegen die „Wahrheit“, daß das Böse die Welt beherrscht? Zunächst ist nichts anderes zu tun, als offen lassen und abwarten. Der nächste Traum bringt die aktuelle Situation zum Ausdruck.

#### *Traum 11*

„Ich gehe mit einem älteren Studenten, beide tragen wir jeder ein großes schweres Paket. Er verliert einen Schuh, nimmt aber zuerst keine Notiz davon. Als wir aber in die Elektrische einsteigen wollen, setzt er zwar sein Paket hinauf, kehrt aber dann um, um den Schuh zu suchen. Ich fahre bedrückt mit den beiden großen Paketen ab und weiß nicht, wie ich sie dann zum Bahnhof kriegen soll. Als ich aussteigen muß, vergesse ich sie aber beide. Als es mir dann einfällt, bin ich verzweifelt, weil ich überhaupt nicht weiß, wie die Wagenfolge ist und wo ich die Pakete wieder bekommen kann.“

In der einfachen Traumsymbolik erkennt die Patientin ihre aktuelle Situation mit dem jungen Freund auf eine so präzise Formel gebracht, wie nur der Traum sie hervorzubringen vermag. Belastet mit ihren „Schwierigkeiten“, die doch zu einem „Ziel“ gelangen sollen, schreiten die Partner ihren Weg dahin. Der junge Mann verliert aber dabei seinen Schuh, d. h. einen Teil seiner „vernünftigen Gangart.“ Um ihn wieder zu gewinnen, belastet er die Träumerin auch mit seiner Last, dem zweiten Paket. Sie

selbst „vergift“ im rechten Moment das rechte Handeln, und alles endet in Verwirrung und vervielfachter Schwierigkeit. — Das Gegenbild zu eben dieser psychologischen Situation aber entwirft ein anderer Traum, der kurz darauf erfolgt.

#### Traum 12

„Ganz hoch oben an einem Hause sehe ich eine nackte Frau, die auf einem schmalen Gesims vor einem Fenster eine Art Tanz auf der Stelle vollführt, indem sie mit dem ganzen Körper wirbelnde rhythmische Bewegungen vollzieht. Der Straße wendet sie den Rücken zu. Ich nehme an, daß hinter dem Fenster ein Mann wohnt. Die Frau hat einen wunderschönen schneeweißen Körper, wie eine Fee oder Nixe. Ich muß immer wieder ängstlich hinaufsehen, ob sie auch nicht abstürzt. — Irgendwie verändert sich dann alles und ich finde in meinem Zimmer neben dem Klavier ein ganz kleines, spannenlanges Stoffpüppchen, von dem ich weiß, daß es die Frau war, die nun abgestürzt ist.“

Beide Träume zusammen ergeben erst die seelische Wirklichkeit, die wirkliche Gestimmtheit, in der Veronika sich dem Freund gegenüber befindet. Übermäßige Bepackung mit der doppelten Last der Verantwortung im Alltag von Straße und Stadt — ekstatischer Wirbel, emporgehobene und zugleich ausgeschlossene Nacktheit, auf dem halsbrecherischen, schmalen Band des Außensimses, vor dem Fenster, hinter dem „ein Mann wohnt“, also außerhalb dessen, was im Wohnraum des Bewußtseins zugelassen ist von der Beziehung zum Mann. Der eine Traum endet in der Fehlhandlung des Vergessens, in der die Träumerin sich von der doppelten Last einfach unzulässig befreit, um desto schwerer von den Folgen betroffen zu werden; der andere endigt im Absturz der geisterhaften Tänzerin: nur als leblose Stoffpuppe dürfen *diese* Kräfte geduldet werden. Das rauschhafte, wilde Leben ist ausgeschlossen, verbannt, einsam dem „Verfall“ geweiht. Und doch: meint „Puppe“ nicht auch Verwandlung?

Die Patientin ist erschüttert über die unbestechlichen Wahrheitsaussagen ihrer unbewußten Bilder. Aber sie *sieht* nun wenigstens, wagt in Gemeinschaft mit der Therapeutin diesen Bildern und ihrer Aussage ins Auge zu blicken.

Aber noch schonungsloser wird die Patientin mit dem geschlechtlichen Bereich konfrontiert. Sie, die die Geschlechtlichkeit als Grundbedingung menschlicher Existenz und damit als Weg des Eigentlichwerdens nicht anerkannte, besser gesagt: nie wirklich annehmen durfte, (Vater!), muß ihr in ihrer nackten, priapischen Form begegnen.

#### Traum 13

„Ich gehe mit einem Mann und merke, daß sein Glied lang und mächtig unter seinem Mantel hervorhängt. Er bittet mich, ich solle es halten. Aber mir graust es.“

Das groteske Bild ist der Träumerin peinlich, ja schaurig. Sie wehrt sich mit ihrem scharfen Intellekt gegen die dunkle Gefahr dieser abgründigen, auflösenden Bezirke. Aber die Krise macht nun dennoch langsam ihre fruchtbaren Ansätze geltend. Veronika beginnt zu begreifen, daß eine Grundbedingung immer eine Gottheit ist, deren Hoheit vom Menschen Ehrfurcht und Wachstum verlangt und ihn mit einem Reicherwerden an innerer Erfahrung beschenkt. Einen Ausdruck dieser Krise, dieses zwiespältigen Ringens, bildet der nächste Traum.

#### Traum 14

„Von einer alten Frau wird mir ein Bündel abgeschnittener männlicher Geschlechtsglieder übergeben, das ich an einen bestimmten Ort tragen soll, ohne daß jemand etwas davon sieht. Es ist mitten in der Nacht. Ich gehe durch viele Straßen und gelange endlich in einen Hof; aus Furcht, gesehen zu werden, werfe ich das obskure Bündel in einen alten runden, total vererdeten Brunnen, in der Absicht, es dann bei Tage an den bestimmten Ort zu

bringen. Als ich frühmorgens wieder hinkomme, läuft der Brunnen mit klaren starken Wasserstrahlen, das Bündel ist verschwunden.“

Mit tiefem Widerwillen berichtet die Patientin diesen Traum. Erst im Laufe der gemeinsamen Betrachtung gehen ihr die Augen dafür auf, daß sich in ihm ein wunderbarer Sinn verbirgt. Veronikas Sperrung und Verkrampfung, ihre Ich-Bezogenheit und Lebensabwehr hatten „das Männliche“ aggressiv verneint, es zur Unfruchtbarkeit verdammt, — auf welcher Ebene des Menschseins auch immer. Man denke in diesem Zusammenhang auch an die geistige Unproduktivität, an der diese Frau litt. Nun aber geschieht etwas Verwandeldes, wenn auch eingehüllt in Scheu, Angst und Nacht. Sie übergibt die toten Zeugungsorgane der Erde, und — wie in einer alten Legende, wie durch geheimnisvolle Gnadenwirkung — beginnt der versiegte Brunnen sich zu beleben. Vor Sonnenaufgang hat die Quelle sich wieder aufgetan und der Brunnen sprudelt reich und stark das frische Lebenselement. Wer sich in die Symbolik des Wassers und dessen unendlich vielgestaltige Aspekte vertieft hat, ermißt, wie erlösend, reinigend und versöhnend die unbewußte Phantasie hier zu wirken strebt. Die bewußte Persönlichkeit der Patientin vermag sich dieser Wirkung nur zögernd aufzuschließen.

Der Entwicklungsprozeß und mit ihm das Traumleben nimmt nunmehr eine überraschende Wendung. Und es taucht eine Gestalt in ihm auf, die bisher eine erstaunlich geringe Rolle in der Anamnese gespielt hat. Es ist die Schwester der Patientin, Gerda. Es ist, als ob Veronika zum erstenmal ihre Schwester „entdeckte“. In einer eigenartigen Verhärtung hatte sie sich, wie wir hörten, von früher Kindheit an über die um zwei Jahre Jüngere erhoben, hatte sich streng von ihr gesondert, ihr erst im Erwachsenenalter eine einseitige Annäherung erlaubt, bei der Veronika selbst verschlossen blieb. Auch der frühe Tod der Schwester hatte sie im Grunde nicht berührt. Eifersucht, Ehrgeiz, Schuldgefühl und Stolz

hatten sich in dieser „Verstockung“ verbunden, um ihr die einzige Schwester lebenslänglich zu einer Fremden zu machen. Auf einmal steht dieser zarte jugendliche Mensch vor Veronikas innerem Auge, voller Frage, voller Leben, voller Leid. Veronika weiß genau, daß Gerda unter der verbotenden und versagenden Erziehung der Eltern ebenso litt wie sie selbst. Auf einmal ist es ihr unbegreiflich, wie kalt sie Gerda übersehen hat, und mit einem Strom von namenlosem Schmerz wird sie sich der Unwiederbringlichkeit der verlorenen Zeit bewußt. Sie sieht auf einmal, wie Gerda ständig auf eine leise, verhüllte Weise um sie warb — und die Schuld mutwillig abgewiesener Kommunikation fällt ihr bitter auf die Seele. In ihren Träumen sucht sie die Schwester.

#### *Traum 15*

„Meine Schwester ist in Sibirien. Ich bekomme Paß und Visum und packe meinen Koffer, um sie zu besuchen. Aber der Zug gerät in Schneestürme und bleibt stecken.“

Dann wieder kommt aus Indien und anderen Ländern Nachricht von Gerda, und Veronika wundert sich nie, daß sie am Leben ist. Wieder treibt die Patientin einer tiefen existentiellen Baisse entgegen. Die Therapeutin kann ihr diese Not nicht abnehmen, dürfte es nicht tun. Sie kann sie nur begleiten, im Gespräch mit ihr bleiben, nur helfen, das „Anliegen“ der Depression zu verstehen und diese damit fruchtbar werden zu lassen, statt daß sie wie ein tödlicher Frost einfällt und alles auf lange vereist. Die Großmut des Lebens gestattet uns ja, nachzuholen, an einem Menschen Versäumtes einem anderen zu geben. War es nicht möglich, daß Veronika jetzt erst den Weg zu ihrer Mutter und ebenso den rechten Weg zu dem einsamen jungen Freund finden könnte, d. h. die rechte Liebe, um der Mutter zum Sterben, dem jungen Freund ins Leben zu helfen? Vorerst aber verdüstert und verengt sich die Welt wieder, die Zukunft hört auf, Möglichkeit eines Entwurfes zu sein.

*Traum 16*

„Ich bin in einer belagerten Stadt. Geschosse fliegen ein. Nach dem Angriff gehe ich mit jemand durch den Ort, wo an vielen Stellen tote Soldaten liegen. Wir kommen an einem Sterbenden vorbei, der gerade seine linke Hand bewegt, in die ein großes Insekt sticht. Irgendwie kommt mir die Erinnerung an die letzte Bewegung meiner Schwester im Tode. Ich komme überhaupt nicht auf den Gedanken, daß ich dem Verwundeten beistehen könnte.“

Schon im Traum selbst trifft die Patientin diese Feststellung über ihr Verhalten. Sie erlebt sich kalt, distant, „schizoid“, nicht einmal von Entsetzen gelähmt, sondern einfach gleichgültig.

„So bin ich außerhalb jeder Liebe und war es immer. Das Insekt, das den wehrlos und hilflos Verendenden auch noch sticht, bin ich selbst oder mein Dämon. Nicht einmal die Hand meiner Schwester, die sie mir im Sterben noch hinhalten wollte, hat mich gerührt.“ Veronika ist im Begriff, sich fallen zu lassen, und sie läßt sich fallen, wie tief, zeigt uns einer der nächsten Träume.

*Traum 17*

„Ein Arzt stellt fest, daß ich Aussatz habe. An einer Stelle am kleinen Finger sieht man es. Ich werde auf eine Art Eisenbahnlore gelegt, die vor einer Lokomotive hergeschoben wird, mit meinen Füßen nach vorn. Mein Gesicht ist mit einer Stoffmaske bedeckt, in die Löcher geschnitten sind. Ich nehme alles mit Gleichgültigkeit hin. Auf der Leprastation angekommen, fürchte ich mich davor, die anderen Kranken zu Gesicht zu bekommen. Immer wieder betrachte ich meinen kleinen Finger, daß solch kleine Stelle von so entsetzlichen Folgen sein kann.“

⊕ Ausgestoßen aus der menschlichen Gemeinschaft, dem Fluch der teuflischen, unheilbaren Krankheit ausgeliefert, ein Greuel für sich und die Menschen, den Unseligen zugesellt, deren bloßer Anblick zu furchtbar ist um ertragen zu werden, — das ist der Spiegel, den der Traum ihr vorhält. Am kleinen Finger, diesem

feinen, spürsamen, „intuitiven“ Organ ist die Verdammnis sichtbar geworden. Dieser Traum wirkt wie ein Schicksal, das dem Menschen nun kein längeres Sträuben mehr erlaubt. Ein Tiefpunkt ist unterschritten. Eine gewisse Stille und Größe, wie ein unausweichliches „Stirb und werde“ sie schafft, macht sich geltend. „Ja, ich bin aussätzig. Aber mein schlimmster Aussatz besteht darin, daß ich nur meinen Finger anstarre und die anderen Aussätzigen nicht zu ertragen vermag. Ich bin unter denen, denen nur noch ein Wunder helfen kann.“ Seltsam, doch gerade in dieser Tiefe scheint ein erstes Stück „Selbst-Annahme“ möglich zu werden, — gerade weil die „Einräumung“ eine rückhaltlose geworden ist.

Natürlich weiß Veronika, daß dieser Traum keine ausschließende Beurteilung ihrer Substanz darstellt, sondern daß er eine Spiegelung ihrer innersten Gefahr klar zum Ausdruck bringt, diese in eine unüberbietbar scharfe Formel faßt. Und sie versteht es nun auch bereits, daß ein solcher Traum einen Anruf des Menschen an sich selber bedeutet. Der Ernst dieses Anrufs ist groß genug. Aber gerade in ihm liegt ja nun auch der Ursprung einer Hoffnung, der Geist einer Metanoia. Veronika erinnert sich an den ersten Traum dieses Behandlungsabschnitts (Traum 10), den Kindermord, und an ihre Assoziation zu ihm: das heilige Kind auf der Flucht. Sie fühlt jetzt, daß der Mensch in große, sein persönliches Dasein weit übergreifende Sinnzusammenhänge gestellt ist, aus denen ihm Rettendes zukommen kann, falls er dazu bereit ist.

Die Behandlungsepoche ist abgelaufen, da Veronika abreisen muß. Ein weiterer Termin für die Fortsetzung der therapeutischen Arbeit wird verabredet. Es läßt sich vorstellen, mit welcher Sorge die Therapeutin diese Unterbrechung geschehen lassen muß.

*Der dritte Behandlungsabschnitt*

Die dritte und letzte der hier darzustellenden Behandlungsphasen (von denen jede etwa dreißig Stunden umfaßt) beginnt unter recht negativen Vorzeichen. Die Ansätze der vorigen Phase scheinen verloren zu sein. Verschiedene äußere Ereignisse zu Ungunsten von Veronikas Sekuritätsstreben haben sie beunruhigt. Schicksale in ihrer Umgebung haben sie erregt und ihre Neigung zu zwanghaften Identifikationen und zu selbstbestrafenden Zwangsvorstellungen zeitweise wieder aufs heftigste aktuiert. Sie hat eine Auslandsreise hinter sich, auf der es recht unterschiedlich ging und auch die Verkehrsangst in großen Städten zeitweise wieder eine Rolle spielte. Ihre Einstellung zur Therapeutin ist jetzt deutlich feindselig gefärbt. So viel tue sie nun für die Behandlung, der Erfolg sei aber doch bescheiden. Freilich, mit dem Verstand sehe sie es schon ein, daß alles auf sie selber ankomme, aber sie sei eben doch enttäuscht. Wir arbeiteten heraus, daß dieser Haltung immer ein starres Fordern, ein Vergleichen und Benoten zugrunde liegt. Veronika fordert starr und erlebt sich als starren Forderungen unterworfen: sie muß sich dauernd rechtfertigen und ausweisen. Sie hätte, wie sie nun zögernd zugibt, gerne gesehen, wenn die Behandlung eine geniale Begabung bei ihr aufgedeckt hätte, die eben bloß durch die Neurose bisher nicht in Funktion treten konnte. Aber sie sei ja doch wohl nicht mehr als durchschnittlich, vielleicht sogar unterdurchschnittlich begabt. Wie ichhaft dies Denken ist und eben deshalb in seinen Kategorien einfach falsch, und nicht nur falsch, sondern destruktiv, kommt der Patientin langsam zu Bewußtsein. Durch ihre bemächtigende Haltung deckt sie ja den spontanen seelischen Grund gerade zu, über dessen Mangel sie sich beklagt. Ein Traum beleuchtet ihr selber, deutlicher als Worte es vermögen, diese Verfassung.

*Traum 18*

„Einer schwerbepackten jungen Frau nehme ich ein kleines Kind ab. Um auszurasen seten wir uns auf einen Steinboden. Das Kind hat einen seltsamen Kopf, ich denke, es muß idiotisch sein. Jetzt schlägt es mit dem Kopf schwer auf den Steinboden — nein, ich selbst stoße seinen Kopf darauf und blicke dabei besorgt zu der jungen Frau hinüber, ob sie es wohl bemerkt. Diese blickt mich ruhig an.“

Wieder einmal ist eine Vielfalt von Aspekten in einem kurzen Traumbild zusammengefaßt. Die dunkle gespannte Stimmung des Traumes, das versteckt Mörderische ihres Tuns, das schlechte Gewissen, von dem es begleitet wird, bedrücken Veronika qualvoll. Die Träumerin nimmt der bepackten jungen Frau das Kind ab, sie will wohl helfen, zur ersten caritativen Zuwendung reicht es; (in Bezug auf den Behandlungsvorgang: ich bin ja weitgehend bereit). Aber alsbald setzt schon unduldsame Beurteilung ein: das Kind hat einen seltsamen Kopf, ich denke, es muß idiotisch sein (in Bezug auf die Heilung: bei mir geht es nicht, ich bin „idiotisch“, nämlich eben nicht „genial“ und überhaupt nicht heilbar.) Daraufhin dann die Destruktion: da sie sich selbst ja auch in dem Kinde findet, bedeutet das Aufschlagen des Kopfes sowohl einen suizidalen wie einen tötenden Akt. Besorgt blickt die Träumerin auf die junge Mutter, sie fühlt sich schuldig vor dieser Gestalt, in der das Traumbewußtsein wohl ihre eigene prospektive Seite, die Therapeutin, die persönliche Mutter (man denke an die frühe Aggression gegen die kleine Schwester) und „das Leben“ in einer einzigen Figur zusammenzieht. Die „junge Mutter“ läßt einfach „geschehen“, sie springt nicht entrüstet auf (die damalige Reaktion der persönlichen Mutter!). Sie blickt Veronika bloß ruhig an.

In einem langanhaltenden Tränenstrom macht Veronikas Spannung sich Luft. Ein Widerstand löst sich auf und es regt sich etwas wie eine Knospe in ewigen Winterstürmen.

Nach wirren Träumen und Stunden aktueller Analyse, in der das entmutigende Erleben der vergangenen Monate durchsichtig gemacht wird, erfolgen zwei ausgesprochene Todesträume.

#### Traum 19

„Ich fahre mit dem Zug von St. zurück. Plötzlich heißt es, vorne sei eine riesige Überschwemmung durch den Regen. Ich beobachte, wie der Zug ohne anzuhalten ins Wasser hineinfährt. Ich denke, wenn der Unterbau nicht hält, dann passiert etwas und gucke, ob man wohl die Fenster leicht öffnen können um hinauszusteigen. Da legt sich schon der Wagen auf die Seite, an der die Fenster sind, und das Wasser dringt ein. Ich liege auf der Seite mit dem Gesicht dicht über dem Wasser und dicht über mir auch die Wand des Wagens. Da sagt es in mir ganz deutlich: nun ist dieses Leben zu Ende.“

Nach diesem Traum bricht eine Flut lange gestauter religiöser Urangst in Veronika auf. „Gott ist grausam, furchtbar, der blutige Kelterer, wie die Offenbarung ihn ausmalt, der verlangt nur Opfer von uns, prüft und straft ohne Liebe und wird uns auch im Tode noch verborgen bleiben. Warum hat er mein Herz nicht *einmal* angerührt, selbst damals nicht, als meine Schwester ihre Hand im Tode bewegte. Ungerecht, wählerisch, hart — nur die Auserwählten nimmt er an, die anderen sind zur Verdammnis prädestiniert.“ Wieder einmal braucht es Zeit, bis die Patientin Abstand von sich gewinnen und sich selber sehen kann. Die unheimliche Bemächtigungsstruktur stellt sich nun in ihrer religiösen Ausprägung dar. Dieser „Gott“, der Gott der Patientin, war zweifellos eine Projektion, hervorgegangen aus dem unglücklichen Vatererleben ihrer Kindheit. Ihre Religion bestand in einem Kampf mit sich selbst und mit diesem Gott, von dem sie erwartete, was doch ihrer Freiheit eigenstes Anliegen war, und an dem sie sich gramvoll ärgerte, wenn er sie „verwarf“. Das unendlich feine Ineinanderspiel von Gnade des Lebens und menschlicher Freiheit war hier

unmerklich aus den Angeln gehoben, in denen es schwebend ruht, und so war das ganze Spiel verfälscht.

#### Traum 20

„Ich gehe mit anderen durch einen Park, und wir kommen an einer Stelle vorbei, an der um ein Zentrum herum viele Gräber gegraben werden. Ich will es zuerst nicht wahrhaben, daß es Gräber sind, aber dann sprechen die anderen offen davon.“

„Ja, so sieht es in Wahrheit in mir aus. Ich kann den Tod nicht ertragen, aber da drängt er sich überall hervor, ist unter meinen Füßen. Die Erde ein Friedhof. Im Zentrum war nichts — es war ein leerer Kreis,“ äußert sich die Patientin bitter zu dem Bild. Ein Vers aus einem der hintergründigen Gedichte von Gottfried Benn kommt ihr in den Sinn:

„Beuge, beuge dein Haupt in Dorn und Schleh'n . . .“

Noch liegt nur ein sehr geringer Hauch von Hoffnung über dem Bild, darin nämlich, daß „die anderen offen darüber sprechen“. Die Seele kann Verwandlung und Auferstehung noch nicht als eigenste innere Erfahrung schauen. Das Zentrum ist leer: Leben und Tod kreisen um — nichts. Wo ist nun jener kleine, schöne innere Zentralbau, das „Baptisterium von Ravenna“ geblieben? (Vgl. Traum 9.)

Ein keimhaftes Suchen nach erneuernder Hingabe wird nun aber dennoch spürbar. Ein weiterer Traum sagt aus:

#### Traum 21

„Ich bin in einer Kirche, in der sich mehrere Altäre befinden. Es zieht mich unwiderstehlich, mich vor einem dieser Altäre niederzuwerfen, aber ich weiß nicht, vor welchem. Und jedesmal wenn ich es tun will, sehe ich, daß Personen anwesend sind, die mich beobachten.“

Der Traum zeigt das unsichere religiöse Suchen, die Mischung zwischen einer echten Hingabesehnsucht, Gebärden eines religiö-

sen „patterns“ und distanter Selbstbeobachtung, die die Bewegung wieder abschneidet. Die Träumerin kann nicht in die Tiefe der Einsamkeit finden, in der sie sich loslassen könnte. Immer wieder müssen wir den einzelnen Traum, wenn die anamnestischen und aktuellen Einfälle erschöpft sind, in die Meditation des Menschseins hereinnehmen, um ihn von innen zu durchleuchten und zu verstehen. Ein nächster Traum bringt ein sehr eigenartiges und zunächst schwer durchschaubares Bild.

#### *Traum 22*

„Auf zwei Hügeln einander gegenüber liegen zwei Kapellen. Ringsum kahles weites Stromland in nächtlichen Wolken. Die Schlucht oder Senke zwischen den beiden Hügeln ist voller Scherben. In der linken Kapelle findet ein Predigtgottesdienst statt, in der rechten wird das Abendmahl ausgeteilt . . . jedoch nur für Paare. Die einzelnen Ehepaare treten durch die Kapelle links und schreiten langsam durch die Senke, durch die ein schmaler Pfad über die Scherben führt, zu der anderen Seite hinüber. Ich stehe unschlüssig da, bis mir ein junges Mädchen sagt, ich dürfe wohl auch hinübergehen, es werde auch Einzelnen erlaubt.“

Dies scheint einer von den Träumen zu sein, bei denen man auf die Assoziation zu den einzelnen Traumelementen verzichtet, die vielmehr in ihrer Ganzheit als existentielle Aussage gewertet werden wollen und in ihrer bildhaften Einheit einer geistigen Durchleuchtung bedürfen. Dies Bedürfnis des Träumers muß vom Therapeuten gefühlt werden. So sah die Patientin in dem Traum ein Inbild ihrer gesamten religiösen Situation bzw. ihres Lebens selbst — nicht im biographischen Sinn, sondern in dem der Selbsterfahrung. Ein Gemälde oder ein Gedicht könnte dies ausdrücken. Die weite nächtliche Ebene der unendlichen stromdurchfluteten Landschaft, die beiden kahlen Hügel mit den schwach erleuchteten Kapellen, die Schlucht voller Scherben, durch welche der Zug der Paare schweigend schreitet. Veronika selbst sieht sich zau-

dernd an der Pforte der einen, der links liegenden Kapelle stehen. Nur für „Paare“ scheint ja der Weg durch die Schlucht möglich, nur sie dürfen von der Wortverkündigung zum Sakrament hindurchdringen. Da aber erfaßt die Träumerin ein plötzliches Vertrauen wie eine Eingebung (Gestalt des jungen Mädchens): Nicht auf die äußere Dualität kommt es an, sondern auf die innere Versöhnung des Menschen mit seinem Sein, und so darf auch sie den gefährlichen Weg wagen. Der Traum sagt nichts darüber aus, ob sie es tut. Er bleibt prospektive Möglichkeit, Trost und Hoffnung, obwohl es nun eben „Scherben“ sind, über die der Fuß zu gehen hat: Das Zerbrochene, das, an dem das Leben gescheitert ist.

Veronika arbeitet nun bewußt und unbewußt an dieser Thematik weiter. Ein erstaunlicher, archetypischer Traum sagt aus:

#### *Traum 23*

„Während einer kosmischen Katastrophe sehe ich eine Frau auf einem Regenbogen sitzen.“

Die Patientin, der die mittelalterlichen Gemälde, die Christus auf dem Regenbogen zeigen, wohl bekannt sind, wundert sich und ist betroffen, daß ihr der Traum eine Frau auf dem Regenbogen zeigt. „Sie sah gar nicht wie eine Göttin oder Heilige aus, sondern eher weltlich und natürlich.“

Wir haben uns zu fragen, ob an die Stelle des leeren Zentrums im Gräbertraum ein Symbol der schöpferischen Kraft der Patientin getreten sein mag, das sich in der Frau auf dem Regenbogen Gestalt gibt, wobei der Regenbogen ja gleichsam die „himmlische“ Entsprechung zur Senke mit den Scherben, deren mathematische Ergänzung darstellt. Da Seelisches immer vieldeutig bleibt, immer verhüllt, darf das Wort hier nur Frage sein, hat die Patientin selber und ganz alleine zu suchen und zu finden. Wir erinnern uns wieder des inneren Zentralbaus von Traum 9.

Bald darauf wird von der unbewußten Produktion ein Thema

aufgegriffen, das am Ende des vorigen Behandlungsparts den Tiefpunkt der Verlorenheit signalisiert hatte, das des Aussatges. Damals war die Patientin als Aussätjige auf einer Eisenbahnlore auf die Leprastation verbracht worden, um dort rettungslos dem Schicksal der dämonischen Krankheit zu verfallen, der nur „durch ein Wunder“ Einhalt geboten werden kann. Der Aussatz ist für die Patientin der Inbegriff von dunkler Heillosigkeit und Tod, der Inbegriff alles dessen, was das Menschsein zum Wahnsinn und zur glänzenden Lüge macht. Eine häufig einfallende frühe Kindheitserinnerung zeigt Veronika einen aussätjigen Bettler am Gartentor ihres Elternhauses, der vom Gärtner unter empörenden Drohungen verjagt wurde; das Tor wurde daraufhin desinfiziert.

#### *Traum 24*

„Auf Einladung eines Arztes besuche ich eine Lepra-Station. Ich überlege mir vorher, was ich mitnehmen könnte, um es einem der Kranken zu bringen. Endlich nehme ich einen Ring, der ein altes Familienerbstück ist. Vor Ansteckung fürchte ich mich nicht; dort angekommen, gebe ich den Ring einem alten Kranken.“

Veronika trug früher den sehr kostbaren Ring, um den es sich im Traum handelt, am kleinen Finger, an eben dem im früheren Aussatztraum die Krankheit ausbrach. Nun lag das Schmuckstück schon lange Jahre vergessen in der Kasette. Veronika erlebt den Traum als eine befreiende Tat. Der Ring stammt aus der väterlichen Linie ihrer Familie. Sie opfert den „Ring des Vaters“, die Bindung an ihn mit ihrem Wert und zugleich ihrem Fluch, indem sie sich dem Todesaspekt des Menschseins in einer erstmaligen Bewegung der Liebe und des Schenkens zuwendet.

Im nächsten Traum, dem letzten der hier aufgezeigten Entwicklung, erleben wir nun zum erstenmal eine Stimmung von Festlichkeit, von Freude und Aufschwung — freilich auf dem Untergrund angsterregender und bedrohlicher Elemente.

#### *Traum 25*

„Ich bin in einem Garten am Meer, wo ich mit einer jungen Schar von Schülern und Studenten ein Fest feiern will. Ein mir unbekannter Student, der eine picklige Backe hat und mit Koffern beladen auf mich zukommt, bittet mich, ihm das bei mir freie Zimmer abzutreten. Obwohl ich mich erinnere, daß ich dieses Zimmer einem Theologen geben wollte, sage ich Ja und beauftrage ihn, den Gästen Bescheid zu geben, sie sollten kommen. Unterdessen überlege ich, wo ich einen Korb mit Weinflaschen hingestellt haben könnte. Wie ich noch suche und schon fürchte, der Korb sei verloren gegangen, bietet eine Frau, der der Garten zu gehören scheint, mir Wein in genügender Fülle an. Ich sehe, daß Hochflut ist, die einen Teil des Landes überschwemmt hat und auch den Garten abzuschneiden droht. Wasserbäche überfließen schon die Wege. Nun ist der Kreis fröhlicher Jugend in den Garten gekommen. Das Meer in tiefblauer Farbe, sonnenbeglänzt, steigt noch immer höher. Ich fürchte, wir könnten abgeschnitten werden. Aber der Student mit der pickligen Wange, der sich zu einer Art Festleiter aufgeschwungen hat, erklärt, er wisse Bescheid mit den Gezeiten, und es sei alles in Ordnung. Wir beginnen mit einem Kanon.“

Es ist leicht zu erspüren, wie die Stimmungen des Seelengrundes in diesem Traum miteinander ringen. Ein Garten am Meer, — menschliche Kultur den Elementen angebaut und ausgesetzt, menschliches Werk, der Gunst der Naturmächte anvertraut. Indem die Träumerin ein Fest geben will, begegnet ihr als erste Gestalt im Garten der Student mit der „pickligen Wange“, mit Koffern offenbar von der Reise kommend und direkt auf sie zu gehend: bei ihr möchte er gerne einziehen, in das freie Zimmer ihrer Wohnung. Die picklige Wange stellt (Einfälle!) einen Anklang dar an das Aussatzmotiv, an den „Schatten der Schöpfung“, das furchtbar Heillose in der Welt, dem Angst und Trotz der Neurose bisher nur ein Nein entgegenwarfen. Der Student scheint



also der Vertreter alles dessen zu sein, wovor die Patientin sich früher mit Grausen abschloß.

Im zweiten Lepratraum aber sahen wir die entscheidende Wendung schon eintreten, die sich hier, freilich nun in einem ganz anderen Stimmungsraum, bestätigt: obwohl die Träumerin sich erinnert, das Zimmer einem Theologen schon zugesagt zu haben, einem solchen also, der es mehr mit dem Himmel als mit der Erde und ihren Gefahren zu tun hat, gewährt sie dem Fremden sein Gesuch; sie integriert also hier das „Böse“. Sie vollzieht, cum grano salis gesprochen, eine „privato boni“, indem sie den Theologen ausbootet. Den Häßlichen stellt sie nun gleich in den Dienst des Festes: durch Integration des Bösen überwindet der Mensch die „Akedia“, die religiöse Freudlosigkeit und Schwermut.

Aber schon will die Sorge wieder die Oberhand gewinnen: Der Korb mit den Weinflaschen ist verschwunden, durch irgend eine Fehlhandlung abhanden gekommen; der zwanghafte Trend schlägt zurück, nach der großzügigen Zimmervermietung an „Mephisto“. Aber der bewegte Grund aller Heilung tut sich großmütig auf: Wein die Fülle bietet die Besitzerin des Gartens an, die Erde, die Frau, die Seele. — Die Jugend kommt, das Fest kann beginnen. Aber wieder blickt die Träumerin besorgt auf das Meer. Es steigt, es hat schon Teile des Gartens überschwemmt, es kann uns abschneiden vom Land. Ein großartiger Anblick: das tiefblaue, brausende, rollende Meer, die ewige Salzflut im kristallinen Glanze des vollen Sonnenlichtes gleißend, — nicht harmlos, nicht lieblich, sondern mit der gebieterischen Aussage: Es ist alles so wie es ist — wie die Götter es fügen. Das gleißende Licht von Himmel und Meer ist auch die gleißende Gefahr des Unterganges des Menschen. Der jugendliche Mephisto aber versteht sich auf die Gezeiten von Flut und Ebbe. (Gerade wenn du das Dunkle angenommen hast, dient es dir.) Und so nimmt denn das Fest seinen Anfang mit Musik, mit der orphischen Lust der Harmonie, mit dem Kanon, in dem Wohlklang und Gesetz sich verbinden.

Wir verlassen Veronika P., deren innere Geschichte wir eine Strecke weit begleitet haben. Es braucht nicht eigens betont zu werden, daß die Darstellung nur einen Ausschnitt aus der Fülle der Problematik einer Heilungsentwicklung vereinfachend herausgreifen konnte.

THOMAS E. · EIN SECHSUNDZWANZIGJÄHRIGER  
MEDIZINSTUDENT  
DIE ANFANGSPHASE EINER BEHANDLUNG

*Vorgeschichte und Symptomatik*

Thomas E. wächst in einer deutschen Kleinstadt auf, wo sein Vater zu den Honoratioren des Ortes gehört. Die Mutter, Künstlerin und verwöhnt erzogen, hat sich wie ein glänzender fremder Vogel in das Städtchen verirrt. Unzufrieden, launisch, kühl findet sie aus ihren Spannungen nicht heraus und läßt sich von Verehrern umgeben. Sie ist ein Unruheherd, aber kein Herd der Geborgenheit für die Familie und kann insbesondere dem jüngeren ihrer beiden Söhne, Thomas, keinen seelischen Wurzelboden gewähren. Vielmehr ärgert sie sich an diesem Kinde beinahe von dessen Geburt an. Es hat den Anschein, als käme ihr gerade in ihm alles Unerreichte ihres Lebens und die menschliche und künstlerische Problematik ihrer unerfüllten Begabung zum Bewußtsein. Sie erscheint dem Kind von früh auf bewundernswert in ihrer Schönheit, aber ebenso fremd und unberechenbar. Der sensible Kleine reagiert mit Eßstörungen von der frühesten Altersstufe an. Er kann schon die mütterliche Milch nicht behalten und quittiert durch Jahre hindurch jede Mahlzeit mit Erbrechen, was wiederum die Mutter ständig irritiert. Der um drei Jahre ältere Bruder Hans, wesentlich robuster und stabiler gebaut, hat sein ruhiges Gleichgewicht in sich selbst, — sei es, daß die Natur ihm mehr seelische Abwehrkräfte verliehen hat, sei es, daß die Mutter, durch sein gutmütig beschauliches Temperament weniger gereizt, ihn glücklicher zu bejahren vermag. Überdies entstammt er der weit günstigeren Phase der elterlichen Ehe. Die Brüder sind einander zugetan, wenngleich die lodernde Reizbarkeit, die der Kleine an den Tag legt, zu häufigem Streit führt.

Die Eifersucht des jüngeren auf den älteren, seine Jähzornsausbrüche, die für das Gewissen der Mutter warnende Signale hätten sein sollen, dienten ihr nur als stets weitere Beweise, wie „unsympathisch“ Thomas sei und was für eine Last sie mit einem so schwierigen und komplizierten Kind „aufgehalst“ bekommen habe. Sie verschärft ihre pädagogischen Maßnahmen ihm gegenüber als wäre er ihr Feind. Als besonders bitter empfindet der Knabe ihre Art, die Kinder mit der beringten Hand — sie trug stets schwere, herrliche Ringe — ins Gesicht zu schlagen. Erst die Musik bildet ein verbindendes Medium zwischen diesen beiden verwandten und doch einander irritierenden Naturen. Die Mutter entdeckt die große Begabung ihres Sohnes und zeigt ihm hier zum erstenmal Interesse in der Förderung seiner musikalischen Anfänge. Damit aber fasziniert sie ihn auch — zieht ihn übermäßig an ihr tiefgründig schillerndes Wesen heran, weckt verwirrende Ahnungen in seiner Kinderseele und macht ihn von nun an auch mehr und mehr zum Vertrauten ihrer Geheimnisse. Der Vater, eine friedliche und besinnliche Natur, jedoch von der exzentrischen Frau ständig beunruhigt und über die Grenzen herausgefordert, bietet in guten Stunden dem Kinde ruhigen Spielraum und frühzeitig ernsthafte Anregung zu aufmerkamer Beschäftigung mit Pflanzen und Tieren. Aber unbewußt bindet auch er das Kind, indem er es an seinen gramvollen Enttäuschungen an der Frau teilnehmen läßt. Der Zwist der Eltern verbittert das Leben der Kinder. Thomas erinnert sich, wie bei dramatischen Auseinandersetzungen jeder der Eltern ein Kind ergriff — der Vater ihn, die Mutter Hans — und sie in erbittertem Streit, der oft an die Grenze der Tätlichkeiten ging, schwuren, dies Kind bei einer Scheidung nicht herauszugeben. Die Person eines Künstlers, der allzu häufig in Abwesenheit des Vaters ins Haus kam, spielte bei diesen Zwistigkeiten eine Rolle. Als der ältere Knabe bei Tisch in Gegenwart des Vaters einmal äußerte: „Nicht wahr, Mutti, du sagst dem Herrn X. du“, sprang sie auf, schlug ihn

heftig ins Gesicht und lief aus dem Zimmer. Thomas haßte in diesem Augenblick den Bruder und die Mutter, den Vater und sich selbst, am meisten aber Herrn X. Nach einer Reise, die die junge Frau ohne Einverständnis ihres Gatten mit diesem Künstler gemacht hatte, unternahm sie einen Selbstmordversuch. Der Ehemann, der sie selber fand, konnte sie retten. Von da an musizierte und sang die Frau nicht mehr, zum unsäglichen Kummer von Thomas. Einige Jahre später — der Krieg war inzwischen ausgebrochen — kam sie zusammen mit ihrem älteren Sohn bei einem Fliegerangriff auf die Stadt ums Leben. Thomas zählte damals zwölf Jahre. Welcher Bruch für sein Leben, welche Erschwerung seiner Entwicklung — bei einer so zwiespältigen Gefühlsbeziehung zu der von Tragik umwitterten Muttergestalt — alle diese Schicksale bedeuteten, läßt sich wohl nachfühlen.

Doch kehren wir nochmals zur frühen Kindheit von Thomas zurück. Dreijährig entdeckte er die sexuelle Lustquelle seines Körpers und machte aus ihr einen Trost und einen Besitz, was wir uns wohl mit den Enttäuschungen und Versagungerlebnissen durch die Mutter zu erklären haben. Er wurde von der Mutter bei entsprechenden Spielereien ertappt und entrüstet bestraft, wobei er sich ihr dennoch, wie er erzählt, überlegen gefühlt und einsam und elend triumphiert habe. Diese Szene, die Thomas schon in der ersten Behandlungsstunde preisgibt, bildete den Anfang einer mehr und mehr zur Sucht erstarrenden Onanie, die die Schul- und Studienjahre durchzieht und Thomas' Beziehung zu sich selbst und zu den anderen Menschen beschattet.

Trotz der gewittrigen und in ihren Ordnungen immer wieder zerrissenen seelischen Atmosphäre blieb Thomas ein lebendiges und produktives Kind; sein eigenwilliges Phantasieleben entfaltete sich in der Stille. Die Natur und besonders der nächtliche Sternenhimmel umfingen ihn mit tiefer Faszination. Aus allerlei Hilfsmitteln konstruierte er sich schon neunjährig ein Fernrohr und schlich sich nächtlicherweise ins Freie, um den Gang der

Himmelslichter zu beobachten. In der Schule war er dank seiner frühwachen Intelligenz mühelos einer der Besten, er malte phantasievoll und erlernte spielend mehrere Instrumente. Aber immer umlauerten ihn tiefe Ängste; seine Phantasie spiegelte ihm im Dunkel schaurige Bilder vor; die verschlingende Hexe verfolgte ihn, und Phasen der Traurigkeit schieden ihn vom fröhlichen Leben der Kinder ab. Knaben seines Alter gegenüber fühlte er sich häufig unterlegen und verließ sich in rauhen Straßenkämpfen gern auf die Hilfe seines Bruders, der ihn immer wieder ritterlich verteidigte, obwohl die Aggressionen des Kleineren gegen ihn oft maßlose Formen annahm. So warf er einmal mit dem Messer nach ihm, das zwar nicht Hans, wohl aber dessen heiß geliebtes Aquarium traf.

Thomas fand immer wieder Freunde, mit denen eine schwingende Gefühlsnähe ihn verband, die dann leicht sexuelle Formen annahm. Früh, schon mit zehn und elf Jahren, habe ihn, so erzählt er, eine tiefe Sehnsucht zu schönen Mädchen seines Alters hingezogen, doch sei er sofort zurückgewichen, wenn ein „Rivale“ ihm den Rang streitig machte. So blieben diese Erlebnisse im Felde einer wehmütigen Distanz und Schwärmerei aus der Ferne. Als ein Dienstmädchen in seinem Elternhaus ein uneheliches Kind erwartete, fragte er seine Mutter, was denn die Hilde gegessen habe, daß sie so dick werde. Selbstverständlich wußte er sehr viel mehr, als er sich den Anschein gab. Statt einer Antwort brauste die Mutter auf und schalt ihn ein unerträgliches Kind, ein Ferkel. Immer wieder schob sich bei dieser Frau die mit Schuldgefühlen durchtränkte Aggression gegen den Jungen vor jede sachliche und liebevolle Zuwendung. (Circulus vitiosus). Aber mehr noch als das Versagen der Mutter in Bezug auf eine vernünftige Aufklärung in dieser Situation verwirrte ihn ihre menschliche Haltung dem betreffenden Mädchen gegenüber. Er selbst erkrankte nämlich bald darauf an Scharlach: Hilde wurde von der Mutter gezwungen, ihn zu pflegen trotz der Ansteckungsgefahr für ihr in-

zwischen geborenes Baby. Und wirklich erkrankte der Säugling und starb. Thomas konnte ein mit unausgesprochener Anlage gegen die Mutter gepaartes, schmerzlich verwirrendes Schuldgefühl lange Zeit nicht verwinden.

Das ist die seelische Verfassung, in der Thomas, zwölfjährig, von dem Schicksalsschlag des Verlustes von Mutter und Bruder durch den Bombenangriff heimgesucht wird. Er kann nicht trauern. Er ist wie versteinert. Sein erster Gedanke nach dem Unglück ist: Nun gehören mir die Spielsachen von Hans und seine Kaninchen, — und er haßt sich selbst dafür, daß er daran denkt. Er bleibt mit sich selbst entzweit.

Schule und erste Studienjahre besteht er glänzend, aber doch vorwiegend so, daß ein formaler Intellekt die Bewältigung der Aufgabe vollzieht. Gefühl und Substanz menschlicher Reifung haben sich verhüllt. Er ist mit sich zerfallen, es fehlt ihm an sich selber das Wesentliche, die produktive innere Kultur, der Mut des persönlichen Kerns. Statt dessen treibt das „sexuelle Problem“ ihn um, Frauen können ihn bis zur Hörigkeit binden, ohne daß es doch zu einer kraftvollen Begegnung käme. Eine Auseinandersetzung zwischen den Geschlechtern im Sinn einer gegenseitigen Erziehung, in Kämpfen, die das Herz formen, und in integrierender Partnerschaft ist ihm unbekannt. Er ist ganz auf sich selbst bezogen und hat doch keine Wesensmitte. Er nutzt aus oder ist hörig, er nimmt kalten Abstand oder ist verfallen. Er will unendlich haben, aber er wagt nicht zu erobern, zu werben und sich selbst zu riskieren. In Situationen sinnlicher Nähe, die sexuelles Erleben möglich machen und meinen, erleidet er vorzeitige Ejakulationen und erweist sich zu seiner grenzenlosen Verzweiflung als impotent. Geistig selbständigen und selbstsicher wachsenden Kommilitonen gegenüber fühlt er sich erbittert unterlegen und zu neidvoller, bohrender Bewunderung geneigt.

Wo das Studium eigene schöpferische Leistung verlangt, versagt er. Sein Gedächtnis läßt nach. Er entwickelt bedenkliche Sympto-

me wie „Stimmengewirr im Kopf“, er hat das Gefühl, zu verarmen, zu veröden, weit weniger geistig lebendig zu sein als in Kindheit und Pubertät. Alle jene reichen Ansätze seien ungenutzt geblieben.

Er kommt mit sich nicht ins reine, — „aber ist der Mensch nicht so absurd, daß er grundsätzlich nicht ins reine mit sich kommen kann, — es sei denn durch Selbstbetrug?“ Thomas liest gerne Camus, er identifiziert sich mit „Sisyphus“.\* Er hat jeden organisch sich integrierenden vertrauensvollen Gefühlszusammenhang mit der Welt verloren. Was ihn zum anderen Geschlecht ziehe, so meint er, sei letzten Endes nicht der Eros des Lebens, sondern der Eros des Todes — die Sehnsucht nach Untergang, nach Nacht, nach dem Ende aller Existenz.

Thomas ist areligiös erzogen und bejaht diese Erziehung. Sein Vater war Skeptiker, Agnostizist, der nur die mathematische Naturerkenntnis gelten ließ und in ihr einen resignativen Halt gefunden hatte. Thomas ist davon überzeugt, daß ehrliches logisches Denken jede Religion als Selbstbetrug, gewiß verehrungswürdigen Selbstbetrug des Menschen, entlarven müsse. Er habe, so läßt er bereits im ersten Gespräch die Therapeutin wissen, schon mehrmals vor dem Selbstmord gestanden, aber der Gedanke, daß es ihn im Moment des Vollzugs durch irgendetwas, was er im Vollzug erst erfahren werde, reuen könnte, hielt ihn zurück.

So scheint es im Grunde genommen eine Paradoxie, daß der junge Mann eine psychotherapeutische Behandlung aufsucht. Aber was ist nicht paradox? Was ihn zunächst und vordergründig treibt, ist seine sexuelle Symptomatik, seine Impotenz, bei der eine somatische Störung durch ausreichende medizinische Untersuchung ausgeschlossen worden war. Der Internist sowie der Neurologe hatten zu einer psychotherapeutischen Behandlung geraten. Und dieser Rat kam seinem tieferen Bedürfnis entgegen, sich

\* A. Camus, Der Mythos von Sisyphus.

mit sich selbst, mit seiner Vergangenheit und seiner Zukunft auseinanderzusetzen. Er sehe einen undogmatischen psychotherapeutischen Prozeß als Weg dazu an; denn das logische Denken bleibe ja blind, wo es nicht auch die unbewußten Phänomene „zur Verfügung habe“. Zur Verfügung haben sei alles. Zur Verfügung haben wolle er auch seine sexuelle Potenz. Wie immer es mit dem Sinn des Lebens bestellt sei, ein Mensch, der seine Körperfunktionen nicht zur Verfügung habe (so betrachtet er sein Symptom!) könne darüber nichts Endgültiges aussagen. Zudem ärgere es ihn unbeschreiblich, wie alle diese „Potenzproben“, seine Kommilitonen, mit ihren Erfolgen in Liebesdingen „angeben“. Auch er liebe ein Mädchen, deren Schönheit ihn völlig behexe, aber sie, Erika, lasse ihn unverfroren wissen, daß sie „einen Jüngling habe“, einen Schüler übrigens, der sie „unerhört glücklich“ mache. Er hasse und verachte sich selber.

Thomas fühlt sich als verhinderter Aristokrat, als „angry young man“. Er stellt höchste Ansprüche an sich selbst und an seine Partner, an deren Rang und Niveau. Seine Kritik ist vernichtend, aber wo er bewundert, verliert er den Boden unter den Füßen. Unduldsam gegen sich selbst und andere, stets nach Punkten urteilend und sich nach Punkten beurteilt fühlend, von einem brennenden Lebensneid gegen die „Göttermenschen“ verzehrt, ständig überanstrengt durch das Übermaß von Spannungen, in denen er sich befindet — vergleicht er sich mit dem Höchsten: „Gegen Beethoven bin ich nur ein Abfallhaufen.“ Er lechzt nach Geborgenheit und kuptiert doch durch seine Kritik das Gefühl; er lechzt nach Zärtlichkeit und zerstört schon beim ersten Kuß den Kontakt. Er, Thomas, sei für ein vollendetes, ein souveränes Dasein geboren, für den seltenen, den klassischen Stil der ganz Edlen, und er sei zu höchsten Leistungen prädestiniert. Aber leider, tragischerweise, habe das Schicksal ihn um seine besten Möglichkeiten betrogen — und jetzt trample er im Trotz auf sich herum.

### *Das Auftauchen der Inneren Bilderwelt*

So etwa die Ausgangssituation der Behandlung. Angesichts einer solchen Not wird es besonders deutlich, in welcher tiefschichtigen und vielfältigen, auch soziologischen, ethischen, gesellschaftsethischen und weltanschaulichen Problematik ein psychotherapeutisches Verfahren eingebettet ist. Konnte es in der Epoche Freuds noch als sicher gelten, daß bei einer Neurose, die ihren Akzent auf einer sexuellen Störung dieser Art hatte, die Tabus der Gesellschaft eine bestimmende Rolle spielten, daß es also für die Heilung darauf ankam, ein tragbares Verhältnis mit dem tabuierenden Über-Ich zu erarbeiten, so liegt die Situation bei dem weitgehenden Abbau jeder sexuellen Verbotsmoral bei der modernen Jugend anders. In der Ära der Jahrhundertwende mußte der impotente junge Mann von landläufiger Moral sich sagen: Meine Erziehung, mein Gewissen, meine Moral verbieten mir ja auch den vorhehlichen Sexualverkehr, es ist also im Grunde meine Tugend, daß ich impotent bin. Ob er sich damit freilich richtig interpretierte, ob nicht noch eine ganz andere Tiefenschicht seines Erlebens, nämlich die „ödipale“ Mutterfixierung seine Hemmung begründete, — diese Frage zu eruieren blieb Thema damaliger Analysen. Jedenfalls sieht sich der junge Mann von heute, dessen Erzieher ja bereits weitgehend durch die von der Ära Freuds mitbewirkte Umgestaltung der moralischen Wertsetzungen beeinflusst waren, einer Freiheit im erotischen und sexuellen Erleben ausgesetzt, die keine gesellschaftlichen Normen mehr gelten läßt. Der ganze Komplex ist weit mehr in den Bereich der persönlichen Entscheidung gerückt, — es sei denn, daß bereits die allgemeine Gepflogenheit freier sexueller Verbindungen wieder zu einem neuen Muß für den Einzelnen geworden ist. Immerhin tauchen neue Gewissenshorizonte auf, taucht oft unter dem moralischen das Reifungsgewissen auf, um in dieser Frage mitzusprechen und um sich oft genug vom Unbewußten her als unverstandene Stö-

rung in das Erleben hineinzuspielen. Die Frage der Behandlung lautet nicht mehr: Wie wird der Impotente durch die Ausschachtung seiner Hemmungen und durch gesunde Kompromißbildung mit dem Über-Ich zur vollen sexuellen Potenz gebracht, sondern vielmehr: Wie wird er durch die Auseinsetzung mit dem Du und mit seinem Menschsein zu einem wirklich Liebenden und eben damit auch ein zur sexuellen Hingabe innerlich reifer Mensch?

Es versteht sich von selbst, daß solche Überlegungen mit dem Patienten selbst nicht angestellt wurden; er hätte ihnen zunächst reines Unverständnis entgegengebracht. Wir stellten uns deshalb auf ein unvoreingenommenes Auffassen der Träume ein und hielten uns offen für das, was aus ihrem gemeinsamen Erleben entspringen mochte. „Den Weg frei zur vollen Autonomie auf jedem Lebensgebiet!“, das war etwa die bewußte Parole des Patienten. Ohne Vertrauen zu sich selbst wollte er sich in die Gewalt bekommen, ohne Vertrauen zum Du wollte er sich in den Genuß des Liebesobjektes versetzen, ohne Vertrauen zur Therapeutin wollte er sich die Therapie dienstbar machen.

Lag es im Grunde nicht vielmehr so, daß das ganze Welterleben Thomas' sich ändern mußte? Statt noch mehr das eines (wenn auch nur der Intention nach) Beherrschenden und sich Bemächtigen, damit aber die Phänomene sich Verfremdenden zu werden, mußte in Wahrheit Thomas sich als einen Empfangenden erleben lernen. Noch nicht entwickelte Kräfte seines Wesens sollten zur Entfaltung kommen.

Der erste Traum bringt die Gespanntheit seiner inneren Situation sehr plastisch zum Ausdruck.

#### *Traum 1*

„In einer Küche ist eine wilde Schießerei entbrannt. Engländer und Deutsche schießen sich mit Pistolen. Es gibt spannende Hinterhalte, die Lage ist ernst, es gibt Tote. Die Feuerfrequenz stei-

gert sich so, daß es wie ein Schneegestöber wird, in dem für Augenblicke niemand mehr zu erkennen ist. Ich sehe ein Geschloß beim Eindringen in die Brust eines Engländers mit einem merkwürdigen grünen Lichtschein hell aufglühen. Nachdem wieder alles klar ist, kommt eine junge Frau und bedroht mich mit einer Pistole. Meine eigene liegt vor mir auf dem Tisch und ist, wie ich jetzt sehe, ein uraltes Schießisen. Sie nimmt sie mir weg und reicht mir eine neue Waffe.“

In diesem sprechenden Traum fallen uns mehrere Momente besonders in die Augen. Der Kampf findet in einer Küche statt, einem Ort, den wir insbesondere aus der Jungschen Symbolik der Alchemie als einen bedeutsamen Raum der Verwandlung zu sehen gelernt haben. Das ganz unrealistische leuchtende Eindringen des Geschosses in die Brust des Feindes — wie ein grünes Glühen — deutet auf einen Vorgang hin, der über das nur faktische Töten hinaus ausdrücklich etwas besagen will. Astronomische Erscheinungen, wie Kometen und Sternschnuppen, fallen dem Träumer dazu ein und erinnern ihn an seine innige Beziehung zum Sternenhimmel in seiner Kindheit. Aus dem Nebel des Männermordens tritt endlich die Frau auf den Plan, nicht etwa als gütige Helferin, sondern weit eher als ein drohender Kampfesdämon, ähnlich auch einer Walküre. Jetzt wird aus dem kollektiven Getümmel das duale Treffen. Fairerweise reicht sie ihm eine neue, entsprechende Waffe, als sollte es nun zum entscheidenden Duell „inter pares“ kommen. Zu dieser Frau fallen dem Träumer die Züge fast aller Mädchen ein, in die er verliebt war, jedoch abgewandelt ins Überpersönliche. Daß auch der erwartete Prozeß der Therapie sich im Bilde eines Kampfes auf Leben und Tod spiegelt, mag uns als alarmierender Anruf erscheinen.

Der nächste Traum bringt einen Umschwung des Stimmungsfirmaments um 180 Grad.

*Traum 2*

„Ich sitze vor einer Staffelei allein in einer Kammer und will das Bild eines Mädchens malen, ich glaube das Bildnis von Erika. Aber es ist kein Modell anwesend. Ich habe das Gefühl, daß es gelingen wird, obwohl ich gar nicht malen kann. Aber ich muß weg und mache eine tolle nächtliche Autofahrt zwischendurch. Als ich wiederkomme, hat jemand, ich glaube mein Freund, das ganze Bild mit schwarzen Tupfen und Strichen überzogen und völlig verdorben. Ich schreie ihn an, er habe mir die einzige Chance, Erika zu malen, versaut, da ich doch eigentlich nicht malen könne. Dann bekomme ich einen Weinkampf.“

Unschwer ist in dem Traum die engere Symptomatik des Patienten zu erkennen. Er will die Geliebte „malen“, gleichsam mit dem Pinsel nochmals schaffen, aber der Freund-Feind, der Rivale, verdirbt ihm das Bild.

So hat er es ja in seiner Kindheit mit dem Bilde der Mutter wirklich erfahren, das ihm verdorben worden ist. Aber unter dieser Deutung liegt ein noch tieferer Sinn verborgen. Der Träumer will sich versenken, er will sich konzentrieren, er will aus schöpferischer Mitte die Schönheit objektivieren, das „Faszinans“ gestalten. Aber ein Ausbruch innerer Unruhe treibt ihn auf; eine wilde nächtliche Fahrt soll die brausenden Affekte der Seele, die in diese Stille nicht eingehen mögen, abschöpfen. Dadurch aber wird die Sammlung der Gemütskräfte zerstört. Als er zurückkehrt von der nächtlichen Raserei, sind Bild, Schau und Idee mutwillig verdorben. Sein eigener Unglaube, seine aggressive Unrast, sein Mephisto hat ihm den Weg ins Innere versperrt, mit sinnlosen Klecksen die beginnende Vertiefung in die Wesensschau der Geliebten — nehme man sie als das Du oder die eigene Seele — zum Spott gemacht. Gerade „wo ich malen konnte“, wo ein inflammiertes Hauch mir schöpferische Kräfte verleiht, — da packt mich auch die Lust zur „Autoraserei“, und es ist ja nur die Konsequenz davon, daß das Bildnis verdorben wird. Der „Weinkampf“ am

Ende des Traumes sagt sein Getroffensein aus, aber auch das Kindisch-Hysterische seiner Reaktion.

Der nächste Traum umfaßt drei getrennte Szenen.

*Traum 3*

a) „Auf einer hohen Mastspitze am Bahnhof sitzt ein arroganter Jüngling, der laut unmögliche Wahrheiten über die Köpfe der Menge hin verkündet. Ich akklamiere ihm begeistert vom Fenster oder Balkon eines Hauses und finde seine Extravaganz großartig. Die mir nicht zustimmende Gesellschaft, in der ich mich befinde, löst sich in heftiger Verstimmung auf. Plötzlich liegt der Jüngling auf dem Sofa dieses Raumes, er ist zum Fenster hereingeflogen. Wir debattieren. Da erscheint ein alter Mann, der mir unheimlich ist. Er geht durch das Zimmer und forderte mich auf, ihn zu besuchen. Ich folge ihm.“

b) Ich finde mich in den weitläufigen Kellerräumen des Schlosses von L. Auf der Suche nach einem Ausgang gerate ich in einen eigenartigen, dunklen technischen Raum mit vielen Rohren an den Wänden. In der Mitte steht eine Badewanne. Irgendwo rauscht und tropft Wasser. Die Vorstellung, dieser Raum gehöre zur notwendigen Einrichtung für die Wasserversorgung eines so großen Schlosses und könne im Nu mit Wasser vollständig gefüllt werden, packt mich mit Angst und treibt mich heraus.

c) Ich lande in einem Wohnraum des Schlosses. Auf dem Tisch steht ein Plattenspieler. Ich lege op. 127 von Beethoven auf. Da erscheint die Schloßherrin und erklärt, daß sie mein Verhalten nicht verstehe und durchaus nicht geneigt sei, op. 127 zu hören. Ihr Bruder jedoch, der nun auch eintritt, vermittelt. Er legt den Tonabnehmer richtig auf, was ich vorher falsch gemacht hatte.“

Für den im Umgang mit unbewußten Phänomenen Geübten gehört ein solcher Traum zu den Träumen, die unmittelbar in sich Aussage sind. Dem im rationalen und kausalen Denken geschliffenen Patienten blieb diese Aussage zunächst verhüllt, und es

bedurfte lockernden Gespräches, lockernder Einfälle und „sokratischer Fragen,“ bis ihm das Auge lichter wurde. Dann freilich begriff er erstmalig gerade an diesem Traum etwas von der eigenartigen Arbeit des Unbewußten, sah in sie hinein wie in das physiologische Wachstum des Lebens in einem Blatte. Daß er in dem arroganten Jüngling auf der Mastspitze sich selbst, einen Teil seines Wesens dargestellt hatte, war ihm evident: „Das bin ich, der in anspruchsvoller Eigenmacht und stolzer Isolierung über der mitmenschlichen Welt das Unmögliche proklamiert. Und dabei schaue ich mir selber zu.“ Nicht ohne Humor läßt nun das Traumbewußtsein diesen „Verstiegenen“ durchs Fenster in den therapeutischen Raum einfliegen und streckt ihn auf dem Diwan aus, auf dem er während der Analyse liegt, — als welchen Raum und Diwan er mit etwas verlegenem Lachen, doch freimütig genug, diesen Ortswandel erfaßte. Er befindet sich nun in der Debatte mit sich selbst. Aber nicht die Therapeutin erscheint, sondern ein unheimlicher alter Mann, ein Unbekannter, der ihn einlädt, ihn zu besuchen. Der Träumer folgt diesem magischen Befehl und findet sich in den labyrinthischen Kellergewölben des alten Schlosses seiner Heimatstadt. Der Alte ist verschwunden; beängstigt sucht er nach einem Ausweg, gerät aber immer mehr in die Irre, bis er sich in einem dunklen Gewölbe vorfindet, das er als das Wasserreservoir des Schlosses erkennt. Durch die vollkommene Stille ist nichts zu hören, als das leise Tropfen unsichtbaren Wassers, das gleichmäßig wie der unentwegte Tropfenfall im Inneren eines Gletschers den unaufhaltsamen Ablauf der Zeit zu markieren scheint. Verstummt ist der Lärm des Bahnhofplatzes, der Lärm der sich selbst betäubenden Überheblichkeit. Den arroganten Jüngling überkommt es wie eine Zwangsvorstellung fürchterlichster Art, diese unheimliche unterirdische Zelle könnte im Nu von Wasser überschwemmt werden; das reinigende Lebenswasser könne ihm den einsamen Tod eines Eingekerkerten im Dunkel des hinterhältigen Verließes bereiten.

Der Träumer mußte sich sagen: ich selber träumte ja den Traum. Ich selber versetzte mich von der Mastspitze, vom lauten Tageslärm in dies dunkle, unterirdische, schweigende Gefängnis, und zwar auf dem Weg über die therapeutische Situation. Ich selber, oder die schaffende weise Weltordnung allen Lebens, die auch in meinem Traume wirksam war? Und diese erkennt er nun personal in der Gestalt des Alten, des Unbekannten, der ihm den Wink gibt, ihm zu folgen. (Es darf dabei völlig auf sich beruhen bleiben, ob wir ein solches Traumbild des alten Mannes als einen Archetypus bezeichnen oder rein phänomenologisch beschreibend in ihm das sehen, was die Seele in ihrem Weiterleben als das geheimnisvoll profunde und überlegene Wissen und Wesen des Alters spürt.) Soll er nicht irgendwie zu sich selber kommen, begibt er sich nicht wie auf höheren Wink in die dunkle Gefangenschaft, um sich selber zu finden?

Der dritte Akt des Traumes schwingt in eine zunächst einmal erlösende Mitte aus. Die innere Spannung des Träumers möchte sich in dem herrlichen Musikwerk entladen. Was mag es nun besagen, daß die „Herrin“ des Schlosses, — das ja offenbar ein Bild seines eigenen Seelenhauses ist — die Aufnahme nicht zu hören gewillt scheint? Möchte sie vielleicht eine ganz andere Art von Musik — vielleicht überhaupt keine mechanische Wiedergabe? Findet sie, daß der Träumer, der gleich nach dem Hehrsten greift, es sich zu billig macht? Wie dem sei — für diesmal wird ein Ausgleich gefunden, indem der Bruder der Schloßherrin (die männliche Seite der Therapeutin?) sich ins Mittel legt.

Das gemeinsame amplifizierende Erleben dieses Traumes, der bei weitem nicht in allen seinen Details in Klarheit gebracht werden konnte (und dessen Motive natürlich auch bei der vorliegenden Darstellung nur teilweise aufgegriffen werden können), beeindruckte Thomas aufs lebhafteste. Eine Ahnung kam ihm von dem unendlich vielschichtigen, wie in den komplizierten Fäden eines Webstuhls verflochtenen Leben der Seele, zu dem er seit



Jahren den intuitiven Kontakt verloren hatte. Bis auf die wenigen Enklaven seiner blinden Passionen — in denen er sich aber gerade von der wachen und echten Passion eines liebenden Menschen ausschloß — hatte er sich an die kalte Welt des Ehrgeizes und des Mißtrauens verkauft, in der Macht und Recht des Stärkeren galten; er hatte die lebendige Verbindung mit dem wahren Faszinans des Menschseins und mit dem Reich der Liebe, in dem der „esprit de coeur“, der „esprit de finesse“ waltet, verloren. Aber das Erlebnis dieses Traumes öffnete ihm die Augen dafür, daß er sich bereits auf dem Wege der Wandlung befand. Welche Gefahr aber diese Wandlung *auch* in sich schloß, Gefahr der Überschwemmung durch das Element des Wassers, der unbewußten, ungegliederten seelischen Dynamik, deutet sich im Bilde des Wasserreservoirs an. Ein folgender Traum baut sich in vier Szenen auf.

#### Traum 4

- a) „Bummel am Faschingsdienstag durch einen erhöht liegenden Friedhof. Es ist dunkel. Unten auf der breiten Straße zieht sich der Faschingszug in die Ferne. Man sieht viele große Masken auf den Wagen, von einer tanzenden und jauchzenden Menschenmenge begleitet. Irgend jemand sagt, der Zug komme nicht wieder. Wir beeilen uns, ihn einzuholen. Als der Faschingszug einmal anhält, fordere ich meine Begleiter auf, sich zu beeilen, damit wir ihn überholen und ganz überschauen können. Wir rennen, der Weg wird aber immer enger, es liegt Schnee und wir kommen schwer vorwärts. Endlich bleiben wir stecken, die Wagen sind jetzt riesige Eisenbahnwägen, die uns an die Mauer drücken. Die Masken sind nicht mehr zu sehen.
- b) Wieder auf dem Friedhof; allein. Da sehe ich drei wunderbar schöne Frauen in Trauergewändern zwischen den Gräbern stehen. Sie weinen und klagen. Ihre Augen sind rot, so rot, als hätten sie die Augenlider rot geschminkt. Ich sehe sie lange an, sie wirken faszinierend auf mich.

c) Auf einer Straße in der Stadt. Ein mächtiger Wind pfeift daher. Ich bin auf dem Weg ins Konzert. Der kalte Wind packt mich so stark vom Rücken, daß ich fast weggetrieben werde. Ich friere und habe Angst um meine Nieren. Dann merke ich, daß ein großgewachsenes Paar hinter mir hergeht; sie scheinen besorgt um mich und gehen so, daß der Wind mich etwas schont.

d) Am Eingang zum Konzertsaal gibt es einen Streit mit dem Billeteur. Erst übergeht er mich, dann, als ich ihm meine Karte vorweise, sagt er barsch: Fort hier. Schließlich stellt er sich mir in den Weg, während die Menschen an uns vorbeiströmen. Endlich drücke ich ihn mit der Bemerkung: ‚Wollen doch mal sehen, wer mehr Kraft hat‘, auf die Seite und gelange in den Konzertsaal.“

Wiederum ein seltsames Produkt der unbewußten Seelentätigkeit, das der meditativen Lockerung und der meditativen Anstrengung bedarf, um seinen existentiellen Sinn zu enthüllen.

Der Träumer befindet sich — auffallend genug — bei einem Faschingsbummel über den Friedhof seiner Heimatstadt. Es ist der Friedhof, auf dem er als Knabe Mutter und Bruder zu Grabe geleitete. (Die beiden Leichen wurden nicht, wie die mehr als hundert Opfer jenes Fliegerangriffs in ein Massengrab versenkt, sondern in einem besonderen Grab beigesetzt). Draußen zieht der Faschingszug mit Wagen, Masken und Musik vorüber. Hier die Stille der Totenwelt im Schnee — dort der bacchantische Freudenrausch des Lebens, die uralte dionysische Frühlingsfeier der Verwandlung und Auferstehung der Natur. Der Träumer will dem Zuge nach, er will ihn in sich aufnehmen, vielleicht auch sich hineinstürzen; der Zug verliert sich ja nach der Ferne, er kommt nicht wieder, das Gefühl der Eile, des Versäumens packt ihn. Aber je mehr er auch läuft und rennt, er kommt nicht recht vorwärts, er gerät immer mehr in die Enge, der Schnee behindert ihn, und endlich ist er eingeklemmt zwischen Mauern und langsam rollende Wagen, die aber nun nicht mehr Scherz und Vermum-

mung, nicht mehr die Spiele und Späße der Kostümierten und die schaurig grotesken Ungetüme tragen, sondern erstarrt sind zu öden, riesigen grauen Güterwagen der Eisenbahn, durch deren mechanisch rollende Energie der Träumer fast zermalmt wird. Die Depression des Traumes hat den geheimnisvollen Zauber, hat den bewegten Strudel der Gestalten aufgesogen.

„Das bin ich, so geht es mir immer, das sagt alles aus über mich, über mein Schicksal, ich kann einfach nicht glücklich sein“.

Von neuem auf den verschneiten Friedhof versetzt, sieht der Träumer sich nun in der tiefen Stille der Winternacht den drei seltsamen, wunderbaren, in Trauer gekleideten Frauen gegenüber, die wie aus der Erde aufgestiegen, seiner nicht achtend klagen und weinen. Was sind das für Frauen? Kommen sie aus den Gräbern oder steigen sie in die Gräber? Es scheinen ihm nicht natürliche Frauen zu sein. Von der Fülle des Mythischen, die die Dreiheit der Frauengestalten in die innere Anschauung ruft, hatte das naturwissenschaftlich geschulte Denken des Patienten wenig Kenntnis oder Erinnerung. Das häufige Auftreten der weiblichen Dreiheit in Mythen und Märchen, Sagen und Legenden (Hekate am Dreiweg, drei Nornen, drei Moiren) war ihm nicht bekannt. Aber diese Frauen, ihre vom Weinen geröteten, schmerzlichen Augen, ihre Gebärden eines uralten wissenden Leides, bewegten den Träumer eindringlich und tief. Es ist, als ob ganz andere Aspekte des Weiblichen in sein Gefühl einträten als die, die ihn bisher ausschließlich gefesselt hatten. Die andersartige Schicksalsverflochtenheit der Frau, ihre andere seinsmäßige Stellung zum Menschen, zu Liebe und Tod gingen ihm als Hintergründe des Daseins auf, für die er bisher blind gewesen war. Er kam sich angesichts dieser Klagenden vor wie ein Fremdling, der einem Mysterienkult ungebeten beiwohnt, dessen Sinn er nicht versteht und der ihn dennoch in der Seele berührt. Das Bild reinigte und ergriff; es wirkte wie eine tiefe Katharsis der leidvollen, schuldhaft verwirrten Beziehung zu seiner Mutter.

Dann wird der Träumer, auf dem Weg ins Konzert, von dem starken Wind im Rücken gepackt. Das große fremde Numinosum des Windhauchs, allen Naturreligionen verehrungsvoll, das Erschauern des Geistes vor dem Unerforschlichen, kommt über ihn. Er fürchtet sich, bangt nüchtern besorgt und leicht hypochondrisch für seine Nieren. Er kann sich dem Wind nicht anvertrauen. Ein spontaner Einfall aus seiner Kindheit taucht auf: gerade dort, wo es auch im Traum war, nämlich an der Kirche seiner Heimatstadt, da blies einmal, als er auf dem Wege zur Schule war, ein so starker Sturm, daß er, ein kleiner Junge noch, nicht weiter konnte. Er ging nach Hause zurück und holte den Vater, der ihn dann sicher unter seinem Mantel zur Schule geleitete. Im Traum schützt ihn ein hohes gelassenes Paar, damit ihm kein Schaden geschieht. (Haben die Urbilder von Vater und Mutter sich in der Tiefe seiner Seele geeint?) Der „Geist, der da wehet, wo er will und wissen nicht, von wannen er kommt und wohin er geht“, bedroht ihn noch als eine fremde Gewalt, ein Tremendum, vor dem er sich in sich verkriecht, damit es ihm nicht „an die Nieren“ gehe. Dem Menschen darf wohl Angst werden, wenn er etwas vom göttlichen Pneuma ahnt, dem er sich noch nicht hinzugeben wagen kann. Und dennoch ist der Träumer in diesem Traume ein Stück reifer geworden. Das Konzert, für ihn der Ort der tiefsten Begegnung zwischen Mensch und Weltgeheimnis, ist erreicht, als der „Hüter der Schwelle“ ihn auf die Probe stellt, ihm barsch den Eintritt verwehrt. Es war in ihm eine innere Sicherheit, daß er sich nicht zurückweisen lassen durfte. Er traut sich das Messen der Kräfte zu, er handelt männlich und erkämpft sich den Eintritt. In dem Konzert spielt ein bekanntes Streichquartett — wie der Träumer dem von ihm aufgeschriebenen Traum mündlich hinzufügt, — eben jenes Beethovensche Opus, dessen Wiedergabe als Langspielplatte am Ende des vorigen Traumes von der Schloßherrin abgelehnt worden war.

*Traum 5*

„Ich laufe auf einer großen Eisfläche. Es ist schon fast ganz dunkel. Schwarze Wolken verdecken den letzten Rest des Abendlichtes. Trotzdem ist reger Betrieb auf dem Eis. Vor allem sind es Kinder, die Schlittschuh fahren. Nun werden die Kinder von ihren Eltern und Lehrern abgeholt. Sie gehen, nach Art der Klosterzöglinge, in Scharen zu zwei und zwei in Richtung auf den Ausgang. Ich folge ihnen in einiger Entfernung. Ich suche ein bestimmtes kleines Mädchen, dessen Namen ich nicht rufen will. Kurz vor dem Ausgang, der ein richtiges Stadttor ist, entdecke ich sie und rufe, damit sie sich herumdreht, dreimal das Wort „Hupfrosch“, das in unseren Spielen eine bestimmte Bedeutung hatte. Die anwesenden Erzieher werden wohl empört sein. Sie scheinen aber nichts zu merken. Die Kleine, die Schwester meines ersten Freundes und Rivalen, dreht sich kurz um und verschwindet dann mit den anderen durch das große Tor. Hinter dem Tor ist Jahrmarkt. Es ist früher Morgen, eine nüchterne, geschäftige, saubere Morgenstimmung. Die ersten Käufer handeln an den Ständen.“

Der Träumer erholt sich nach der Anstrengung der vorigen Traumkreation. Etwas Verheißungsvolles, Erwartungsvolles wie die Stimmung der Pubertät es mit sich bringt, liegt über dem Traumbild. Klopstocks herrliche Oden über den Schlittschuhlauf, der junge Goethe auf dem Eise, der dies köstliche Vergnügen in strahlender Lebenslust feierte, Pieter Brueghels und andere niederländische Winter- und Eislaufbilder fallen uns ein. Es ist, als kehre der Träumer in diesem Traum nochmals in die Anfänge seiner Begegnung mit dem anderen Geschlecht zurück. Das Mädchen ist noch Schulkind, es geht in der gesitteten Ordnung der Internatszöglinge unter der Obhut der Lehrer, aber doch dreht es sich einmal ganz rasch um, als das magische Wort sein Ohr erreicht. Ein zarter Faden ist angeknüpft, bevor alles durch das große Tor ins Innere der Stadt verschwindet und das Bild sich

wandelt. Dies Stadttor, auf der einen Seite vom letzten Abendlicht, auf der anderen von der Morgensonne bestrahlt, verdient unsere Aufmerksamkeit. Sein Durchschreiten scheint zwölf Stunden zu umfassen, es scheint Occident und Orient zu trennen und zu verbinden, eine Wandlung zu symbolisieren, es steht gleichsam in Raum und Zeit, zwischen Wasser und Land, Spiel und Ernst — ein west-östliches Tor . . .

Mag sich in ihm für den Träumer eine geheime Mahnung verbergen: sei rund, sei ganz, sei da, — wenn du zurückkehrst zu den Anfängen, eintauchst in Eros' Zauberreich, dann vergiß diesmal den Hermes nicht, vergiß nicht das „Gesetz des Tages“ über der „Leidenschaft der Nacht“, bewähre dich auch auf dem Markt?

An das auf den ersten Blick so unscheinbare Traumgebilde kristallisieren sich Einfälle und Gedanken an. Es war wie ein graues kleines Spinnennetz, das im Sonnenstrahl der freiströmenden Phantasie — Phantasie des Patienten wie der Therapeutin — zu glänzen und zu irisieren begann als ein Zauberwerk mathematischer Linien und spielender Kräfte. Es ergab keinen eindeutigen psychologischen Sinn, ließ sich nicht auf eine Formel bringen, aber es wirkte im Gemüt des Träumers wie ein kleines hermeneutisches Kunstwerk: sei wach! suche! sei gewärtig!

*Traum 6*

a) „Im Verlauf einer Theaterhandlung auf einer großen hellen Bühne muß ich der „schönen Magelone“ einen Teller mit Bonbons überreichen. Sie muß wohl irgendwie versöhnt werden. Ich sage zu dem Mann, der mir den Teller gibt: ‚Darreichen kann ich ihn wohl, ich kann und will aber dabei keinen Kniefall vor ihr machen.‘ Sie ist schweigsam, abgewendet und nimmt den Teller nicht an. Der junge Mann hinter mir flüstert mir etwas zu, was nicht verstehe. Daraufhin improvisiere ich und sage: ‚so wollen wir sie denn unter uns teilen.‘ Es sind helle gelbe Fruchtbonbons. Auf dem Teller liegt noch etwas, was ich nicht weiß; es ist zu-

gedeckt. Ich defilire an den vielen sehr festlich gekleideten jungen Menschen vorüber, die sich alle von dem Teller nehmen. Auf den Gesichtern steht Verwunderung und Mißfallen über meine Improvisation zu lesen. Schließlich stoße ich auch auf den jungen Mann. Auf die Frage, was ich denn hätte tun sollen, gibt er mir mit einer deutlichen Geste zu verstehen, daß ich sie hätte ohrfeigen müssen. Das überzeugt mich aber nicht, und ich habe das Gefühl, daß ich jedenfalls besser improvisiert habe als er. Auf der Bühne bewegte sich ein prächtiger Zug spanischer Soldaten mit gezogenen Säbeln.

b) In einem fremden, sehr vornehmen Hause. Der Sohn des Hauses hat irgendetwas falsch gemacht. Die großartige Mutter aber stellt die Sache richtig. Sie geht dann mit mir in einen hellen, gartenartigen Raum. Man sieht dort ein blaues Feldbett über einem ganz klaren Bache stehen: das Bett des Sohnes. Es ist Sommer. Ein Gast wird noch erwartet, es ist mein Freund W. Ich laufe ihm auf die Straße, hinter der gleich der Wald beginnt, entgegen. Wir umarmen uns vor Freude und gehen hinein.“

Der Träumer kennt den Stoff des Magelonen-Volksbuches nur noch aus sehr entfernter Schulerinnerung in der romantischen Bearbeitung durch Tieck. Er liebt den Magelonen-Cyklus von Brahm, dem ja Tiecksche Romanzen zu Grunde gelegt sind. Obwohl absolut moderner Mensch aus Überzeugung, hat er für die Romantik ein feines Organ. Er lacht bitter über sich selbst als Ritter mit den Fruchtbonbons, dem die Königstochter trotzig den Rücken kehrt. Magelone, ein Sehnsuchtsbild der Seele, — er aber versteht sie nicht zu gewinnen, zu erobern; er wird abgelehnt, und so sieht er sich zu der Improvisation gezwungen, seine werbenden Süßigkeiten an das ganze Kollektiv der festlichen Gesellschaft zu verteilen. Die spanischen und französischen Ritter stellen im Bilde dar, was ihm fehlt. Warum aber macht er keinen Kniefall und wird ihm dann zu Ohrfeigen geraten? Warum zürnt ihm das Kollektiv? Was liegt außer den Bonbons noch auf dem

Teller, verhüllt, so daß er es nicht erkennen kann? Könnte mit den Ohrfeigen nicht vielleicht jenes „aggressive“ Moment gemeint sein, ohne das die Annäherung der Geschlechter in der Tat nicht stattfinden kann?

Realiter vermag sich Thomas in der Gegenwart einer Frau, die er verehrt, nur unterwürfig und scheu zu verhalten, erfährt dafür aber in niedergedrückten Stunden oft ein Überfallenwerden von aggressiven Phantasien, die bis zum Sadistischen gehen können. Trotz seiner geschickten „Improvisation“ zürnt ihm die Jugend, weil offenbar ein bestimmter Zauberritus nicht erfüllt worden ist, der vielleicht mit dem verhüllten Gegenstand auf dem Teller etwas zu tun hat. Ihm fällt dazu das Grimmsche Märchen von der verdeckten Schüssel ein, in der eine Schlange lag, durch deren Genuß der König die Sprache der Tiere zu verstehen vermochte.\* So ist auch dieser Traum voll heimlicher Hinweise, die sich an sein instinktives Gefühl, sein naturhaftes Empfinden wenden, die er sich nicht übersetzen kann in die Sprache seines Bewußtseins, die er doch mit den Sinnen der Seele dunkel aufnimmt.

Im zweiten Traumteil scheint sich eine Regression zu vollziehen. Der Sohn, der etwas falsch gemacht hat, kehrt zu der „großartigen Mutter“ zurück, die die Dinge in Ordnung bringt. Aber sie führt ihn ja nun in das helle Gartengemach, wo das blaue Feldbett über dem sehr klaren Bache steht, der mitten durch das Zimmer strömt: man möchte sagen, eine schönere Stätte der Meditation, in der die Seelenkräfte sich regenerieren und der verstörte Mensch wieder in Einklang kommen kann mit dem Grund seines Seins, läßt sich kaum denken. Aber es wird zunächst noch ein Gast erwartet. Gute Männerfreundschaft tut offenbar der meditativen Stimmung in dem hellen Gartenhäuschen keinen Abbruch. Der Freund kommt vom Walde her, wie von langer Wanderung, er mag die Stimmen der Waldeinsamkeit in sich vernommen haben.

\* Die weiße Schlange, Grimms Kinder- und Hausmärchen.

Der Held, der Magelone noch nicht gewinnen kann, soll sich in der Freundschaft weiten, „verbreitern“, differenzieren, im Freunde sich selber und dem Du zu begegnen lernen.

### Traum 7

„Eine Behandlungsstunde, am Abend. Ich habe ein Bild gemalt, ein grünes Blatt auf dunklem Hintergrund. Es kommt aber Besuch, die Stunde wird unterbrochen, es findet ein Interview mit der Therapeutin statt. Während diese mit den Gästen spricht, greife ich nach dem Pinsel, um das Blatt fertig zu malen. Durch das Geäder des Blattes blicke ich auf einmal wie von oben in eine lange, tiefe Straße hinein, in der unendliches Leben quillt und sich bewegt. Die Stunde kann offenbar nicht fortgesetzt werden. Ich gehe in den Garten, wo es dunkel und regnerisch ist. Um das Haus herumschreitend schaue ich von Osten in das erleuchtete Fenster des Sprechzimmers, in das ich sonst vom Westen aus ein-trete. Zweimal begegnen mir die Blicke einer sehr schönen Frau im Inneren. Dann gelange ich in einen Steingarten. Es herrscht Morgengrauen wie vor Sonnenaufgang. Da liegt auf der Erde ein sehr eigenartiges Kind. Ich nehme es auf meinen Arm und halte ihm den Kopf. Es weint und schreit, ich beruhige es. Es ist ein viel zu kleines, sonderbar gebautes Geschöpf mit einem uralten Gesicht und einem großen Hut auf dem Kopf. Die weiße Marmor-büste eines leicht nach vorne gebeugten Mannes (Liszt etwas ähn-lich), die unter den Bäumen steht, wird lebendig, worüber ich mich sehr wundere. Er nickt mir zu und schaut mit lebhaften Blicken um sich.“

Wiederum eine verwunschene Stimmung und eine Fülle wunder-samer Erlebnisse. Wiederum wie in Traum 5 die Kontrastierung der Zeiten Abend und Morgen, der Himmelsrichtungen Westen und Osten. Tatsächlich betritt der Träumer den Behandlungsraum von Westen, die Stunden finden jedoch regelmäßig morgens früh statt. Der Träumer malt ein einziges Blatt; aufmerksam versenkt

er sich in das winzige organische Gebilde. Er läßt nun einmal die „Absurdität des Menschseins“ auf sich beruhen und schaut sich ein Blatt an: gründlich, ehrfürchtig und dienend, — gleichsam in der demütigen Haltung eines Zen-Mönches. Indem er sich auf die-sen winzigen Ausschnitt des Sichtbaren konzentriert, taucht für einen Augenblick — als schaue er das Blatt durch ein vielfach vergrößerndes Mikroskop — die Urbewegung des Lebensstroms, die Strömung der Chlorophylzellen in dem feinen Gewebe auf wie eine unendlich bewegte Straße.

Was mag es besagen, daß die Therapeutin ihm durch andere Per-sonen weggenommen wird? Klingt schmerzlicher Verlust an, oder sucht er Abstand, Verselbständigung? Er „circumambuliert“ das Haus, er blickt bei Nacht in das erleuchtete Fenster, sieht die Therapeutin mit anderen Menschen beschäftigt, in einer anderen Situation als der ihm real vertrauten. Dann dringt er in den Gar-ten vor und findet bei Morgengrauen vor Sonnenaufgang das merkwürdige Kind in den Steinbrecherpflanzen. Es scheint ein Gnom zu sein, uralte, unwillig schreiend, doch seinem Zuspruch zugänglich als er es zaghaft auf die Arme nimmt. Das alles ist in eine märchenhafte Atmosphäre getaucht. Der Zwerg als ein Wesen unterirdischer Räume und Mächte, ein König der verbor-genen Erdschätze, zaubermächtig, ein Verwalter geheimen Wis-sens, das dem Menschen nicht zugänglich ist, — die obligate Zip-felkappe ist durch den Hut angedeutet —, scheint ihm ein Kind und mutet ihn doch sehr seltsam an. Daß der Träumer das zwer-gische Wesen nicht gleichgültig liegen läßt, noch ängstlich davor flieht, darf als bedeutsam gelten. Ist es doch auch im Märchen stets entscheidend, wie sich einer zu den Kleinen verhält.\*

Geschieht es nun durch die „Ladung“ mit den chthonischen Po-tenzen des Zwerges, daß dem Träumer auch die Marmorbüste ins Leben zurückzukehren scheint? Oder erfüllt sich durch geheime

\* Die drei Männlein im Walde u. a. in Grimms Kinder- und Haus-märchen

Verwandlung das ganze Gartenlabyrinth mit zauberhaftem Leben? Und warum ist es gerade Liszt, diese einmalige Synthese von Genie und Weltmann, von großem Liebenden und unvergleichlichem Virtuosen, von ungarischem Temperament und katholischer Kirchlichkeit?

Alle diese Fragen können erwogen werden, um nur wieder neue Fragen aufzuwerfen. In seinem bewußten musikalischen Geschmack steht der Träumer Liszt relativ fern, er verehrt Mozart und Bach und ist ein Kenner der modernen Musik. Aber Liszts gegensatzumspannende, schicksalhafte Persönlichkeit fasziniert ihn. Der Meister, gleichsam aus dem Marmor hervortretend, scheint sich an ihn zu wenden, ihm etwas sagen zu wollen. . .

Wir müssen hinnehmen, offenlassen, uns erwartend weiterbewegen. Der nächste Traum bringt ein gewaltiges Erlebnis.

#### *Traum 8*

„Auf der Seepromenade einer Großstadt gehen ein Mann und eine Frau in wunderbaren Pelzmänteln vor mir her. Sie haben Pelzkappen auf und reden leise, eindringlich und lebhaft miteinander. Rechts ist Wasser, in das vom Quai aus Treppen hinunterführen. Die beiden beobachten etwas, was ich nicht sehe, auf dem Wasser. Ich steige eine der Treppen hinunter, bis ich in den See eintauche. Dann ist es Nacht. Das Wasser ist zu einer dicken Eisdecke geworden, auf der ich stehe. Ich sehe Herrn N. (einen Kommilitonen) auf dem Eis, der nach dem Hochgebirge schaut. Sieht man den Großglockner? frage ich ihn. Er bejaht und weist mich auf die Richtung hin. Ich sehe aber nur einen schwachen Schimmer sehr geheimnisvoll am Himmel. Herr N. bemerkt, man unterscheide doch gut, daß das schon jahrtausendealte Eis sei, im Gegensatz zu dem Eis auf den Vorbergen. Da sehe ich plötzlich den Großglockner in riesenhaften Ausmaßen schneeweiß gegen den schwarzen Nachthimmel in voller Klarheit leuchten. Ich antworte überrascht: Ach ja, ich hatte bloß nicht richtig

akkomodiert. Damit verlischt der grandiose Eindruck. Ich frage N., ob er nicht auf die Uferanhöhe hinaufgehe. Nein, er habe keine Zeit. Ich mache mich auf den Weg.“

Thomas kam aus dem Staunen über diese machtvolle und erhabene Traumvision nicht heraus. Er konnte sich nicht genug darüber wundern, in welcher völlig anderer Welt sich seine unbewußte Phantasie bewegte als alles das war, was sein Bewußtsein beschäftigte. Was hatte es zunächst mit dem Paar in prachtvollen Pelzmänteln auf sich, und warum stieg er selber, wie auf geheimen Befehl, in den See hinunter? Vor allem aber die Parousie des majestätischen Eisgebirges vor dem schwarzen Nachthimmel über der gefrorenen Seefläche und den weithingestreckten, schneebedeckten Vorgebirgen — was geschah ihm da, der Tag für Tag im engen Labor mit trockenen Experimenten sich plagte? Er bekam es fast mit der Angst zu tun: welche geisterhaften Fernen taten sich da im inneren Horizont seiner Seele auf? So, als habe für einen Augenblick ein majestätischer Sitz der Götter sich enthüllt.

Der Traum und die Einfälle zu ihm ergaben eine bedeutungsgeladene Atmosphäre. Es schien ihm ein russisches Bojarenpaar zu sein, das am Quai vor ihm herging, und auf dessen unhörbare Frage hin er ins Wasser gestiegen war; vielleicht waren es auch Forscher, Entdecker auf dem Gebiet der Physik, wie das Ehepaar Curie oder andere. Das Paar erinnerte ihn auch an jenes andere Paar im Traum vom Sturm (Traum 4, c), das die kalten Windstöße von ihm abgehalten hatte. Als sie verschwanden, war es Nacht, das Wasser zu Eis geworden; er sah nur noch sein nüchternes „alter ego“, den Mitstudenten N., der ihm, in keiner Weise beeindruckt, mit geologischer Feststellung die Altersschichten des Gebirges zeigte, ohne daß er selbst zunächst „akkomodieren“ konnte. Er bemerkt nur einen ganz schwachen Schimmer, — bis es sich auf einmal auftut wie eine Epiphanie von etwas Überirdischem.

Der Therapeutin fiel eine Stelle aus Goethes „Briefen aus der Schweiz“ ein — Thomas kannte sie nicht — die in merkwürdiger Ähnlichkeit den Eindruck der Reisenden bei der ersten Begegnung mit dem Montblancmassiv wiedergibt. Diese Briefstelle, in Chamounix am 4. November 1779 datiert, lautet:

„Es wurde dunkler, wir kamen dem Thale Chamouni näher und endlich darein. Nur die großen Massen waren uns sichtbar. Die Sterne gingen nacheinander auf, und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge, rechts vor uns, ein Licht, das wir nicht erklären konnten. Hell, ohne Glanz, wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden, nur größer, unterhielt es lange unsere Aufmerksamkeit, bis es endlich, da wir unseren Standpunkt änderten, wie eine Pyramide, von einem inneren geheimnisvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eines Johannismurmes am besten verglichen werden kann, über den Gipfeln aller Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Montblanc war. Es war die Schönheit dieses Anblicks ganz außerordentlich; denn da er mit den Sternen, die um ihn herumstuden, zwar nicht in gleich raschem Licht, doch in einer breitem, zusammenhängenden Masse leuchtete, so schien er den Augen zu einer höheren Sphäre zu gehören, und man hatte Mühe, in Gedanken seine Wurzeln wieder an der Erde zu befestigen. Vor ihm sahen wir eine Reihe von Schneegebirgen dämmernd auf den Rücken von schwarzen Fichtenbergen liegen, und ungeheure Gletscher zwischen den schwarzen Wäldern hinunter in's Tal steigen.“

Seit ältesten Zeiten hat das Urerlebnis des himmelragenden Gipfels, der sich unmittelbar auftut, das Herz des Menschen ergriffen und zum tiefen Gefühl der Präsenz des Heiligen gestimmt. Der Berg als die wolkenragende, starke Festung, ein Inbild des bergenden Mütterlichen, — der Gletscher als ein solches des jungfräulich Unnahbaren waren in Thomas' Traum zur Einheit verschmolzen. Für die Religionen der Frühzeit ist der „Weltberg“

inneres Symbol dessen, was in der Welt bergend ist und zugleich über die Welt hinausweist. Der objektivierende Verstand unseres Träumers war von der Vision für einen Augenblick überwältigt. Die therapeutische Bedeutung eines solchen Traumereignisses braucht wohl kaum mit weiteren Worten hervorgehoben zu werden. Der verrannte, in bemächtigenden Haltungen erstarrte, von der Nichtigkeit des Daseins angekränkelte Geist fühlte sich hineingerückt in die Anschauung eines Erhabenen, das seit Urzeiten den Menschen zur Verehrung unsterblichen Wesens stimmte.

In der weiteren Amplifikation des Traumes erinnerten wir uns auch an Bachofens „Griechische Reise“ (1850). In beinahe trunkenen Worten dichterischer Begeisterung malt er den Ausblick von der Höhe der Akrokorinth auf Helikon und Parnass, wie sie die gewaltige Rotunde des griechischen Berglandes zwischen den Meeren herrlich überragen.

Wenn Traumdeutung letztendlich auf wahre Vergegenwärtigung des menschlichen Seins in der Welt in seiner Öffnung zum Transzendenten hinausläuft, so hatte dieser Traum für beide Partner ein Stück davon möglich gemacht.

Er bildete zugleich, wie zu erwarten war, die Peripetie zu einer anderen Thematik. Der nächste Traum bringt (Teil b) den „Absturz“ in die Realität des Alltags; die unbewußte personale Steuerung ruft nun die Wirklichkeit der mitmenschlichen Beziehungen mit allen ihren ungelösten Problemen vor das innere Auge.

### *Das menschliche Du*

#### *Traum 9*

„Rasende Schlittenfahrt in der Dämmerung eines sehr klaren Abends. Es geht von großer Höhe aus in sehr raschem Tempo nach links um den Berg herum. Auf der Steilstrecke um den Berg begegne ich einem kleinen Chow-Chow. Ich strecke meine Hand

nach ihm, er beißt sich ohne mich zu schmerzen fest und springt auf den Schitten. Auf einem Teil der sehr schönen Rodelfahrt sehe ich die Sonne groß und rot untergehen. Der Schnee scheint davon ganz rosarot wider. Ich suche in der Sonnenscheibe nach den Sonnenflecken, die das Nordlicht, das jüngst zu sehen war, ausgelöst haben sollen, und erkenne sie auch. Die Sonne ist ganz wunderbar hell. Zur Linken über dem Schnee wird eine Taube hell angestrahlt.

b) Auf einem alten Schloß, das auf einem hohen Berg mit weit-  
ausgedehnten Wiesen liegt, improvisiert eine kleine Gruppe junger Leute, zu der ich gehöre, ein Theaterstück. Ein Maharadsha wird erwartet, er kommt auch, ist aber sehr langweilig. Ich als sein erster Gegenspieler weiß nichts mit ihm anzufangen. Dann wird ein Geländespiel daraus. Ich gehöre nicht mehr recht dazu. Habe irgend eine Funktion im Alleingang, wobei ich durch wundervollen Hochwald komme. Als ich mich an eine Gruppe der anderen anpirsche, ruft jemand: du Rindvieh! Ich verstehe aber nicht, was ich falsch gemacht habe. In den Schloßhof zurückgekehrt werde ich wieder beschimpft und kehre gekränkt um. Ich komme an einen Weiher mit klarem Wasser, in dem sich alles in schönen Herbstfarben spiegelt.“

Der Traumteil a wird von dem Träumer als ein Höhepunkt, ein beinahe vollkommenes Glücks- und Lebensgefühl empfunden. Berg und Sonne, Hund und Taube, das Rodeln in der rosafarbenen Schneedämmerung — er erlebt das alles wie eine bedeutungsvolle aber tiefeinsame Selbstbegegnung.

Umso krasser ist der Stimmungsumschwung im zweiten Traumteil. Phantasie und Intuition lassen ihn im Stich, das Spiel mit dem Maharadsha mißlingt kläglich; vor allem aber in dem anschließenden Geländespiel, in dem männlicher Scharfsinn und Pfadfindertugenden in Führung liegen sollten, in dem alles auf das gute Gemeinschaftsempfinden, den instinktsicheren Kontakt der Gruppenmitglieder ankommt, versagt der Träumer.

Er wird höchst unart kritisiert und wendet sich im Gefühl seiner hoffnungslosen Unzugehörigkeit und Isolierung von der Gruppe ab, schmerzlich berührt von seiner Unangepaßtheit an das Wir der Kameraden.

Das „Geländespiel“ ist nur allzu charakteristisch für die mangelhafte Lebendigkeit seiner Beziehung zu den Menschen. Unter seinesgleichen fühlt er sich unsicher, kontaktlos; er versucht mit Erfolg, durch seinen glänzenden Intellekt zu imponieren, aber im Grunde beneidet er bitterlich manche der anderen, die aus einer so viel glücklicheren Einheit und Harmonie ihrer Kräfte zu leben scheinen. Sein brennender Ehrgeiz wiederum reibt sich an den „Brutalen“, die ihn lächelnd beiseite schieben, durch die er sich immer wieder „einfach gelähmt“ vorkommt. Ein vertrauender Zugang von Herzen zu Herzen, eine einfache mitmenschliche Solidarität ist ihm längst verloren gegangen. Hat er sie je besessen? Übersensibilisiert durch sein Symptom der sexuellen Impotenz, von dem er vermutet, daß alle darum wissen und ihn deshalb nicht für voll nehmen, blockiert ihn dies fatale Problem als eine unüberwindliche Schwierigkeit.

Es liegt aber bei ihm derselbe psychologische Tatbestand vor wie stets, wenn der eigentliche Kontakt zum anderen Geschlecht nicht gefunden werden kann: der Kontakt zum eigenen Geschlecht ist noch viel brüchiger, ist im circulus vitiosus durch Angst, Mißtrauen und ichhafte Sicherungen verhemmt. Der Eigensinn der Neurose will den Zugang zum anderen Geschlecht krampfhaft erzwingen, da der Mensch sich selbst und vor allem seinen Geschlechtsgenossen beweisen zu müssen glaubt, daß er nicht weniger wert ist als die anderen. (Bei Frauen finden wir diese Verfassung oft in der Form, daß die Frigide durch stets erneute sexuelle Abenteuer den Orgasmus endlich erobern will, um sich selbst von ihrer „Weiblichkeit“ zu überzeugen.) Die therapeutische Aufgabe aber hat nicht diesem Eigensinn zu folgen, sondern ganz andere Wege zu beschreiten. Die therapeutische Fragestellung richtet



sich auf das erste Welterleben des Kindes, den Urzusammenhang mit der Mutter, dem Vater und den anderen bestimmenden Erstgestalten, und geht schrittweise den Störungen und Verfremdungen im Urvertrauen des Menschen nach, die seine aktuellen Gefühlsbeziehungen noch immer aus tief unbewußten Ängsten heraus durchwalten. So muß das Du in vielen organischen Aspekten gleichsam nochmals neu aufgebaut werden. Und es kann sich nur aufbauen aus der Freilegung der tiefsten Quellen des Glaubens und der Liebe, aus denen sich zugleich das Selbst verwirklicht. Die in echten Reifungsschritten gewachsene Hingabefähigkeit an den Liebespartner stellt dann erst die eigentliche Blüte des ganzen Baumes dar. Die Preisgabe der unbewußten Sicherungen und das wirkliche Offenwerden für den Menschen, das Ergriffenwerden vom Wesen des Du, das Verzichtkönnen um eines Mitmenschen willen, sind die unabdingbaren Vorstufen der Heilung gerade auch bei der engeren sexuellen Symptomatik. Es ist also ganz folgerichtig, daß Thomas' Traumerleben sich nun dem Männlichen und seiner Beziehung zur pluralen Gruppe zuwendet. In der bisher dargestellten Phase mußte zunächst einmal das verengte, ebenso hörig-süchtige wie punktuell eingeschränkte Erleben des Weiblichen in der Welt „archetypisch“ geweitet und gelockert werden. Wir sahen diesen Vorgang Form gewinnen in den acht angeführten Träumen der bisherigen Stufe, beginnend mit der kriegerischen Frau, die ihm die neue Waffe reicht, dem gestörten Malen des Bildnisses der Erika, bis hin zu dem großen Gletscherbild, das ihm wie ein urtümlicher Mythos, wie die urtümliche Geistidee vom ewigen Wesen des Weiblichen aufschien, die auch in der roten Sonne der Rodelfahrt (deren Protuberanzen das magische Spiel des Nordlichts erzeugt haben sollten) noch einmal anklang. Jetzt erfolgt eine Reihe von Träumen, die sich in zunächst vorwiegend depressiver Gestimmtheit um das Thema der Männerfreundschaft bewegen. Wir können nur wenige von ihnen noch zur Darstellung bringen, um dann an

einem letzten hier zu zeigenden Traum den Übergang zu einer echteren, reiferen Schau des Liebesthemas sichtbar werden zu lassen.

#### *Traum 10*

„Mein Vater ist gestorben. Unklar, wie ich es erfahren habe. Ich bin allein in der Großstadt. Überlege, wie ich es im Institut verheimlichen kann, um den Kondolationen zu entgehen.“  
Der Vater des Träumers wohnt in einem anderen Lande. Er befindet sich bei guter Gesundheit; ein realer Grund zu einer diesbezüglichen Befürchtung liegt nicht vor. Seit seiner zweiten Verheiratung besteht zwischen Vater und Sohn kein inniges Verhältnis mehr. Welche Schwächen und Fehler der Vater auch gehabt haben mag, er wurde in der Kindheit von Thomas als ein Stück Zuverlässigkeit, als ein treuer Vater erlebt, bei dem Hilfe zu finden war. Aber freilich, mit dem Problem der Frau wurde auch er nicht fertig, und so läuft ein Riß durch das Bild erwachsener Männlichkeit, das Thomas in seinem Vater erlebte. Der Tod des Vaters im Traum mag uns als ein schmerzlicher Durchbruch zur eigenen Männlichkeit erscheinen, ein Einrücken aus dem beschirmten Kindheitsreich in die Reihe derer, die unbeschirmt durch Elterngestalten dem Tod und dem Leben ausgesetzt sind. Wenn dies aber normalerweise gerade tragbar wird durch die Verflochtenheit des Menschen mit geliebten und vertrauten Mitmenschen, so berührt uns hier das tiefe Gefühl der Wurzellosigkeit und Einsamkeit unseres Träumers. „Unklar, wie ich es erfahren habe. Ich bin allein in der Großstadt.“ Und es springt erschütternd in die Augen, wie radikal jeder natürliche Schmerz und jedes natürliche Gefühlserleben unterdrückt und einzig und allein die Sorge zugelassen wird, wie wohl vor der Umwelt des Arbeitsplatzes dieser Tod verborgen werden kann, um lästige Gefühlsbezeugungen, die der Träumer von vorneherein als unecht präjudiziert, von sich abzuhalten. „Überlege, wie ich es verheimlichen kann, um

den Kondolationen zu entgehen.“ Ein öderes Ausgeschlossenheit aus dem Liebeszusammenhang der im Schicksal verbundenen lebendigen Menschen ist kaum vorzustellen.

#### *Traum 11*

„In unserem Labor. Jemand hat meinen Geigenkasten aufgeschlagen. Herr F. (Chef und Doktorvater des Träumers) spielt ironisch und mit teuflischen Gebärden auf meiner Geige, indem er die Saiten zwischen Griffbrett und Steg fast bis auf die Decke hinunterdrückt. Ich ringe empört nach Worten und will in einem hysterischen Anfall das Labor auf immer verlassen. Doch es gelingt mir, ruhig zu bleiben. Das Bewußtsein, das ich ja selbstverständlich nicht hierhergehöre, bemächtigt sich meiner.“

Die innere Not und Einsamkeit des Patienten wird in diesem Traum auf die Spitze getrieben. Nicht eine neue Vatergestalt bietet sich hilfreich, überbrückend und führend aus unbewußter seelischer Produktivität an, vielmehr treibt der geistige Vater mit „teuflischen Gebärden“ seinen Spott mit ihm. Höhnend gibt er sein Heiligtum, seine Geige, dies einzige Instrument seiner „anderen Seite“, nämlich seiner introversiven, echten und zarten Kommunikation mit der Welt, den lachenden Mitschülern preis. Zum verstärkten Wutaffekt aufgepeitscht ringt der Träumer nach Worten. Aber er bricht nicht aus in gesunde Aggression, die diese Untat, dies schmachvolle Sakrileg rächen würde. Er hat nicht den Mut zu einer Herausforderung von Mann zu Mann, und nicht einmal zu einem „hysterischen Anfall“, der sich doch noch immerhin an die anderen wenden würde, reicht es. Krampfhaft zieht er sich in sich zurück, reißt sich radikaler los, verstärkt seine traurige Abgespaltenheit in eisiger Verachtung und bitterem Hochmut.

Auch in der Realität steht Thomas mit Herrn F. denkbar schlecht, obwohl dieser seine wissenschaftlichen Qualitäten schätzt und ihn zur weiteren Mitarbeit heranbilden möchte. Aber der primitiv selbstbewußte, vital prächtige Habitus des F., der von keiner mu-

sischen Note angekränkt ist, reizen den sensiblen Thomas unentwegt. Er vermag es noch nicht, seinen eigenen „Schatten“ in jenem zu erkennen und sich in der gelassenen Selbstverwirklichung seiner Eigenart dem älteren Mann gegenüberzustellen.

Hatte der Traum vom Tod des Vaters den Träumer in eine entfernt angedeutete Polarität zum eigenen Tode gebracht, so konfrontiert ihn nun der teuflische Doktorvater mit dem Bösen in der Welt. Beiden Grenzproblemen der menschlichen Existenz gegenüber versagt zunächst das Gefühl, versagt zunächst die schaffende Produktivität des Herzens, die sich in der Liebe — in der Liebe zu sich selbst und zum Du — als Antwort auf diese Grenzprobleme entwerfen möchte. — In den therapeutischen Gesprächen werden diese Zusammenhänge immer wieder in allen ihren Aspekten durchgearbeitet. In einem nächsten Traum finden wir erste, spärliche Ansätze, die diese stumme depressive Rückzugshaltung des Träumers zu überwinden scheinen.

#### *Traum 12*

„Am Nymphenburger Kanal sitze ich auf einem Chausseestein. Ich sehe meinen Kommilitonen O. im Auto herankommen und gebe ihm ein Zeichen, daß er halten soll. Bis zum letzten Moment bin ich unsicher, ob er wirklich halten werde, was er dann mit schroffem Bremsen tut. Mehrere Kameraden steigen aus. Ich habe von Anfang an das Gefühl, daß ich nicht mehr dazugehöre. O. erzählt, daß sie die Matthäuspassion gespielt hätten. Ich frage gleich, wer die Geigenarie gespielt habe. Er nennt mir das Mädchen, das wir in unserem früheren Quartett als zweite Geigerin hatten. Ich bin furchtbar enttäuscht, daß man mich nicht aufgefordert hatte. O. sagt, er würde das gerne einmal von mir hören — ich lehne stolz ab. Aber dann frage ich doch, ob sie eine gute Flöte gehabt hätten. O. erschien mir wieder wie mein besseres Ich.“

Traurigkeit und Vereinsamung durchwaltet auch diesen Traum.

„ . . . Und wer's nie gekonnt, der stehle weinend sich aus diesem Bund.“ Die Geigenarie im Anfang des zweiten Teils der Matthäuspassion liebt der Träumer besonders innig; er beherrscht sie technisch und verströmt in ihr alles, was von sehnsüchtig suchender Frage verborgen in ihm lebt. In ihr kann er seine tiefere, seine eigentliche Seele offenbaren, und solche Momente bilden für ihn die Brücke zu den Menschen. Aber man hat ihn nicht gebraucht, ihn nicht gerufen, hat ihn ausgeschlossen von der heilig ernstesten Kommunikation durch das hohe Werk der Musik.

Und doch gibt es, trotz der abgründigen Enttäuschung des Träumers, in diesem Traum winzige Keime einer Hoffnung und Ansätze zu mitmenschlicher Gemeinschaft. Thomas gibt ja den jungen Männern das Zeichen zum Halten, und sie tun es auch. O. reicht ihm die Hand durch die Äußerung, er würde die Geigenpartie gerne von Thomas hören. Zwar weist er diese Einladung stolz zurück als sei sie nur Herablassung, kommt aber dann doch dem anderen durch die Frage nach der Besetzung der Flöte entgegen. Und in der Schlußbemerkung des Träumers, daß in dem lebensvollen O. ihm sein „besseres Ich“ erscheine (und das heißt das Bild seiner heilen Möglichkeiten), dürfen wir wohl auch einen Schritt sowohl zur Selbstannahme wie auch zur Annahme des Du erkennen.

Vor allem aber fragen wir uns, was es besagen könnte, daß überhaupt hier die Matthäuspassion und eben diese Geigenarie im Traumgeschehen auftaucht. Warum schickt er sie sich zu, erinnert sich ihrer, wenn auch in so inadäquater Einbettung? Im vordergründig akzidentellen Ablauf der Traumvorgänge spielt sie nur die Rolle des verbindenden Gesprächsstoffes, löst das Fragen hin und her, Eifersucht, Ehrgeiz, Enttäuschung aus. Hat sie aber nicht in früheren Abschnitten seiner Geschichte den religionslos erzogenen Knaben tief ergriffen und tut es auch heute noch, weit über das nur Ästhetische hinaus? Die betreffende Geigenarie findet sich nach dem Rezitativ: „Da hub er (Petrus) an, sich zu ver-

fluchen und schwören: ich kenne dieses Menschen nicht. Und alsbald krähet der Hahn. Da dachte Petrus an die Worte Jesu, da er zu ihm sagte: Ehe der Hahn krähen wird, wirst du mich dreimal verleugnen. Und ging hinaus und weinte bitterlich.“

Nach einer Pause des Verstummens, in der es wohl keinen Hörer gibt, der nicht erzitterte unter der Tiefe der menschlichen Schuld, der nicht erbebte unter dem ewigen tragischen Verrat des Menschen an der Gottheit, setzt mit zartem Piano diese Arie unvergleichlicher Demut und Reinheit ein, mit der sich dann im Verlauf die wunderbare, schwermütige Alt-Arie: „Erbarme dich, mein Gott, um meiner Zähren willen“, verflücht. Wurde der Träumer hier nicht von einer Dimension von Wahrheit berührt, die durch seine Ichsorge, seinen Machtkampf, seine Einsamkeit wie mit einem anderen Lichte hindurchstrahlte? Mußte nicht in diesem Lichte das qualenreiche Leben der Menschen miteinander ein anderes Gesicht gewinnen? Mußten sich nicht die Werte und Gewichte unserer Existenz im Anhauch dieser Wahrheit verwandeln? — In unserem Gespräch wurde diese Frage nur angedeutet.

Die hier zur Darstellung gebrachten Träume verteilen sich auf einen Zeitraum von etwa fünf Monaten, das erste Drittel der Behandlungszeit, in dem Thomas bereits begann, sich unter Menschen freier und natürlicher zu geben. Er gewann an innerer Sicherheit und an Freude auf seinem Arbeitsfeld, begann, seine Aufgabe klarer zu sehen und zu bejahen. Es ging ihm auf, daß dieses Leben sich lohnt und soviel Sinn hat, als der sinnempfangende, offene Mensch ihm schöpferisch verleiht. Die Mitarbeiter, auf die er vorher „allergisch“ reagiert hatte, wurden ihm mit-samt ihren Schwächen ertragbar, schätzens- oder gar liebenswert. Er begann, sich kräftiger auf sich selbst zu stellen, er lernte angreifen, ohne dabei doch die Substanz des Angegriffenen durchbohren zu müssen. Seine Symptome wie Gedächtnisschwäche, Konzentrationsunfähigkeit, „Stimmengewirr“ u. a. klangen all-

mählich ab. Er blieb immer noch heftigen Stimmungsschwankungen unterworfen und fühlte sich in depressiven Augenblicken leer und ummauert, konnte aber dann wenigstens daran glauben, daß Erde und Himmel noch da waren, und daß die Tür sich auf-tun würde. Sein Horizont weitete sich, und er gewann Interesse für Phänomene, die er vorher wenig beachtet hatte, besonders auf den Gebieten der Geschichte, der Philosophie, der Kunst und der Dichtung. Zwischen ihm und einem originellen, lebhaften jungen Mädchen (nicht der anfangs erwähnten Erika), begann ein tiefes Interesse aufzukeimen. Beide wurden es gewahr, daß das Wach-senlassen, das Ertragen von Spannungen zum unvergleichlich schönen Vorfeld des tiefsten Erlebens gehört; jeder wurde dem anderen zum Erzieher in der infiniten Differenzierung des Her-zens. Die Frage der Ehe wurde von beiden wissend und ver-antwortlich erwogen. Im weiteren Verlauf erwies sich das Symp-tom der Impotenz als vollständig überwunden.

Ein Traum, der etwa einen Monat nach dem geschilderten Be-handlungsabschnitt sich ereignete, sei als letzter hierhergesetzt, um die veränderte und vielfach sich öffnende Weltstimmung des Träumers zu beleuchten.

### *Traum 13*

„In einer großen Barockkirche erlebe ich ein Mysterienspiel, bei dem eine Frauengestalt besonders mitwirkt. Auf einmal ist sie verschwunden, um im nächsten Augenblick als Artemis am Kir-chenhimmel zu erscheinen. Wir alle brechen in begeisterte Rufe: Artemis! aus. Dann bin ich am Fenster der Universitätsbibliothek. Ein Gewitter zieht auf. Der ganze Himmel ist mit kleinen Cirrus-wolken bedeckt, die sich sehr schnell bewegen und die Form von Schriftzeichen annehmen. Ich habe an diesem Tag meine Freun-din noch nicht gesehen und überlege, ob ich sie anrufen soll, um sie auf die Cirruswolken aufmerksam zu machen. Plötzlich stehen kleine Flammenherde am Himmel, in ihnen erscheint wieder für

einen Augenblick die herrliche Gestalt der Artemis. Mein Freund O. hatte mir Brot und Wein hingestellt. Ich nehme davon und denke über das Geschaute nach. Jetzt kommt O. mit einem frem-den Herrn herein. Sie sind in Mantel und Hut und fordern mich auf, sie zu einer Fahrt in das Gewitter zu begleiten. Ich bin gerne dabei, rufe aber zuerst noch meine Freundin an.“

Wir wundern uns über die Fülle der Symbole verschiedener Reli-gionen, die hier in unbefangener Weise miteinander ins Spiel kommen, so etwa, als käme der Traum aus jener fruchtbar weiten Sphäre, in der Heidnisches und Christliches noch miteinander ge-mischt und verschmolzen sind. Artemis, die jungfräuliche Zwi-lingsschwester des Licht- und Todesgottes Apoll, die Jägerin und zugleich Schützerin des Lebens, der Tiere und der Geburten, beherrscht das Bild, — sie, die besonders in ihrem asiatischen Aspekt ja auch Muttergöttin ist und zugleich als wilde, elemen-tare Naturgottheit von Korybanten umschwärmt durch die Ge-birge schweift.\* Sie erscheint im Gewölbe einer christlichen Kirche im Fortgang eines doch offenbar christlichen Mysterienspiels, den Taumel ekstatischer Begeisterung auslösend, und sie erscheint wieder in den flammenden Hieroglyphen des Gewitterhimmels, zu dem der Träumer nunmehr aus der geistigen Sammlung und Stille des Bibliothekraumes aufblickt. Wer dünkte bei dem be-geisterten Zuruf „Artemis“! nicht auch an jene dritte Missions-reise des Paulus und jenen Aufstand gegen die christliche Lehre zu Ephesus, der in dem Schrei gipfelte: „Groß ist die Artemis von Ephesus!“ (Apg. 19, 23 ff). Bei den jährlich auf Delos ge-feierten Artemisien, den Festen der Artemis, aber stand im Mit-telpunkt der als Brautschau gefeierte Umzug der Göttin, der in einem Mahl endete, bei dem Eppich und Salz geopfert wurde.\*

\* Vgl. W. F. Otto, Die Götter Griechenlands, Frankfurt 1947.

\* M. Nilssen, Griechische Feste von religiöser Bedeutung, Darmstadt 1957.

Brot und Wein, die Ingredienzen des christlichen Altarsakraments, findet der Träumer auf dem Tisch der Bibliothek, und zwar dort für ihn hingestellt von dem früher feindlichen O., den wir als das „bessere Ich“ des Träumers (Traum 12), schon kennen. Erfüllt von allem, was er geschaut, ruft Thomas die Freundin an und geht dann mit den Männern, dem Freunde und dem Fremden, in das Gewitter hinaus.

So weben sich wieder die beziehungsvollsten Andeutungen in dem Traumnetz ineinander. Spüren wir nicht in der angstlosen Sprache des Traumes und im dunkel reichen Spiel seiner Phantasie die Werdenskeime eines wirklich werdenden Menschen?

*Weitere Werke zu Psychotherapie und Psychologie*

KONRAD WOLFF · PSYCHOLOGIE UND SITTLICHKEIT  
274 Seiten. Leinen

HEINZ HÄFNER · SCHULDERLEBEN UND GEWISSEN  
Beitrag zu einer personalen Tiefenpsychologie  
182 Seiten. Leinen

HANS MARCH · VERFOLGUNG UND ANGST  
in ihren leib-seelischen Auswirkungen. Dokumente  
273 Seiten mit 32 Abbildungen. Leinen

MICHAEL BALINT · ANGSTLUST UND REGRESSION  
Beitrag zur psychologischen Typenlehre  
113 Seiten. Halbleinen

FELIX SCHOTTLAENDER · DAS ICH UND SEINE WELT  
Zu Psychoanalyse und Personverständnis  
Herausgegeben von Lene Kessler. Mit einem Lichtbild des Verfassers.  
348 Seiten. Leinen

FELIX SCHOTTLAENDER ZUM GEDÄCHTNIS  
Jahresalmanach 1959 des Stuttgarter Instituts für Psychotherapie und  
Tiefenpsychologie. 186 Seiten. Leinen

NEUROSE — EIN PSYCHOSOZIALES PROBLEM  
Aus Felix Schottlaenders Stuttgarter Kreis  
Jahresalmanach 1960 des Stuttgarter Instituts für Psychotherapie und  
Tiefenpsychologie. 231 Seiten. Leinen

ARTHUR JORES · DER MENSCH UND SEINE KRANKHEIT  
Grundlagen einer anthropologischen Medizin  
2., erweiterte Auflage. 192 Seiten. Leinen

LÉON GRINBERG, MARIE LANGER, EMILIO RODRIGUÉ · PSYCHO-  
ANALYTISCHE GRUPPENTHERAPIE  
Praxis und theoretische Grundlagen  
Herausgegeben von Werner Kemper. 247 Seiten. Leinen

HEINZ HARTMANN · ICHPSYCHOLOGIE UND ANPASSUNGSPROBLEM

96 Seiten. Halbleinen

ALEXANDER MITSCHERLICH (HRSG.) · ENTFALTUNG DER PSYCHO-  
ANALYSE

Das Wirken Sigmund Freuds in die Gegenwart

282 Seiten. Leinen

RENÉ A. SPITZ · DIE ENTSTEHUNG DER ERSTEN OBJEKT-  
BEZIEHUNGEN

Direkte Beobachtungen an Säuglingen während des ersten Lebensjahres.  
Mit einem Geleitwort von Anna Freud. 2. durchgesehene und erwei-  
terte Auflage. 132 Seiten. Halbleinen

RENÉ A. SPITZ · NEIN UND JA

Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation

142 Seiten. Halbleinen

\*

Tagungsberichte der Stuttgarter Gemeinschaft „Arzt und Seelsorger“  
Herausgegeben von Wilhelm Bitter:

MAGIE UND WUNDER IN DER HEILKUNDE

177 Seiten. Leinen

ANGST UND SCHULD IN THEOLOGISCHER UND PSYCHO-  
THERAPEUTISCHER SICHT

2., erweiterte Auflage. 184 Seiten. Leinen

MEDITATION IN RELIGION UND PSYCHOTHERAPIE

371 Seiten. 9 Abbildungen. 10 Tafeln. Leinen

ZUR RETTUNG DES MENSCHLICHEN IN UNSERER ZEIT

Erscheint 1961

ERNST KLETT VERLAG STUTTGART

21.30/81-42

stellen diese Frage anders, obwohl ihnen allen gemeinsam die Hemmung oder die Zerstörung der Glaubenskraft ist. Vier Hauptthemenkreise unterscheidet Herzog-Dürck, aus denen die vier Haupt-Neurosenformen resultieren: Die Mutterthematik (oder Geborgenheitsthematik), die Vater- (oder Freiheits-) Thematik, die Elternthematik (oder Jügendthematik der Ordnungen) und die Verlassenheits- oder Einsamkeitsthematik. Ihnen entsprechen im Bereich der Neurosen die Depression, die Zwangensneurose, die Hysterie und die schizoide Neurose. Die Therapie, die eine Übung im Menschsein dazustellen hat, wird sich diesen verschiedenen Thematiken anpassen.

Das Buch, das aus einem theoretischen und aus einem praktischen Teil (mit Fallberichten) sich zusammensetzt, trägt eine Fülle neuer Ideen zur personalen Psychotherapie bei, gibt viele wertvolle Hinweise für die praktische Arbeit mit ihr und zeigt, wie bedeutungsvoll gerade heute eine solche, auf die Restitution des Menschseins abzielende Form der Heilung ist.